STAATLICHE JUGENDPFLEGE UND LEBENSBEDÜRFNISSE VON JUGENDLICHEN

EINE KRITISCHE ANALYSE DER ARBEIT DES AMTES FÜR JUGENDPFLEGE (Jug VI)DER ABT. JUGEND UND SPORT DES BEZIRKSAMTS SPANDAU VON BERLIN IN DEN JAHREN 1972 - 1977

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung eines Grades eines
Doktors der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
am Fachbereich 11 der Freien Universität Berlin
vorgelegt von

Dipl. -Pol. Götz Aly aus Heidelberg
Dipl. -Pol. Udo Knapp aus Altenburg

1978

STAATLICHE JUGENDPFLEGE UND LEBENSBEDÜRFNISSE VON JUGENDLICHEN

EINE KRITISCHE ANALYSE DER ARBEIT DES AMTES FÜR JUGENDPFLEGE (Jug VI) DER ABT. JUGEND UND SPORT DES BEZIRKSAMTS SPANDAU VON BERLIN IN DEN JAHREN 1972 - 1977

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung eines Grades eines
Doktors der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
am Fachbereich 11 der Freien Universität Berlin
vorgelegt von

Dipl.-Pol. Götz Aly aus Heidelberg
Dipl.-Pol. Udo Knapp aus Altenburg

UNIV.
LEIDEN
BIBL.

Erster Gutachter: Prof. Dr.Reinhart Wolff

Zweiter Gutachter: Prof. Dr. Wolf-Dieter Narr

Tag der Promotion: 13. Juli 1978

INHALTSVERZEICHNIS

FRAGESTELLUNG UND METHODE 3

Der subjektive Ausgangspunkt unserer Arbeit 9

Die Linke in Spandau 16

Vom subversiven Unterwanderer zum linken Kollegen 24

Wir haben 1978 in Spandau aufgehört zu arbeiten 35

Einige Bemerkungen zur Methode 39

JUGENDHEIME, JUGENDLICHE, WOHNVIERTEL, ÄMTER - BEDINGUNGEN UNSERER ARBEIT 56

Das resignierte Nichtstun im Jugendheim 56

Mit wem haben wir es zu tun: z.B. dem Club "Trink-Dich-Frisch" 60

Das Falkenhagener Feld 66

Die finanzielle Ausstattung der Jugendpflege in Spdandau 90

Selbstverwaltungsideologie und methodische Sozialarbeit - Zwei moderne Versuche, sich um Erziehung zu drücken 92

1. Selbstverwaltungs-Initiativen 93

2. Die methodische Sozialarbeit 98

EXKURS: DAS JUGENDAMT SPANDAU ALS TEIL DES KOMMUNALEN STAATSAPPARATS 102

UNSERE ARBEIT IM JUGENDFREIZEITHEIM GELSE 120

Die Arbeit mit den "Trink-Dich-Frischlern" 123

- Die Aktion gegen das Bauamt 127

- Der Bau des Kletternetzes 129

- Arbeitssuche 135

Ist den Opfern der Schule noch zu helfen? 136
- Entwicklung und Durchführung des Projekts 140
  - Allgemeine Organisation 140
  - Schulische Förderung: äußerer Ablauf der Kurse 146
  - Soziale Förderung im Freizeitheim 148
  - Elternarbeit 153
- Schlußfolgerungen

Jugendgruppenreisen - ein Mittel öffentlicher Erziehung 155
Die Radtour in Bayern 159
Die Kanufahrt auf der Altmühl 167
Schlußfolgerungen 176

Arbeit, Erziehung und Politik: Die Renovierung des Hauses der Familie Marschke 179

POLITISCHE BILDUNG IM JUGENDHEIM 198

Ein Seminar für jugendliche Arbeitslose 198
- Ablauf 200
- Kritik an der Bedürfniskonzeption 201

Die stadtteilbezogene politische Jugendfreizeitheim-Arbeit 206
Die Motivationskünstler 207
Die konservative, systembezogene Einbürgerungspädagogik 211
Unsere Versuche politischer Erziehung in Spandau 212

MALEREI UND THEATER IM JUGENDHEIM 231

Die Malaktion 232
- Warum soll realistisch gemalt werden? 235
- Kollektive Arbeit und realistische Darstellungsweise 236
- Der Profi und die Jugendlichen 243
Peter Schneider - Bier und Theater 246

DIE JUGENDARBEITSLOSIGKEIT UND DER JUGENDRICHTER ALS GRENZZIEHENDE ZURICHTUNGSINSTANZEN 264

Jugendarbeitslosigkeit 264

Die "Mordbande" aus dem Falkenhagener Feld und die Macht des Jugendrichters 269

SCHLUSSFOLGERUNGEN 288

LITERATURVERZEICHNIS 296

(S. 3 - 154 von Götz Aly, S. 155 - 295 von Udo Knapp

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41544728_0024

Wandbild im Jugendfreizeitheim "Gelse"
Originalgröße :
4 x 4 m

FRAGESTELLUNGEN UND METHODE

Wir haben von 1972 bis 1977 als Erzieher und Referent für Politische Bildung im Jugendamt Spandau gearbeitet - hauptsächlich im Falkenhagener Feld. Das Falkenhagener Feld ist eine Neubausiedlung des sozialen Wohnungsbaues. Dort leben 30 000 Menschen. Die "Gelse" ist mehr als 10 Jahre nach Baubeginn der Häuser als Jugendheim für die Kinder und Jugendlichen gebaut worden. Sie ist eine Einrichtung des Jugendamtes Berlin-Spandau, Amt für Jugendpflege. Dem Amt steht ein Amtsleiter vor; sein amtliches Kürzel: Jug VI AL.

Wir selbst hatten für unsere Arbeit keine besondere Vorbildung. Als Diplompolitologen ging es uns, von der Studentenbewegung geprägt, zunächst darum, unsere theoretischen Kenntnisse über die Lage der Arbeiterjugend praktisch anzuwenden. Wir haben dabei gelernt, daß die Theorien, die wir

kannten, oft an der Wirklichkeit vorbeigehen. Sie sind also keine Theorien. Die Schlußfolgerungen dieser Arbeit sind Ergebnisse von Lernprozessen; - bestimmte politische Positionen und Erziehungsmethoden kritisieren wir, weil wir ihre Untauglichkeit selbst erfahren haben.

Wir haben lernen müssen, daß "Selbstverwaltung" im Jugendfreizeitheim nicht sinnvoll ist, daß die Erziehung der uns anvertrauten Jugendlichen keine Aufgabe ist, die man zugunsten der politischen Aktion abschreiben und dann den Reaktionären überlassen darf. Für uns sind konkrete Tagesziele in der pädagogischen Arbeit mehr geworden als ziellose "Handwerkelei". Wir haben gesehen, daß Anpassung Erziehung zur Lebensfähigkeit sein kann und kein Schimpfwort sein muß. Nichtanpassung ist nicht befreiend - für die Jugendlichen ist sie lebensbedrohend.

Malaktion, Theaterspielen, Förderkurse, Amtsärger und Ämterärgern, Fahrten, politische Bildung und die Arbeit mit dem Club "Trink-Dich-Frisch", das sind in diesem Buch Beispiele für Teilerfolge. Sie zeigen, daß man trotz widriger Umstände erfolgreich sein kann. Für das Jugendheim, in dem wir gearbeitet haben, konnten wir aber keinen einheitlichen, pädagogisch erfolgreichen Arbeitsplan entwickeln. Das lag nicht nur am amtlichen Unverständnis, den Behinderungen durch das Bauamt, den Finanzkämpfen und Einschüchterungsmanövern. Auch unsere eigene Unsicherheit hat ihren Teil dazu beigetragen. Das Verhältnis zu den Jugendlichen war in vielen Situationen schwierig. Je mehr Erfahrung wir mit ihnen machten, desto klarer wurde uns zwar, daß wir für sie öffentliche Väter und

Mütter sein müssen, desto schwieriger wurden für uns dann aber auch die Erziehungsfragen: Nähe oder Distanz, Liebe oder Strenge.

Wir standen mit unseren Vorstellungen von öffentlicher Erziehung ja auch ziemlich allein. Die Verworrenheit der sozialpädagogischen Diskussion hat dazu geführt, daß heute statt der bastelnden und singenden Fröbelkindergärtnerin, die die Mädchen Puppen spielen ließ und den Jungen das Weinen abgewöhnte, sehr junge Erzieher und Sozialpädagogen die Akademien und Schulen verlassen, die weder singen noch basteln können. Die davon auch nichts halten.

Sie beschränken sich zwangsläufig auf philantropisch-sozialistische Sprüche über die "beschissene" Welt. Sie widerstehen dem Anpassungsdrück einer Behörde kein halbes Jahr und meinen dann: "Unter diesen Umständen kann man eben nichts machen." Um diese Tendenz nicht zu stärken, berichten wir vor allem von gelungenen pädagogischen Aktionen, von unseren Versuchen, den Jugendlichen wirkliche Erfahrungen zu ermöglichen.

Es muß aber festgehalten werden, daß z.B. alle Versuche, im Jugendheim "Gelse" eine besondere Arbeit mit den Mädchen zu beginnen, nicht gelungen sind. Die Mädchen zwischen 12 und 16 sind diejenigen im Jugendheim, die am meisten unterdrückt und gespalten sind. Sie sind Anhängsel der Jungen, werden benutzt, bei passender Gelegenheit wieder abgeschoben, kreischend durchs Haus gejagt. Zu Hause sind sie diejenigen, an denen die Eltern das an Erziehung bzw. Gängelei wettmachen wollen, was sie bei den Brüdern versäumt haben. Die Mädchen

können mit dem sogenannten offenen Beschäftigungsangebot im Jugendheim - Tischtennis, Kicker, Billard - am allerwenigsten anfangen. Die beruflichen Perspektiven einer Hauptschülerin sind so miserabel und erdrückend, daß davon lieber gar niemand spricht. Die Mädchen machen das alles auch noch mit und tücksen sich gegenseitig aus.

Alle Versuche, mit den Mädchen einen eigenen Raum zu gestalten und gegen die Jungs zu verteidigen, blieben erfolglos. Es ist weder uns noch den sehr unsicheren Erzieherinnen, noch den gelegentlich auftauchenden Vertreterinnen der Frauenbewegung gelungen, am Geschlechterverhältnis im Jugendheim zu rütteln.

Insgesamt haben wir festgestellt, daß die Jugendpflege im Prozeß des Erwachsenwerdens keine Rolle spielt. Es stimmt nicht, wenn behauptet wird, sie hole die Jugendlichen von der Straße, dämme Kriminalität ein, fördere Zurichtung und Anpassung. Die staatliche Jugendpflege hat derzeit kein Ziel. Sie fummelt mit vielfältigen, oft dilettantischen Methoden im Freizeitleben einiger Jugendlicher herum. Das Amt vertritt die Position: "Wir sind für alle da!" Gelder werden nach dem Gießkannensystem verteilt. Der Jugendpflege ist ein Wirrwarr von unterschiedlichen Aufgaben zugewachsen und zugeschoben worden: Familien- und Kinderverschickung, Jugendheime, Spielplätze, Jugendschutz, Miniclubs, Politische Bildung, Sozialpädagogik im Schulbereich. Diese "Maßnahmen" und "Einrichtungen" werden ohne inneren Zusammenhang hirn- und sinnlos nebeneinanderher betrieben. Die konkrete Arbeit hängt in hohem Maße von dem Eifer und Interesse des jeweiligen Stelleninhabers ab.

So scheinen uns diejenigen, die der Jugendpflege und jedem anderen Teil des bürgerlichen Staates eine klar umrissene, eindeutig repressive Funktion zuschreiben wollen, auf dem dogmatischen Holzweg zu sein. Es stimmt einfach nicht, wenn die Wilmersdorfer Jungsozialisten schreiben: "Die tatsächlichen Probleme der Jugendlichen werden in Hobbygruppen und durch die anderen Angebote verschleiert"*, oder wenn Manfred Liebel loslegt: "...von den direkten Kontroll- und Disziplinierungsversuchen der Jugendpflege ganz zu schweigen".** Auch wir schweigen von diesen Versuchen: Die Jugendpflege kontrolliert nicht, verschleiert nicht - sie tut einfach nichts.

Wir haben versucht, die Spandauer Kinder und Jugendlichen nicht zum Objekt einer Untersuchung zu machen. Die Arbeit mit ihnen, ihr Leben, ihr Protest, der auch vor uns nicht haltgemacht hat, hat uns selbst verändert.

Deshalb kann die Darstellung unserer Methode sich unmöglich darin erschöpfen, ein sozialwissenschaftliches Meßinstrumentarium darzulegen mit dem Ziel, uns selbst als Beobachter und Akteure verschwinden zu lassen, um dann Objektivität vorzutäuschen.

---

* Wilmersdorfer Jungsozialisten, Dokumente, Juni 1975, S. 4

** H. Lessing/M. Liebel, Jugend in der Klassengesellschaft. Marxistische Jugendforschung und antikapitalistische Jugendarbeit, München 1974, 2. Aufl. 1975, S. 241

Für diese Position, die den Staat immer nur in seiner fiktiven, monolithischen Allmacht beschreibt, ist auch der Aufsatz von J. Fliege u. B. Hafenger "Jugendzentren, Anpassung oder Rebellion?", in: päd extra Nr. 22/1974, S. 9 ff, besonders typisch.

Unserer Meinung nach kommt es darauf an, gerade die Subjektivität unserer Erfahrung darzustellen, um "zu einer eher authentischen als fiktiven Objektivität"* zu gelangen. Man kann in den Wissenschaften vom Menschen nicht so tun, als sei der Untersuchungsgegenstand ein Käfer oder als sei er so fern wie die Beschaffenheit der Marsoberfläche. Da wir als Menschen mit Menschen zu tun haben, wenn wir über ihr Verhalten berichten, haben wir auch immer affektive und subjektive Beziehungen zu ihnen. Jede Untersuchungsmethode, die dies zu leugnen versucht, ist unproduktiv und gleichzeitig menschenfeindlich.

Wir folgen Georges Devereux, der anregt, bei der Darlegung der methodischen sozialwissenschaftlichen Probleme eben nicht das "objektive , experimentelle Instrumentarium", sondern den "Hauptstörfaktor", die eigene Person, in den Mittelpunkt zu rücken und also ein Stück Autobiographie zu versuchen. Deshalb halten wir für das methodische Kapitel folgende Gliederung für sinnvoll:

1. Der subjektive Ausgangspunkt unserer Arbeit in Spandau
2. Die Linke in Spandau: Die Basisgruppe und das Zusammenleben und -arbeiten von neuen und alten Spandauern in Bürgerinitiativen, Gewerkschaftsgruppen und in Spandau
3. Vom subversiven Unterwanderer zum linken Kollegen
4. Wir haben 1978 in Spandau aufgehört zu arbeiten
5. Einige Bemerkungen zu anderen Methoden

---

* Georges Devereux, Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, München 1973, S. 18

1. Der subjektive Ausgangspunkt unserer Arbeit in Spandau

Wir sind 30 und 32 Jahre alt und stammen aus bürgerlichen Familien. Wir haben 1966 und 1967 am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin angefangen, Politologie zu studieren; Diplom haben wir 1971 gemacht. 1972 und 1973 haben wir im Jugendamt Spandau begonnen zu arbeiten.

Der eine von uns (U.K.) ist 1960 aus der DDR in die BRD übergesiedelt. Die Schule in der DDR, das Leben dort, das Bekanntwerden mit halbsozialistischen Lebensverhältnissen, die Kenntnis der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und der faschistischen deutschen Vergangenheit, der Sprung in den kapitalistischen Westen, der das Leben in der DDR als solches eigentlich erst in das Bewußtsein hebt, die Qual des deutschen Gymnasiums und die Flucht zu Sartre, Camus u.a. bestimmten seine Entwicklung zur Universität.

Der andere von uns (G.A.) kommt aus den ordentlichen Verhältnissen Süddeutschlands. Die Auseinandersetzung mit der Nazivergangenheit seiner Eltern und Verwandten haben ihn zu Hause weggetrieben und nach der Wehrdienstverweigerung und einem Jahr karriereorientierter Journalistenausbildung an der Deutschen Journalistenschule und bei der Münchener Abendzeitung nach Berlin ans Otto-Suhr-Institut geführt.

Unsere Entwicklung mündete in die Studentenbewegung. Sie war unser eigentliches Studium. An eine Berufsperspektive haben wir dabei nicht gedacht. In unseren Köpfen und Herzen war etwas vom "Leben für die Revolution". Es war und ist nicht so klar,

was das genau ist. Aber unser weiteres Leben bis zu der Entscheidung, heute nicht mehr im Jugendbereich zu arbeiten - zumindest vorläufig nicht -, ist am besten zu beschreiben als Suchen nach einem Weg, diesen ganzen "Laden" doch noch "umzukrempeln".

Wir haben uns beide nicht an den marxistisch-leninistischen Parteiansätzen beteiligt. Einer von uns hat in der PL/PI (Proletarische Linke/ Parteiinitiative) mitgearbeitet. Aber die ist daran zerbrochen, daß sie von den Studenten weitgehende Selbstverleugnung und den Gang in die Fabrik und das Proletenleben verlangt hat. Dieser Rigorismus, an dem auch die politische Identität vieler zerbrochen ist, hat sich damals immer stärker als Barriere zwischen uns und das "normale" Leben geschoben.

Unsere Entscheidung, im Jugendamt zu arbeiten, war nicht vom Gegenstand der Arbeit her bestimmt, sondern von einer diffusen Vorstellung, näher an die Menschen heranzukommen und sie, mit welchen Mitteln auch immer, zu bewegen, doch endlich loszuschlagen. Vor allem aber blieb uns auch gar nichts weiter übrig, als irgendwo einen Job anzunehmen; arbeitslos herumzuhängen und zu jammern war für uns keine Alternative: Irgendwovon und -wofür mußten wir schließlich leben...

Diese Entwicklung und die einzelnen Entscheidungen, die unsere Arbeits- und Lebenssituation in Spandau bestimmt haben, sind nicht in eine zeitliche oder sachlich logische Abfolge zu pressen. Ein roter Faden wäre hier allenfalls zu erfinden. Wir werden einzelne Momente als Teilaspekte beschreiben. Sie

sind uns gegenwärtig geblieben und können zusammen gelesen einen Eindruck von unseren Niederlagen und Lernschritten ergeben.

Wir haben gelegentlich etwas aufgeschrieben, um uns über unsere Arbeit klarer zu werden. Aus diesen Papieren werden wir zitieren, um anzureißen, wie sich unsere Position entwickelt hat.

Unser Verhältnis zu den Jugendlichen war in dieser Anfangszeit - 1972 - eher instrumentell. Wir haben sie primär als Hebel verstanden, um etwas in Gang, oder wenigstens in Szene zu setzen. Entsprechend fielen unsere ersten Beschreibungen der Amts- und Jugendheimsituation aus. In unserem ersten Arbeitspapier vom Sommer 1972 heißt es unter anderem:

> "Die traditionelle öffentliche Jugendarbeit, die von der onkelhaften, zeigefingererhobenen Vorstellung ausging, den Jugendlichen durch Bildungsangebote den Gesichtskreis zu erweitern, ist seit zwei bis drei Jahren gescheitert.(...)
>
> Es gilt festzustellen, daß den Jugendpflegern auch nichts einfällt oder besser, einfallen darf. Die Programme der Heime existieren nicht. In den Heimen wird Tischtennis gespielt, Billard und rumgehangen. Es existiert eine latente Aggressivität, die sich alle paar Wochen in Prügeleien entlädt. (...)
>
> Die Heimleiter befinden sich in knechtischer Abhängigkeit vom Bezirksjugendpfleger. Sie werden überwacht, untereinander ausgespielt, willkürlich von Heim zu Heim versetzt und sind permanent vom Rausschmiß bedroht. (...)
>
> Bei der Programmgestaltung haben sie, obwohl sie die Jugendlichen am besten kennen, nichts zu melden. Sie müssen die Anweisungen aus dem Amt befolgen. Zugleich werden sie beschimpft, weil sie nichts tun. (...)

Selbsteinschätzung: "Ich bin in diesem Haus der Schlüsselverwalter, die da oben sollen mich mal am Arsch lecken, mich interessiert das alles nicht mehr."

Gehen Jugendliche, meist einzeln, auf die Barrikaden, erhalten sie Hausverbot. Kommt es zu Zusammenrottungen, wird die Polizei geholt. Die Zusammenarbeit von Jugendpflege und Polizei funktioniert reibungslos. Wird es ganz schlimm, dann schließt man das Heim einfach für eine Weile, bis sich die Krawaller verzogen haben, und der alte Trott wird fortgesetzt. (...)

Eines der Hauptinteressen der Jugendlichen sind Beatfeten. Diese Feste werden dadurch unter Kontrolle gehalten, daß sie nur von Clubs durchgeführt werden dürfen. Ein Club wird aus jugendlichen Stammbesuchern des Hauses auf Anregung des Heimleiters hin gebildet. Er muß sich Statuten geben, Vorsitzende wählen, Kassierer etc. Dieser Club muß den Eintritt regeln und kassieren, putzen, für Ordnung sorgen, darauf achten, daß Kinder nicht rauchen und für Schäden aufkommen. Zuschüsse erhalten diese Clubs nicht.(...)

Die Spaltungsarbeit wird vertieft durch das systematische Ausdehnen der Eltern-Kindergruppen, Miniclubs genannt, in den Jugendfreizeitheimen. In diesen Miniclubs, in denen mit geringen Mitteln und unausgebildeten Muttis an meistens zwei Vormittagen in der Woche Kinderarbeit betrieben wird, wird versucht, die aus der Kinderladenbewegung hervorgegangenen Anstöße zu kollektiver Erziehung aufzufangen. Außerdem sollen so das Fehlen von Kindergartenplätzen und die zu hohen Preise dafür verschleiert werden. Zugleich werden die Jugendlichen, die diese Heime dringend brauchen, aus den Jugendheimen vertrieben. (...)

Versucht man zusammenzufassen, dann kann man feststellen, daß alles darauf ausgerichtet ist, jede selbständige Artikulation der Jugendlichen zu verhindern."

In die zitierte Beschreibung der Heime, des Amtes und der Jugendlichen mischten sich die politischen Positionen, die wir damals im Kopf hatten: Es kann und konnte, wie wir später bemerkt haben, keine Rede davon sein, daß "den Jugendpflegern nichts einfallen darf..." Ihnen darf etwas einfallen, aber was

ihnen einfällt, hat mit der Welt der Jugendlichen leider wenig zu tun. Die Heimleiter sind keinesfalls bloß Kriecher und waren es auch zu dieser Zeit nicht. "Knechtische Abhängigkeit" gab es nie, stattdessen herrschte schon damals das dümmliche Sich-gegenseitig-nicht-behelligen, verbunden mit etwas Schurigelei. Eine "reibungslose Zusammenarbeit mit der Polizei" gab es nur in unseren Köpfen. In Wirklichkeit hat die Polizei immer, heute verstärkt, das gemacht, was sie polizeilich für wichtig und richtig gehalten hat, und das Jugendamt hat "Ja" dazu gesagt.

Auch die Behauptung: "Die Hauptinteressen der Jugendlichen sind Beatfeten" ist düster. Dieses "Hauptinteresse" hat seinen Ursprung in der Unfähigkeit der Jugendpflege, etwas anderes für die Jugend anzubieten als Konkurrenzveranstaltungen zu privaten Diskotheken. Die amtliche Unfähigkeit wird den Jugendlichen als Desinteresse unterschoben. Wir sind 1972 der Amtslogik aufgesessen, weil sie der Vorstellung von unserer Erweckerrolle durchaus entgegenkam. Genauso wenig kann von "systematischer Spaltungsarbeit des Amtes" oder dem "Versuch, jede selbständige Artikulation der Jugendlichen zu verhindern", die Rede sein. Stattdessen war und ist das ganze Amt so, daß es selbständige Artikulationsversuche gar nicht unterbinden kann, es aber auch gar nichts dergleichen zu unterbinden gab.

Unser Verhalten in dieser ersten Zeit war daher von den Überlegungen bestimmt: Wie kriegen wir die Jugendlichen dazu, für ihre Bedürfnisse, die wir im Kopf haben, einzutreten? Die haben wir ihnen eingeredet, sie auf die Barrikaden getrieben.

Wie, das haben wir uns genau überlegt. So heißt es in einem Basisgruppenpapier - einer "Einschätzung" - vom September 1972, die uns dabei helfen sollte,die Technik des Aufstandes zu klären:

> "4. Verhalten: Wenn die Jugendlichen mit dem Amt in eine Auseinandersetzung über das Jugendamt betreffende Fragen eintreten: Solange etwas geplant und darüber palavert wird, sind viele dabei, geht es doch darum, konkrete Aufgaben zu übernehmen, die Anforderungen verlangen, verschwinden alle. Zieht eine solche Auseinandersetzung sich länger hin, sagen alle: 'Na siehste, kommt doch nichts bei rum' und resignieren leicht. Gilt es jedoch in einem solchen Zusammenhang eine Aktion zu machen, sei es beim Stadtrat anzurufen, Parolen zu schmieren etc., machen wieder einige mit. Kommt der Stadtrat oder eine andere offizielle Figur ins JFH, dann nehmen sie ihn vor die Brust, er wird beschimpft und bedrängt, plötzlich können sie alle reden, argumentieren und sind radikal.
>
> Soll eine Besetzung vorbereitet werden oder eine solche Diskussion findet statt, findet sich kaum einer bereit, mitzumachen. Läuft die Besetzung, hat vorher eine ausführliche Propaganda stattgefunden, einige Diskussionen, dann sind sie dabei, und man braucht nicht mehr viel zu tun. Das gleiche Verhalten (der Jugendlichen, G.A., U.K.) gilt nicht nur für das Amt, sondern für alle Institutionen des öffentlichen Lebens: Müssen sie zum Jugendamt, sind sie knirschwütend, aber kuschen, wenn sie dort sind, kommt einer von den Typen ins JFH, sind sie stark, voller Ideen und hauen drauf. Sie ärgern sich monatelang über das Spandauer Volksblatt und daß dort nur Polizeiberichte über ihre Hauereien stehen, hingehen oder was schreiben bringen sie nicht. Kommt aber der Redakteur ins Jugendheim, dann Gnade ihm Gott.
>
> Die Linken, die da sind, sind in solchen Situationen integriert, anerkannt und werden zu bestimmten Problemen herangezogen. Sie haben nicht viel mehr als eine große Zahl sozialer Kontakte und gehören dazu."

Das Papier deutet nur schüchtern an, daß wir uns mit Haut und Haaren auf die Jugendlichen eingelassen hatten. Was in ihm fehlt, ist, daß einer von uns zweimal verdroschen worden ist, gedemütigt von den Jugendlichen bis zum Letzten, zehnmal aufhören wollte und eigentlich die ganze Situation nur überstanden hat, weil es ein politisches Über-Ich, die Basisgruppe und den Willen zum Losschlagen im Hintergrund gab.

Dabei - das fällt uns beim Lesen des zitierten Papiers heute auf - haben wir die zwischen uns, unserem Leben und dem Leben der Jugendlichen existierende Differenz einfach nicht zur Kenntnis genommen oder geleugnet.

Wir sind mit den Jugendlichen durch Kneipen gezogen, durch Diskotheken, haben mit ihnen einen durchgezogen, sie zu Prügeleien gefahren und mitgeprügelt. Wir waren halbe Komplizen und doch ausgeschlossen. Dabei haben wir oft unsere richtigen Bedenken unterdrückt mit der Hoffnung: "Wenn du das mitmachst, machen sie auch mal was mit, was du an Linkem von ihnen willst." Dieses Tauschgeschäft haben uns die Jugendlichen verweigert.

Wir wurden als komische Kumpels anerkannt, blieben aber die Amtsärsche. Für uns selbst hat das unsägliche Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen mit dem Amt, mit unseren Wohngemeinschaften und uns selbst gebracht, weil wir unsere eigenen Bedürfnisse zu leben gar nicht mehr gesehen haben. Wir waren nur noch im Jugendheim.

Es ist uns in dieser Phase selten gelungen, uns gegen die Jugendlichen durchzusetzen oder das auch nur zu versuchen. Bei den Jugendlichen hat dieser

Erfahrungsprozeß mit uns , ihre Erfahrungen unserer Niederlagen - wir sind wochenlang auf Tanzveranstaltungen rumgehangen und haben uns von den Jugendlichen ignorieren lassen - Ansätze zu tragfähigen sozialen Beziehungen geschaffen. Wir haben dadurch eher ungewollt begonnen, den Jugendlichen bei der Bewältigung ihrer subjektiven Lebensschwierigkeiten zu helfen.

Bei dieser Arbeit sind wir gezwungenermaßen weggekommen von bloß politischen Ansprüchen zu pädagogischen Problemen und haben menschliche Beziehungen zu unseren Jugendlichen entwickelt. Dazu noch zwei Absätze aus unserer damaligen Selbstkritik (Weihnachten 1973):

> "1. Am Anfang sind wir mit Wucht auf die Jugendlichen zugegangen. Wir haben sie vollgequatscht, wie es nur ging. Dieses Vorgehen war den Jugendlichen durch die immer wieder auftauchenden Studenten bereits bekannt. Sie haben abwehrend und zum Teil sehr aggressiv reagiert. Wir waren dann bei den Jugendlichen zunächst einmal abgemeldet. Wir haben es dann erst langsam und sehr mühsam hingekriegt, einen politischen Kontakt zu finden.
>
> 2. Die Gefahr des Anbiederns ist groß. Am Anfang haben wir immer eher versucht, den Unterschied zwischen uns und den Jugendlichen zu verwischen. Das gelingt aber nicht, und die Jugendlichen haben es auch zu Recht als verrückt abgelehnt. Wir selbst sind dabei in der Polit- Hanswurstecke gelandet. Das bedeutet aber nicht, daß man an ihren Aktivitäten teilhaben konnte, aber es bedeutet, daß wir die Differenz, die es gab und gibt, sichtbar machen mußten - als bewußte Parteilichkeit."

2. Die Linke in Spandau: Die Basisgruppe und das Zusammenleben und -arbeiten von neuen und alten Spandauern in Bürgerinitiativen, Gewerkschaftsgruppen und in Spandau

Als wir 1972 und 1973 begannen, in Spandau zu arbeiten, gab es dort schon seit mehr als drei Jahren

eine Basisgruppe, die auch in den Jugendheimen und im Stadtteil aktiv gewesen war.

Sie war eine der ersten - aus dem SDS hervorgegangenen - Stadtteilgruppen, die sich radikal vom Gesamtberliner Bezug gelöst und lokal orientiert einen eigenen "Weg zum Sozialismus" eingeschlagen hatte. Sie zeichnete sich durch intensive persönliche Beziehungen aus - der einzelne und seine politische Entwicklung und nicht der vorzeigbare politische Erfolg standen immer im Vordergrund. Der politische Stil war offen und freundlich. Gegen politische Theoretisierereien grenzte sich die Basisgruppe Spandau ab. Sie war praktisch orientiert, und schon sehr früh haben Jugendliche mitgearbeitet, die Spandau nie verlassen hatten und auch heute noch, wie die meisten anderen ehemaligen Mitglieder der Basisgruppe, in Spandau leben.

1972 haben wir uns auf diese Gruppe, die sich später auch in mehrere Flügel gespalten hat - einen Betriebs-,einen SEW- und einen Anarchistenflügel, eine Bürgerinitiativgruppe und die Jugendheimleute - gestützt.*

Wir waren also keine Einzelkämpfer. Die Bedingungen schienen ideal: einer im Amt, eine Truppe jugendlicher Spandauer, ein Sympathisant beim Spandauer Volksblatt, Leute in den Betrieben, und dazu war alles locker, ohne den Druck, für ganz Deutschland was tun zu müssen. Das hat uns geholfen, ohne viel Taktik und ohne Orientierungsprobleme loszulegen. Dazu haben wir dann Überlegungen angestellt,

---

* Die Entwicklung dieser Basisgruppe beschreibt Inga Buhmann, Ich habe mir eine Geschichte geschrieben, München 1977

wie sie in dem folgenden internen Papier der Spandauer Basisgruppe (von 1972) zu sehen sind:

> "DIESER BERICHT IST EIN I N T E R N E S PAPIER UND ALS SOLCHES AUCH ZU BEHANDELN!!! ER SOLL NUR DENJENIGEN GENOSSEN ZUGÄNGLICH SEIN, VON DENEN ANZUNEHMEN IST, DASS SIE AUCH DAS MAUL HALTEN! (...) Der Bezirksjugendpfleger ist eine rechte Sau, vertritt eine total faschistische Erziehungskonzeption (wenn die Jugendlichen aufmucken, am besten gleich die Fresse einschlagen; er hält Prügeln und hart durchgreifen für die ideale Führungsmethode). Ist fast überall unbeliebt. W I C H T I G : Zwischen ihm und dem Stadtrat besteht ein Konflikt. Der Bezirksjugendpfleger nimmt den Stadtrat nicht ernst und versucht, ihm das dauernd zu zeigen, deshalb ist der Stadtrat bereit, ihm eins über den Deckel zu geben, wo er nur kann. Falls wir mal irgendwelche Forderungen haben sollten: immer an den Stadtrat wenden, der wird dann den Bezirksjugendpfleger schon anscheißen. (...)
>
> Ein ganz entscheidendes Problem der Jugendlichen ist ihre Sexualität. Sie alle haben fürchterliche Fickschwierigkeiten: nicht nur, daß sie über keine Räume verfügen, wo sie ungestört ficken können, sondern auch dadurch, daß die Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen total kaputt sind. Sie sind nicht in der Lage, so etwas wie Zärtlichkeit zu entwickeln, ihre Kontakte sind geprägt durch Aggressivität (d.h. sie streicheln sich nicht, sondern kneifen den Frauen in den Arsch). (...)"

Die Lösung solcher und anderer Probleme konnten wir uns zu der Zeit am ehesten in der Selbstverwaltung der Jugendheime vorstellen. Nach der Klubhausbesetzung sahen wir einen schrittweisen Prozeß zur Selbstverwaltung hin beginnen und schwärmten:

> "Dann begannen Jugendliche im Klubhaus ihre eigenen Aktivitäten zu organisieren: Die Kneipe im Klubhaus wird von den Jugendlichen betrieben, auf Initiative der Jugendlichen sind eine Mädchengruppe und eine Lehrlings- und Jungarbeitergruppe entstanden. Jugendliche organisierten zwei Popfestivals. (...) Der Prozeß, der zur Selbstverwaltung im Klubhaus führen wird, ist im Gange. Es entsteht ein sich ausdehnender

> Teil selbstverwalteter Arbeit im Klubhaus, der schließlich nahezu die gesamten Aktivitäten im Klubhaus umfassen wird. In diesem Prozeß gewinnen diejenigen, die ihn vorantreiben, sowohl einen Teil der Erfahrungen, die sie benötigen, um das Klubhaus in eigener Regie betreiben zu können, als auch die Kampfkraft, um das Bezirksamt schließlich aus dem Klubhaus zu werfen."*

Die Jugendlichen, die die Kneipe wirklich übernommen hatten, haben sich schnell zu geschäftstüchtigen Gastronomen entwickelt.** Die Mädchengruppe und die Lehrlings- und Jungarbeitergruppe waren typische Aktivitäten der Basisgruppe, von den Jugendlichen wurden sie nicht getragen. Die Popfestivals waren tatsächlich von den Jugendlichen selbst organisiert worden, vor allem von der Kneipengruppe.*** Die optimistischen Schlußfolgerungen der Dokumentation entsprachen mehr unseren Wünschen von der Zukunft des Klubhauses als der Realität.

Das Ergebnis dieser Arbeit der Basisgruppe war viel Wirbel: die Klubhausbesetzung z.B., eine neue Gruppe im Jugendfreizeitheim "Quader", eine Besetzung in Kladow, die Spandauer Jugendheimzeitung "Voll drauf", erst eine, dann zwei Gitarrenpolitsonggruppen etc.

Die Funktion unserer Arbeit im Amt bestand in diesem Zusammenhang darin, zusätzlich Möglichkeiten für solche Aktionen zu schaffen. Die folgende Beschreibung eines Theaterbesuches in der Schaubühne am

---

* Dokumentation über den Kampf um Selbstbestimmung im Klubhaus Falkenhagener Feld, Hrg.: Gemeinwesenverein Selbsthilfe Falkenhagener Feld, Berlin 1973

** Sie sind heute Inhaber zweier kommerzieller Jugendkneipen in Spandau.

*** Die Jugendlichen haben später versucht, außerhalb des Jugendheimes auf kommerzieller Basis Popfestivals zu organisieren, sind aber durch mehrere Pleiten gescheitert.

Halleschen Ufer ist ein Beispiel für eine solche von der Basisgruppe geplante, vom Jugendamt finanzierte, offiziell durchgeführte Aktion (In den Jugendamtsberichten erscheint sie als jugendpflegerische Maßnahme zur politischen Bildung):

> "Wir haben uns Labiche, "Das Sparschwein" angesehen. Vorher hat es lange Gespräche mit den Theaterleuten gegeben, ob das Stück für solche Jugendlichen sinnvoll wäre. Die im Theater haben immer nur zugestimmt, eine Vorbereitung hielten sie für unnötig, weil das Stück so eindeutig sei.
>
> Wichtig war, daß wir mit einem vom Amt gemieteten Bus gefahren sind, sonst wären viele gar nicht mitgekommen. Von den 25, die mitwaren, waren 20 noch nie im Theater gewesen. Wichtig war auch, daß die Karten umsonst waren.
>
> Das Stück war pottlangweilig und schwer verständlich. Das Theater voll mit intellektuellem Theaterpublikum. Wir hatten die ganze letzte Reihe. Nach einer guten halben Stunde drehte sich vier Reihen vor uns einer um und ruft: "Solche Proleten sollte man gar nicht ins Theater lassen!" Das war das Signal: Von dieser Minute an war der Lernprozeß in vollem Gange, keiner blieb mehr ruhig sitzen, es ging raus und rein. Die Schauspieler haben die Situation begriffen und während der Vorstellung in der Theaterbar mit unseren Jugendlichen diskutiert.
>
> Eine Bürgerfrau war so empört, daß sie während der Vorstellung aufgestanden ist und einem von uns - aus Versehen wohl noch dem ruhigsten - ein paar gescheuert hat. Unsere Jugendlichen waren aufgedreht und haben plötzlich Sachen gesagt, die ein hohes Maß an politischem Wissen über sich selbst und ihre Situation enthielten.
>
> Das ganze war eine irre Aktion. Die Heimfahrt ein Triumph, zumal es einem Jugendlichen gelungen war, an der Theaterbar zwei Flaschen Gin und Whisky zu klauen. (...)
>
> Die Groteske wurde endgültig, als zwei Tage später beim Bezirksamt eine Beschwerde vom Theater am Halleschen Ufer über das Benehmen der Jugendlichen einging. Erstaunlicherweise reagierte der Bezirksjugendpfleger freundlich: "Sehen Sie, mit solchen kann man eben nicht ins Theater!" Ich selbst habe während der Vorstellung

> Blut und Wasser geschwitzt. Ich habe hier meine Grenze deutlich gesehen. Ich habe abgewiegelt. In diesem Fall war das gut, weil es die verbale Artikulation der Jugendlichen ermöglicht hat. Aber wäre es zu einer Prügelei gekommen, hätte ich sie schwer verhindern können, und meinen Kopf hätte es mich auch gekostet. Manchmal denke ich: Vielleicht wäre eine Prügelei doch sinnvoll gewesen. Jedenfalls war dieser Theaterbesuch ein wirklicher Theaterbesuch. Die Bourgeoisie hat für uns Theater gespielt. Was mehr kann man bei einem Theaterbesuch lernen?" (Aus einem Brief vom Januar 1973)

Die Frage der Kultur, die ja nicht die herrschende sein muß, hat sich uns damals gar nicht gestellt. "Die Bourgeoisie hat für uns Theater gespielt", mehr konnten wir nicht wollen. Unsere Rolle bei diesen Aktionen war auf der politischen Ebene eben die des Mitglieds der Basisgruppe, auf der Amtsebene die des Drahtziehers und Organisators. Während dieser Phase hat sich die Basisgruppe in ihrem Kern nicht mehr vergrößert. In der Jugendheimzeitung "Voll drauf" hat die Basisgruppe gemeinsam mit den Jugendlichen Artikel geschrieben, aber gemacht haben die Zeitung schließlich wir und die Basisgruppe allein. Dabei wurde so geschrieben und getan, als wäre die Spandauer Jugend am Werk.

Nach etwa einem Jahr war die Basisgruppe an ihren Grenzen. An ihren sonntäglichen Sitzungen, auf denen das Vorgehen für die nächste Woche festgelegt wurde, in ihrem Laden, nahmen zwar immer mehr Jugendliche teil, aber mehr, um mit uns zusammenzusein und was mit uns zu tun zu haben, als um über politische Perspektiven der Jugendheimarbeit zu reden.

DER ANSCHISS LAUERT ÜBERALL .....

...ife ohne Rechnung

...m Jugendfreizeitheim Gelsenkirchner Straße bildeten sie den „Club ... sich frisch". Dann war's ihnen allmählich leid, nur die kaputten ... im Heim wieder instand zu setzen, und darum wollten sie „was ...es" machen. Seit Montag früh um 8 Uhr sind Richard (20), Frank ...ernst (18) und Ingo (18) dabei, die Wohnung einer nicht gerade ...ischen Glücks gesegneten Frau in Spandau völlig zu renovieren. ... Sozialarbeiter macht dabei mit.

...fänglich hatte die Gruppe ...beabsichtigt, ein Stück Park oder ...feld von Unrat zu säubern. Einige ...stellen spielten aber nicht ...mit. Auf Vermittlung des VOLKSBLATT (das auch für Essen ...d Trinken sorgt) und des Sozial...amts (das die Adresse lieferte), ...kam die jungen Leute auf die ...Wohnungsrenovierung. ...rat vor einigen Tagen er...hielt Fach-Großmarkt „Wand und ...den" am Päwesiner Weg stellt kostenlos alle Werkzeuge und Materialien zur Verfügung.

Zwei Zimmer, Küche und Toilette — alles seit mindestens einem Jahrzehnt nicht mehr renoviert — wollen die jungen Leute bis zum Ende der Woche in Ordnung gebracht haben. Frau N.: „Dafür hätte ich kein Geld gehabt — und die Jungs sind furchtbar nett und höflich." Übrigens: Für ähnliche Hilfspläne hat das VOLKSBLATT ein offenes Ohr... (bb/Foto: rwd)

Im Volksblatt hört sich die ganze Geschichte mit der Renovierung ja ganz dufte an. Aber in Wirklichkeit? Erst mal war das mit der Frau, der die Wohnung renoviert wurde gar nicht so prima, wie es im Volksblatt steht. Die Alte hat den Jungs ganz schön die Ohren vollgesungen. Fünf Tage lang haben sie geackert und fünf Tage lang hat sie die meiste Zeit gemeckert. Das da den meisten so ziemlich die Lust vergangen ist, kann einen ja nicht mehr besonders erstaunen. Von denen, die es gemacht haben, hat auf jeden Fall keiner mehr Lust, das nochmal zu machen. Da gibts bestimmt ne Menge alte Omas, die sich mehr freuen, wenn ihnen einer die Wohnung renoviert. Und das Schärfste: Da geht die Frau vom Stadtrat Hill zum Volksblatt und gratuliert d e n e n zu der ganzen Sache!!! Als ob die die ganze Arbeit gehabt haben!

RADAUBRÜDER IM BEZIRKSAMT ?

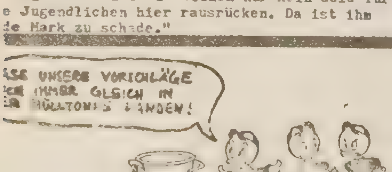
Spandauer Jugendzeitung Voll drauf No. 6/74

Der Suffkopp Wittkowski hat uns vertraulich mitgeteilt, daß Eltern aus der Umgebung der Gelsenkirchner Str. gegen unseren Stadtrat Schleu sener eine Anzeige wegen ru hestörenden Lärms und Verstoß gegen das Umweltschutzgesetz gestellt haben. Es ist uns auch zu Ohren gekommen, daß sich vor einiger Zeit größere Mengen Müll vor Schleuseners Büro ge stapelt haben. Das ist wirklich ein sehr bedenkliches Zeichen!

WITTKOWSKI
Wer ist hier wohl besoffener?

SCHLEUSENER UND DIE QUADERDECKE

...it einer ganzen Weile gibts im Quader den ...lub "Odyssee 2001" . Der Klub hat ... eigener ...beit für die Musikanlage, die mit ...ühe und ...t dem Bezirksamt aus der Nase gezogen werden ...nnte, eine richtige Diskothek gebaut: eine ...nsole, in der Plattenspieler, Verstärker und ...schpult eingelassen sind, eine Lichtanlage ...d schliesslich eine mächtige Box. Wer es noch ...cht kennt, der braucht bloss mal donnertags ... den Quader zu gehen, da kann er alles ansehen ...d vor allem auch anhören. Nur eines nicht: die ...x. Die sollte nämlich mitten im Raum an der De... ...gehangen werden. Und warum geht das nicht? Na ...t doch klar: Das Bezirksamt und Schleusyboy le...n sich quer. Die Box sei zu schwer, die Decke ... dünn, und überhaupt geht sowas ja gar nicht. ...e Leute vom Klub haben sich daraufhin zwei ...chitekten geholt. Die beiden waren vorher ...hon mal im Quader gewesen.und haben eine ganz ...fte Stadtrundfahrt mit den Leuten gemacht. ...e beiden haben nun ein Gutachten gemacht, das ...ch die Sache mit der Box schon machen lässt, ...n man in die Decke nur einen Träger einziehen ...rde, damit das Gewicht von der Box auf die gan... Decke und nicht nur auf einen kleinen Teil ver...ilt ist. Aber was solls: Wo Schleusner was zu ...tscheiden hat, da reden selbst Fachleute ver...bens. Meint Collin, der Vorsitzende vom Klub: Der sagt, dass das alles zu teuer wird, der ...nze Einbau und so. Aber das ist doch Quatsch. ... Grunde genommen sind das doch alles "Pfennigträge" für die. Die wollen nur kein Geld für ...e Jugendlichen hier rausrücken. Da ist ihm ...de Mark zu schade."



CLUBHAUSPROZESS

Am Mittwoch und am Donnerstag (12. und 13.6.) läuft in Moabit (Amtsgericht Turmstrasse) ab 9.00h der Prozess gegen Dino, Ronni, Dackel und Pachollek (auch Schrotti genannt). Die Jungs sind angeklagt wegen Landesfriedensbruch. Das ist schon mal ein ganz krummes Ding, denn im Grunde genommen dreht es sich lediglich um eine Prügelei im Klubhaus, bei der noch nicht einmal klar ist, wer eigentlich angefangen hat. Bei so einer Prügelei müsste die Anklage aber normalerweise auf Körperverletzung lauten, denn Landesfriedensbruch ist was ganz anderes(z. Bsp. wenn Du bei einer Demonstration einen Bullen auf die Schnauze haust oder so). Wegen diese komischen Anklage sitzen die Typen jetzt schon seit vier Monaten (!!!!) in Untersuchungshaft. Das kann nur daran liegen, dass der neue Jugendrichter Herrlinger (das ist dieser blonde Penner, der schon ein paar Mal im Klubhaus war und da rumgeschleimt hat),die Jungs anscheissen und möglichst lange einknasten will. Wenn die Schweine mit ihrer Anklage durchkommen, wandern Dino und Co. unter Umständen für über ein Jahr in den Knast. Leute,kommt möglichst zahlreich zum Prozess, damit wir wenigstens sehen können, wer aus dem Klubhaus die Jungs anscheisst, und was dieser neue Richter für Sachen bringt!!!!!!!!!

MILCH STATT BIER

Am 29. Mai gabs im Rücknitzer Steig mal ne ganz andere Fete: Ne Milchfete! Statt Bier gabs Milch und Käsebrötchen. Man wirds kaum glauben, aber es war trotzdem ganz dufte. Die Gitarrengruppe Rücknitzer Steig trat dabei zum ersten Mal öffentlich auf und schmetterte ein paar Lieder, was auch mit viel Beifall belohnt wurde. Vielleicht sollte man sowas mal öfter machen.

Unter dem Titel "Als Kumpels seid ihr alle in Ordnung, aber politisch redet ihr lauter Scheiße... /Tom/" kursierte in dieser Zeit in der Basisgruppe Spandau ein Papier, das sich auch mit dem Zusammenhang zwischen der Gruppe und den Jugendheimen beschäftigt. Es heißt dort u.a.:

> "Anfang Nov.: Theaterheimsuchung bei der Schaubühne. Mit einer selten erreichten Einmütigkeit des ganzen Jugendheims das dickste Ding in der gesamten Zeit. Ja ja, wißt ihr ja selber.
>
> Mitte Nov.: Stadtrundfahrt über Wohnprobleme. Gute Sache, nützliche Gespräche. Wir hätten insgesamt aber ruhig noch aktiver sein können. Die Gitarrengruppe II will mit denen von der Gitarrengruppe I über die Texte und den Sinn unserer Lieder reden. Totaler Abpfiff. (...)
>
> Mitte Febr.: Midnight Special fordert uns auf, den Quader (Jugendheim) zu verlassen. Wir seien dort überflüssig, wenn nicht gar schädlich.(...)
>
> Allerdings scheint mir auch da eine Strategie des Bezirksamtes aufgegangen zu sein: Mit unorganisierten Gruppen wie unserer wird man fertig, indem man ihren Kampfgeist über längere Zeit einfach ins Leere laufen läßt oder sie kanalisiert, verbeamtet und ihnen möglichst wenig direkte Angriffsfläche bietet. Diese Gruppen scheinen nämlich die Eigengesetzlichkeit zu haben, irgendwann von ganz alleine abzubröckeln und sich aufzulösen. (...)
>
> Nun hatten wir ja mal die Parole "Vom Jugendheim in den Stadtteil", nur war sie damals ein bißchen anders gemeint. Es ist uns nicht oder höchstens ansatzweise gelungen, unsere Isolierung als Außenstehende, als "Politische", zu durchbrechen. Mit der Einsicht, daß etwas getan werden muß, stehen wir immer noch alleine da. Darauf bezieht sich auch die Überschrift dieses Papiers, ein uns allen bekanntes Tom-Zitat."

Wir waren mit der Basisgruppe im Jugendheim am Ende. Das hatte viele Gründe. Die meisten aus der Basisgruppe waren einfach zu alt für's Jugendheim. Das Amt hatte sich auf die Basisgruppe eingestellt, und die Basisgruppe eigentlich keine Lust, immer wieder das zu tun, was ein Berufserzieher täglich leisten muß.

Auch waren die Hoffnungen der Basisgruppe auf Politisierung zu kurzfristig: Die Basisgruppe hatte gemerkt, daß die gewonnenen Sozialbeziehungen auch ohne das Jugendheim erhalten blieben. Wir alle hatten auf einmal Freunde und Bekannte in Spandau und waren auch öffentlich "die Roten".

Ein Teil der Basisgruppe hat dann eine Bürgerinitiative gegen den Fluglärm gegründet und später den Kampf gegen das Kraftwerk Oberjägerweg begonnen. Bei solchen Aktivitäten fand und findet sich die ganze alte Gruppe wieder zusammen. Sie demonstrierte gemeinsam am 1. Mai und plante und feierte Stadtteilfeste. Die Basisgruppe hat sich - und wir mit ihr - in das politische Lokalleben Spandaus aufgelöst. Der eine zu seinem Kollegen im Betrieb; ein anderer hat eine Musiktruppe gegründet, die auch heute noch ab und zu auftritt; ein dritter hat im Krankenhaus eine ÖTV-Gruppe aufgemacht und mit seinen Kollegen eine Wohngemeinschaft gegründet; wieder ein anderer hat einfach mit seinen Freunden aus dem Jugendheim weitergelebt. Einige arbeiten heute als Erzieher in Spandauer Kindertagesstätten.Zwei andere sind Lehrer an Spandauer Schulen .

In unserer praktischen Arbeit im Jugendamt waren wir nun auf uns allein gestellt. Wir hatten allen Grund, in Spandau und im Jugendamt zu bleiben. Wir gehörten jetzt auch aufgrund unserer sozialen Beziehungen nach Spandau. Aber wir waren von nun an primär Pädagogen mit politischen Ideen im Kopf und politischen Interessen, die durch unsere Mitarbeit in Bürgerinitiativen und der Gewerkschaft ÖTV (einer von uns ist Personalrat geworden) zum Tragen kamen, und nicht mehr primär in der Arbeit im Jugendheim.

Was wir in den beiden Anfangsjahren gelernt haben und wie wir nun unsere pädagogisch-politische Haltung zu unserer Arbeit zu entwickeln begannen, wird deutlich in einem Papier vom Januar 1974. Wir versuchten mal wieder, unsere Funktion zu bestimmen:

> "Wer im Amt arbeitet, ist eben kein Frontsoldat. Wir beziehen eine sozialpädagogische Position, die sich selbst so versteht: möglichst viele Hindernisse wegräumen, damit es überhaupt zu Auseinandersetzungen kommt. (...)
>
> Politische Pädagogik hat nur Sinn, wenn sie so etwas leistet wie die Konfrontation mit der gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit, die die Jugendlichen umgibt. Sie müssen an ihrer eigenen Situation jeden Tag den Kapitalismus als ihre Grenze erkennen. Dabei kommt es nicht so sehr auf den gradlinigen, eindeutigen Weg an, der dabei vom Erzieher formuliert wird, sondern eher auf die initiierten politischen Auseinandersetzungen, die die Jugendlichen aufgrund einer solchen Arbeit austragen können.
>
> Für den Erzieher ist eine solche Pädagogik ein Eiertanz zwischen Sozialpädagogik, Kriecherei und offener Hetze gegen das Amt, dem eigenen Arbeitgeber. Man erzieht zu offensivem Verhalten, ohne selbst daran beteiligt zu sein. Das schwächt die Überzeugungskraft des Erziehers, hat aber hier die Funktion, daß im Mittelpunkt (...) die Aktionsbereitschaft der Jugendlichen steht und jede politische Eitelkeit des Erziehers, die sich darüber hinaushebt, sofort durch Isolierung von den Jugendlichen und Gefährdung seiner beruflichen Existenz als Erzieher bestraft wird. Das verhindert politische Flausen."

3. Vom subversiven Unterwanderer zum linken Kollegen

Wie bereits dargestellt, hatten wir zu Beginn unserer Arbeit ein von uns aus klar bestimmtes Verhältnis zum Amt: Wir hatten einen Auftrag, mußten viel herauskriegen, viel anleiern, alle Konfliktmöglichkeiten ausnutzen, uns völlig frei bewegen können, überall Zugang kriegen, viel verraten, weder

Mißtrauen erwecken, noch uns dabei erwischen lassen, sprich, keinen Anlaß liefern, herauszufliegen.

Wir mußten deshalb im Amt als überzeugte Reformpädagogen der linken Sozialdemokratie erscheinen und auftreten. Dieses Klavierspiel haben wir sehr schnell gelernt. Der Jugendpflegebericht der Senatorin Ilse Reichel* z.B. hat sich dazu ganz ausgezeichnet geeignet. Auch wir haben gelernt, wenn wir, was zunächst dauernd vorkam, aneckten, scheinheilig Selbstkritik zu leisten und mit Amtmännern wie Jug VI AL umzugehen. Ein Beleg für die damalige Art unseres Auftretens ist der Schriftverkehr, der sich an eine Tonbanddiskussion, die einer von uns im Jugendfreizeitheim Beselerkaserne durchgeführt hat, anschloß. Bei dieser Diskussion sollten die Jugendlichen offen ihre Meinung übers Jugendheim und übers Amt sagen. Die haben sie auch gesagt. Das Ergebnis war selbstverständlich für das Amt so niederschmetternd, daß die Amtmänner die entsprechende Wandzeitung einfach einziehen und die Veröffentlichung unterbinden mußten. Es hat im übrigen einige Wochen gebraucht, bis die Wandzeitung vom Schreibtisch von Jug VI AL verschwand und nicht zu den Personalakten des Veranstalters der Tonbanddiskussion genommen wurde. Hierzu aus dem Schriftverkehr von damals der folgende Brief:

---

* Bericht über Situation und Planung im Sektor "Jugendpflege", Hrsg.: Abgeordnetenhaus von Berlin, Drucksache 6/228, 5.11.1971

"Sachbearbeiter für Politische Bildung
Jug VI A 7

Berlin, d. 4.3.1973

An Jug VI AL

Am Montag, den 26.3.1973, habe ich Ihnen in einem Gespräch vorgetragen, was ich am Dienstag, den 27.3., im Jugendfreizeitheim BK vorhatte. Ich habe Sie darauf hingewiesen, daß bei einer solchen Diskussion die eine oder andere kritische Äußerung zu erwarten sei.
Sie haben mich an Bartell verwiesen, da er die Tonbandgeräte verwaltet. Er hat auch nichts gegen meinen Vorschlag einzuwenden gehabt. Er hat mir sogar noch Tonbänder besorgt, die nicht sofort zur Verfügung standen. Darüber hinaus hat Herr Bartell mir angeboten, mich bei dem Aufbau einer Tonbandgruppe langfristig zu unterstützen.

Am Dienstag, vor Beginn der Aufnahmen, hat Herr Weiß - der auch schon vorher informiert war - die Arbeitsanleitung, die ich verfaßt hatte, um den Jugendlichen die Arbeit zu erleichern, gelesen und mir einige nützliche didaktische Hinweise gegeben.

Schließlich habe ich mit beiden Heimleitern, Herrn Buch und Herrn Lüttke, gesprochen, die beide nichts gegen dieses Vorgehen und die Tonbandarbeit einzuwenden hatten.Wir waren uns darüber einig, daß es besser sei, wenn beide nicht an den Aufnahmen teilnehmen würden, damit die Äußerungen der Jugendlichen nicht beeinflußt würden.

Die später auf Papier aufgeschriebenen Ergebnisse hat ein Mädchen während der Diskussion mitgeschrieben. Ich habe sie noch mal abgeschrieben in Gegenwart der Heimleiter. Ich habe nichts daran verändert. Auch das Tonband steht Ihnen jederzeit zur Verfügung.

Die Tonbanddiskussion hat Anklang gefunden. Zwei Jugendliche haben sich durch eine Wandzeitung dazu geäußert. Auch die Heimleiter hatten zugesagt, sich zu der an ihnen vorgebrachten Kritik zu äußern.

Am Dienstag, den 3.4., hat Herr Bartell auf Anweisung von Herrn Katlewski die Plakate abgenommen und ins Amt gebracht. Dazu bin ich nicht gehört worden.

Ich habe Herrn Katlewski, als ich ins Jugendheim kam, sofort angerufen und gefragt, weshalb er

das veranlaßt hat. Seine Antwort: Das Plakat käme zu meinen Akten. Er würde jetzt alles gegen mich sammeln.

Ich bitte Sie freundlichst, mir schriftlich zu begründen, weshalb Sie die Plakate abgerissen haben und was Sie veranlaßt, Dinge gegen mich zu sammeln.

Meine Arbeit wird gefährdet, wenn Sie, ohne sich mit mir darüber zu besprechen, Wandzeitungen abreißen lassen.

Diesen Vermerk werde ich persönlich dem Personalratsvorsitzenden, Herrn Worm, übergeben.

Mit freundlichen Grüßen "

Dieser Brief dokumentiert aber nicht nur taktische Schläue oder hintertriebenes Raffinement, sondern auch den Willen, unabhängig und oder überhaupt arbeiten zu können.

So war es für uns wichtig, an Dienstbesprechungen teilnehmen zu können; einmal, weil wir über alles Bescheid wissen mußten, zum anderen aber, weil wir auch ein Forum brauchten, um über unsere Ideen und Erfahrungen zu reden. So ist auch der fast einjährige regelrechte Kampf um die Teilnahme an Dienstbesprechungen zu verstehen, der mit folgendem Auftritt endete:

"Mittwochs Aktion - Jug VI AL hat mich immer noch nicht zu Mitarbeiterbesprechungen mit den Heimleitern eingeladen. Am vergangenen Mittwoch bin ich einfach zur Sitzung gegangen. Jug VI AL wollte mich herauswerfen, ich habe mich geweigert zu gehen. Daraufhin hat er die Sitzung aufgehoben, mir mit dem Wahrnehmen des Hausrechts von seiner Seite gedroht und mir schließlich angeboten, daß ich bei der nächsten Sitzung dabeisein können soll. Daraufhin bin ich gegangen.

Von den anderen Mitarbeitern ist W. wie ein aufgeregter Vogel durch das Zimmer gerannt.

> Im Amt haben sie daraufhin einen Brief verfaßt, den alle Mitarbeiter unterschreiben sollten, in dem sie mich beim Personalrat anschwärzen wollten. Ob dieses Schreiben abgeschickt worden ist, kann ich nicht beurteilen."
> (Aus einem Wochenbericht vom 15.5.1973 von U.K.)

In dieser Zeit begannen wir selbständig und unabhängig von der Basisgruppe im Amt zu handeln. Wir waren durch das Ende der Zusammenarbeit mit ihr gezwungen, uns im Amt selbst durchzusetzen und zu behaupten, weil wir eigene Aktivitäten in den Jugendheimen durchführen wollten.

Da wir begonnen hatten, den Jugendlichen bei der Bewältigung ihrer Schwierigkeiten mit dem alltäglichen Leben zu helfen, wurde uns nach wiederholten Versuchen, einem Jugendlichen Arbeit zu vermitteln und dafür zu sorgen, daß sie das Arbeiten auch eine Weile durchhalten, das Saufen und Drogenschlucken lassen, nachdem wir wiederholt in Familien geschlichtet hatten, da wurde uns auf einmal klar, was den Jugendlichen fehlte. Für uns selber war das eine Überraschung, denn wir hatten uns in unseren Elternhäusern dagegen immer heftigst gewehrt, aber dennoch, was den Jugendlichen fehlte, war Erziehung. Uns wurde klar, daß zu Erziehung auch Anpassung gehört, daß die Jugendlichen unter Umständen mehr Kraft und Stärke schöpfen aus Konflikten, die sie gegen uns austragen, gewinnen oder verlieren, als wenn sie unter unserer strategischen Oberleitung den Bürgermeister ärgern.

Von den pädagogischen Versuchen, die wir nach dieser Einsicht unternommen haben, handelt die vorliegende Arbeit.

In einem Papier "Zu den Bedingungen unserer Arbeit" schrieben wir im Frühjahr 1974:

> "Es zeigt sich immer mehr, daß aus dem Lebenszusammenhang, in dem die Jugendlichen eingebunden sind, die politischen Bildungsinhalte zu beziehen sind. Das heißt in der Konsequenz, daß der Begriff der politischen Bildung auszudehnen ist auf all das, was das Leben der Jugendlichen im Jugendheim und zu Hause ausmacht. Es heißt, politische Bildung als Rundherum-Erziehung zu konzipieren. In den Lebenszusammenhang der Jugendlichen hinein, in ihre alltägliche Erfahrungswelt gehört die Politik, und dort existiert sie. Damit hebt sich die politische Bildung als selbständige Arbeit neben jugendpflegerischen Arbeiten nicht auf, Politik wird zum Inhalt der Jugendpflege und tritt damit in direkte Alternative zur bloß caritativen Form der Arbeit der Jugendhilfe, wie sie in den gesamten bisher erörterten Zusammenhängen zum Ausdruck kommt. Das ist ein Ergebnis unseres Erfahrungsprozesses."

Für unser Verhältnis zum Amt hatte die neue praktische Arbeit ganz wesentliche Veränderungen zur Folge: Je mehr wir uns nämlich für die akuten Lebensprobleme der Jugendlichen einsetzten, desto stärker waren wir mit allen möglichen Ämtern befaßt. Wir verloren uns im Wirrwarr von Arbeitsamt, Sozialamt, Familienfürsorge, Säuglingsfürsorge, Heimen, Beratungsstellen etc.

Das Amt erschien uns wie eine Krake, die auf den Jugendlichen sitzt und verhindert, daß sie leben. Wir waren Teil dieses Amtes, und wir haben allen Ernstes versucht, jeden Zipfel zu erfassen und zu nutzen, um diesen Apparat für unsere Jugendlichen zu gebrauchen. So ist es auch zu verstehen, daß wir ohne mit der Wimper zu zucken an jedem Versuch, die Arbeitsbedingungen der Jugendpflege zu verbessern, aus krudem Eigeninteresse unserer alltäglichen Arbeit mitgestrickt haben. Wir haben zum Beispiel, als bei uns ein neuer Referent - das ist der höchste

Fachbeamte der Abteilung Jugend und Sport - zu arbeiten begann und seine Machtfülle ausprobieren wollte, mit allem Ernst, viel Mühe und Zeit zusammen mit sieben anderen Kollegen ein Konzeptionspapier erstellt. Wir zitieren die Thesen:

"Vorläufige Zusammenfassung der Diskussionsthesen einer Gruppe von Jugendpflegern (7 Namen - G.A., U.K.) und dem Referenten der Abt. Jug.u. Sport zur inhaltlichen und organisatorischen Neubestimmung der Jugendpflege in den Jugendfreizeitheimen (JFH) des BA Spandau.

(Diese Thesen wurden im Gespräch erarbeitet; widersprüchliche Positionen wurden aufgenommen; dort, wo Positionen einander alternativ gegenüberstanden, wurde nach intensiver Diskussion eine Entscheidung für eine Position als Arbeitshypothese für die Weiterarbeit getroffen.

In der hier vorliegenden Fassung erscheinen daher nur die Thesen, die die beteiligten Kollegen einstimmig zur Grundlage für ihre zukünftige Arbeit machen wollen.)

I. These

Die Zusammensetzung der Besucher in den JFH und dementsprechend deren Erwartungshaltung an das JFH haben sich in den letzten Jahren verändert!

II. These

Zwischen den früheren und heutigen Besuchern der JFH gibt es kaum schichtenspezifische Unterschiede!

Heute wie damals stammen die Jugendlichen überwiegend aus "Arbeiterfamilien", wobei sich der Anteil der Mittelschichtkinder gegenüber früher sicher verringert hat.

Bedingungen für die veränderten Erwartungshaltungen der Jugendlichen sind die veränderten gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse dieser Familien. (...)

III. These

Sind die Besucher unserer Jugendfreizeitheime heute Hauptschüler, ungelernte Jungarbeiter, Lehrlinge und junge Facharbeiter in der Hauptsache

aus Arbeiterfamilien, dann muß sich die Arbeit der Jugendpflege in den JFH entschieden auf diese Jugendlichen einstellen. (...)

IV. These

Die Angebote in den JFH sind in erster Linie darauf ausgerichtet, den Jugendlichen zu helfen, ihre Probleme in Freizeit, Beruf, Schule und Familie besser zu erkennen und zu bewältigen. Diese Angebote sind nach den Bedürfnissen und Wünschen dieser Jugendlichen und mit diesen gemeinsam zu entwickeln."

Im Zusammenhang mit diesem Thesenpapier, das sechs Seiten umfaßt, erstellten wir für die pädagogische Umsetzung ein "Aktionspapier". Auch hieraus ein kurzer Auszug:

"Aktion als pädagogischer Mittelpunkt der zukünftigen Arbeit in unseren Freizeitheimen

Aktion ist ein pädagogisches Instrument.(...)

Aktion ist gleichzeitig Mittel zur Gruppenbildung und Inhalt der Gruppenarbeit. Sie soll in unserer Arbeit der offenen Tür eine innere Struktur von stabilen Angeboten als Orientierungspunkten entwickeln, die das chaotische Durcheinander und aggressive Nichtstun der Jugendlichen eingrenzen.(...)

Aktion in diesem Sinne ist prinzipiell von Pädagogen, Heimleitern, Erziehern etc. angeleitete pädagogische Arbeit.

Sie ist geplante Konfrontation mit der sozialen Wirklichkeit der Jugendlichen, die diese nicht sinnlos aufstacheln soll, sondern zu "erziehend" wirkender Auseinandersetzung führt.

Eine solche Arbeit ist ohne sorgfältige Anleitung nicht denkbar."

Wir waren zwar frustriert, als der neue Referent, vom Stadtrat und Bezirksjugendpfleger zurückgepfiffen, unser Papier einfach im Papierkorb verschwinden ließ und nie wieder erwähnt hat. Aber wir haben weiter versucht, durch die Intensivierung einer ÖTV-Gewerkschaftsgruppe in unserem

Arbeitsbereich, durch die Beeinflussung von Einstellungen, durch unterschobene Konzeptionspapiere, durch Versuche, Jusos, SPD, FDP, Pfarrer für uns zu gewinnen, und durch Reden, Reden und nochmals Reden die Arbeitsverhältnisse in der Jugendpflege zu verbessern. Dabei ist einer von uns sogar soweit gegangen, sich als Nachfolger für den Bezirksjugendpfleger zu bewerben, wohl wissend, daß er es nicht wird, aber heimlich hoffend, um auf diese Weise wenigstens einiges von unseren Vorstellungen durchzusetzen.

Im Verlauf dieser Bemühungen haben wir uns auch in unserem Verhältnis zu den Jugendlichen endgültig in die Erwachsenen- und Erzieherrolle begeben. Wir gehörten nicht mehr zu ihnen, sondern zu den Erwachsenen; unsere Gesprächspartner waren jetzt Pfarrer, Jusos und Amtmänner aller Schattierungen. Wir begannen bewußt, die 15 bis 20 Jahre Altersunterschied zu den Jugendlichen in unserer Arbeit einzusetzen und haben im Amt offen Partei für "unsere" Jugendlichen ergriffen. Wichtig war für uns jetzt nicht mehr primär ein schneller politischer Sieg über das Amt, sondern das Sichern einer vernünftigen Lebenschance für unsere Jugendlichen überhaupt. Es ist auch nicht weiter verwunderlich, daß wir gerade in dieser Zeit Makarenko gelesen haben. Die Lektüre hat uns sehr begeistert und auch viel genutzt.(im Gegensatz zu den Veröffentlichungen in der "deutschen jugend" oder in "Erziehung und Klassenkampf" oder den Büchern und Aufsätzen von Lessing und Liebel und anderen, die wir gelesen haben in der Hoffnung, Klarheit für unsere Fragen zu finden.)

Im Amt galten wir nun als Leute mit einer linken Position, die Konzeptionen formulierten, wie z.B. die folgende, an der niemand im Amt mehr vorbeikam, weil wir sie in Jugendheimen, ohne viel zu fragen, einfach praktiziert haben.

> "Seit Anfang des Jahres bemühen wir uns um die Differenzierung nach Altersgruppen und um feste Gruppenstrukturen im offenen Betrieb. Beides sind unabdingbare Voraussetzungen für eine pädagogische Arbeit im Freizeitheim. Dabei haben wir die Erfahrung gemacht, daß weder gutes Zureden noch lange Diskussionen zu stabilen Gruppenbildungen führen. Im Anfang steht die sozialpädagogische Tat.
>
> Kochen, Fischen, Dampferfahrten, Zoobesuch, Fest in Kladow, Wohnungen renovieren, Spielplätze besichtigen, Umbauten planen und ausführen, Mofa basteln, Go-Cart-Bauen, Stadtrundfahrt, Schwimmen, Ringen (Erzieher gegen "Trink-Dich-Frisch"), Hütten bauen, Wanderungen, selbst Hof-Fegen und Aufräumen - das sind einige Beispiele. Solche Aktionen müssen gut vorbereitet sein. Sie erfordern einiges Engagement, zusätzliche Arbeit und Risiken. Sind sie richtig angelegt, fördern sie die Selbstkontrolle der Gruppen, sie geben denen, die bisher wenig Erfolge hatten, Selbstbewußtsein, sie legen die konstruktiven und schöpferischen Fähigkeiten der Jugendlichen frei, sie führen zu gemeinsamer Verantwortung für das Freizeitheim. Erst in solchen Aktionen kann sich überhaupt ein Verhältnis zwischen Erzieher und Jugendlichen entwickeln, das mehr ist als gegenseitige Duldung oder vordergründige Kumpelei.
>
> Dabei müssen wir mit den Jugendlichen (um in einem verhältnismäßig zwanglosen Freizeitbetrieb ernst genommen zu werden) Konflikte austragen. Diese Konflikte sind naturgemäß mit den älteren Jugendlichen am schwersten durchzustehen. Aber es hat sich gezeigt, daß das Vertrauensverhältnis dadurch nicht gestört wird, sondern sich erst richtig entwickelt. (Beispiele: Putzen der Klubräume, Dazwischengehen bei sich anbahnenden Schlägereien, Arbeitssuche, Schutz der Schwächeren, Mädchen, Kinder, "Strafarbeiten" bei Zerstörungen, Konflikte bei der abendlichen Schließung des Hauses.)"

Die Jugendlichen haben die Veränderung unserer Haltung natürlich auch bemerkt und uns als "strenge Kommunisten" bezeichnet.

Bei den allgemeinen Diskussionen um die Veränderung der Amtsstruktur haben wir schließlich aufgehört mitzukämpfen. Hier durften wir mittlerweile alles sagen, ohne daß jemanden das interessiert und beeindruckt hätte. Das hält selbst das stärkste Pferd nicht aus. Wir haben uns auf unseren Arbeitsplatz beschränkt und uns hier jeden Tag unseren Freiraum für die Arbeit erzwungen. Daran hat uns auch niemand gehindert. Nur erreichten wir dadurch keine dauerhaften Veränderungen. War einer von uns für ein paar Wochen krank, mußte er eben von vorn anfangen.

So ist die Arbeit auch noch jetzt. Es ist alles, was wir in unserer Arbeit beschreiben, zu machen, nur muß man sehr darum kämpfen.

4. Wir haben 1978 in Spandau aufgehört zu arbeiten

Unsere Arbeits- und Lebenszeit in Spandau kann man als das langsame Aufgeben unseres intellektuellen Herumschweifens beschreiben. Es ist der schmerzhafte Versuch, aus unseren Köpfen und Herzen die Vorstellung von unserer besonderen Rolle und historischen Funktion für die Revolution in Deutschland zu vertreiben.

Wir haben versucht, uns auf das Leben anderer, die anders denken und träumen als wir, einzulassen und mit ihnen zu lernen. Wir sind nach Spandau gegangen und haben versucht, uns dort niederzulassen. Dabei haben wir den Bogen an einer

Stelle überzogen. Wir haben versucht, quasi privat öffentliche Erzieher zu spielen: Wir sind mit Jugendlichen zusammengezogen; das ist schiefgegangen. Weshalb im einzelnen, soll hier nicht erörtert werden. Wichtig daran ist, daß dabei für einen von uns eine Situation entstanden ist, die ihn in Spandau öffentlich kritisierbar gemacht hat; er hätte öffentlich zu einer Niederlage stehen und eingestehen müssen, daß er wieder mal nicht weiter wußte. Dieses persönliche Dilemma hat mit unserer Situation im Amt nicht viel zu tun. Das Amt hat uns auch nicht ausgespuckt oder es geschafft, uns auszuspucken.

Wir haben zwar beide vorübergehend Berufsverbot bekommen* - das hat die Fronten geklärt und im Amt und in Spandau noch klarer gemacht, wer wir

---

* G.A.: Das Bezirksamt Spandau kündigte dem Heimleiter Götz Aly zum 1. Mai 1976. Vorausgegangen war ein Disziplinarverfahren, bei dem es um ein studentisches Go-in aus dem Jahr 1971 ging, für das G.A. 1975 zu einer Geldstrafe von 750 DM verurteilt worden war. Bei seiner Einstellung hatte er das damals schwebende Verfahren nicht erwähnt. Das Bezirksamt schrieb am 31. März 1976:

"Aufgrund der von uns im Disziplinarverfahren gewonnenen Erkenntnisse liegen gegen Sie so schwere Beschuldigungen vor, daß Ihre Entlassung zu erwarten ist. Wir sprechen daher gegen Sie die vorläufige Dienstenthebung ... aus. Gleichzeitig fechten wir auch das Arbeitsverhältnis wegen arglistiger Täuschung an (§ 123 BGB).
Im Hinblick auf die für Sie vorgesehenen Aufgaben waren die zur Aburteilung gelangten Delikte so schwerwiegend, daß Sie zu der für Sie vorgesehenen Funktion bzw. zur Erziehung von Kindern nicht geeignet sind."

Inzwischen ist G.A. wegen eines Urteils des Landesarbeitsgerichts wieder eingestellt worden. Er hat nun allerdings selbst gekündigt, weil er mit der Arbeit nicht mehr zurecht kam und weil seine Frau in ihrem Beruf so viel arbeitet, daß er sich z.Zt. mehr um die eigenen Kinder kümmert.

U.K. s. nächste Seite!

sind – aber wir haben deshalb unseren Einfluß im Amt und im Jugendheim und unter den Spandauern nicht verloren. Im Gegenteil. Wir können dort heute noch genauso arbeiten, wie wir es die letzten Jahre getan haben. Auch der Ausschluß aus der Gewerkschaft ÖTV von einem von uns hat daran nicht viel geändert. Zur gleichen Zeit ist der lokale Einfluß linker Freunde von uns im Lehrerpersonalrat und in den Krankenhauspersonalräten und im Finanzamt stärker geworden.

U.K.: Aus einer Erklärung, die er am 1.5.1977 im Rathaus Spandau verteilt hat:

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

In der Personalratssitzung am 13. 4. 1977 wurde zum Gedenken an die ermordeten Herrn Buback, seinen Fahrer und einen Polizisten eine Schweigeminute abgehalten. Ich bin während dieser Schweigeminute sitzengeblieben. Im Personalrat ist darüber weder vorher noch danach diskutiert worden. Inzwischen hat mein Verhalten einige Reaktionen hervorgerufen: einige ÖTV-Kollegen haben in einem Schreiben an die Bezirksleitung der ÖTV-Berlin, in dem sie meinen Ausschluß aus der ÖTV fordern, behauptet: »Alle Anwesenden – mit einer Ausnahme – erhoben sich von ihren Plätzen. Das ÖTV-Personalratsmitglied Udo Knapp blieb demonstrativ sitzen und gab damit seiner – auch schon in vorangegangenen Äußerungen bekundeten – Sympathie für die Terroristen und deren Mordtaten Ausdruck.« Ich werde gegen diese Kollegen Strafanzeige wegen übler Nachrede erstatten.
In einem Flugblatt des KOMBA [eine »staatstreue« Berufsvereinigung der Berliner Angestellten und Beamten], das im übrigen von niemanden persönlich unterzeichnet ist, werde ich kurzerhand zum Terroristen-Sympathisanten und Extremisten erklärt. Es handelt sich in beiden Fällen um den Versuch, mit den Mitteln des Rufmordes gegen unbequeme Mitarbeiter in den eigenen Reihen vorzugehen. Ich halte es daher für erforderlich, öffentlich zu den Vorgängen Stellung zu nehmen.
Wer bei der Schweigeminute sitzenbleibt, ist selbst ein Terrorist?
Ich lehne das Vorgehen der Terroristen als politisch sinnlos entschieden ab. Ich habe das schon wiederholt öffentlich zum Ausdruck gebracht. Ich sehe mich dennoch nicht imstande, Herrn Buback ehrend zu gedenken.
Herr Buback hat während seiner Amtszeit nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die demokratischen Institutionen unseres Staates für zu lasch hält, um wirksam gegen den Extremismus vorzugehen. Ich halte diese Mittel für sehr wohl ausreichend und erwarte, daß der Staat sich mit denen, die ihn bekämpfen, inhaltlich auseinandersetzt, anstatt die politische Position kleiner Gruppen zu benutzen, um unser aller Grundrechte einzuschränken. Herr Buback hat mit seinem Auftreten nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß sich die Bundesrepublik mit Verschärfungen des Strafrechtes, des Polizeirechtes und der Einschränkung der Pressefreiheit von ihrem Grundgesetz weg zu entwickeln droht.
Herr Buback hat mit dazu beigetragen, daß es heute in der Bundesrepublik ein Klima der Intoleranz gegenüber allen auch nur minimal abweichenden Positionen gibt. Berufsverbote, Denunziationen, Gesetzesübertretungen und offene Korruption der staatlichen Organe sind an der Tagesordnung. Diese moralische Verwahrlosung gerade bei den politisch Verantwortlichen, ist schon wieder im öffentlichen Bewußtsein eine Selbstverständlichkeit geworden. Wer sich z. B. heute offen zu Bürgerinitiativen bekennt oder auch nur ein Juso ist, wird als Terrorist verteufelt, isoliert und jede inhaltliche Auseinandersetzung mit ihm wird so vermieden.
Ich halte es für erforderlich, auch öffentlich, und gerade als Angestellter im öffentlichen Dienst, auf diese Gefahren hinzuweisen. Gerade die älteren Kollegen unter uns dürften eigentlich die unseligen Erfahrungen des Faschismus nicht vergessen haben. Sie müßten wissen, wieviel Leid und Unglück unserem Volk daraus erwachsen ist. Wovon wollen einige ÖTV-Mitglieder und der KOMBA eigentlich mit ihrer Kampagne gegen mich ablenken?
Die moralische Verwahrlosung, von der ich gesprochen habe, und die ja jeder von Ihnen tagtäglich in der Presse verfolgen kann, und die gerade den Öffentlichen Dienst immer wieder in Verruf bringt, gibt es ja nicht nur auf den höchsten Ebenen der Politik, sie findet sich auch in der Arbeit unseres Personalrates wieder. Durch die Schweigepflicht gebunden wird der Eindruck erweckt, als würde nur für die Kollegen gearbeitet. Tatsache aber ist es, daß im Personalrat nahezu in jeder Sitzung – und immer wieder unter dem Einfluß des KOMBA – bewußt und offen gegen Gesetze und damit gegen die Interessen der Kollegen verstoßen wird. Da gibt es Personalräte, die meinen, bei Kündigungen sei die Anhörung der Betroffenen überflüssig; andere meinen, es sei selbstverständlich, wenn Vorgesetzte sich bei den Ärzten unserer Kollegen danach erkundigen, ob sie Bummelanten sind oder nicht; da werden Leute wider besseres Wissen auf Posten gehievt, die sie von ihrer Qualifikation her gar nicht haben dürften; da werden ältere Kolleginnen unter Druck gesetzt, in Pension zu gehen, damit eigene Favoriten befördert werden können.
Alle diese Angelegenheiten werden nicht öffentlich erörtert, statt dessen wird immer dann, wenn hier versucht wird, Einhalt zu gebieten, der Vorwurf des Terrorismus oder Kommunismus erhoben. Diese Masche ist billig und ich bin der Überzeugung, daß Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, darauf nicht hereinfallen werden.
Wenn die gleichen Personalräte nun zur Verteidigung der Demokratie schweigend Herrn Buback gedenken, dann erscheint mir das als der Versuch, das eigene Gewissen zu beruhigen und die eigene undemokratische Haltung zu überdecken. Ein solches Verhalten halte ich für unerträglich und meine, daß das auch offen gesagt werden muß.
Viele Kollegen haben spontan zu mir gesagt:

- Mensch, warum bist du nicht einfach rausgegangen – du weißt doch genau, wie die sind
- Ein anderer hat gesagt, Mensch, mach doch öffentlich Selbstkritik und entschuldige dich, dann ist doch alles o. k.
- Ein Dritter hat sogar vorgeschlagen, ich sollte Hämorrhoiden vortäuschen, um mich aus der Affäre zu ziehen.

Dazu mochte ich feststellen:
Ich bin mir darüber im klaren, daß mein Verhalten mir persönliche Schwierigkeiten bringen kann und durch die öffentliche Kampagne des KOMBA ja auch schon gebracht hat. Ich bin der festen Überzeugung, daß es gerade in der gegenwärtigen Situation darauf ankommt, daß alle diejenigen, die Gefahren in der politischen Entwicklung in der Bundesrepublik erkennen, daß auch offen sagen. Dabei kommt meiner Meinung nach uns Gewerkschaftlern eine besondere Verpflichtung zu. Gewerkschaften und Personalräte sind nicht dazu da, die Politik der gerade Regierenden ihren Mitgliedern und Kollegen zu erklären und diese abzusichern, sondern da wo es erforderlich ist, entschlossen Kritik zu üben. Viele unserer gewerkschaftlichen Großväter sind mit einer solchen Haltung lieber ins KZ gegangen, als vor den Nazis zu kriechen. Gerade Personalräte sollten meiner Meinung nach nicht den Personalrat benutzen, um die eigene Karriere zu beschleunigen, sondern sie sollten mit Zivilcourage für die Kollegen eintreten, auch wenn das, wie in meinem Fall, persönliche Nachteile mit sich bringen kann.
Ich werde mich gegen den Versuch, mich aus der ÖTV auszuschließen, wehren. Ich werde auf der ÖTV-Liste wieder für den Personalrat kandidieren und wenn Sie uns wählen, mich mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft für Ihre Interessen einsetzen.

Berlin-Spandau, den 1. Mai 1977

Udo Knapp wurde inzwischen wegen »gewerkschaftsschädigenden Verhaltens« aus der ÖTV ausgeschlossen, von der Kandidatenliste zum Personalrat gestrichen und er darf nicht mehr als Referent für politische Bildung im Jugendamt Berlin-Spandau arbeiten, statt dessen muß er jetzt Zuschüsse für Erholungsmaßnahmen berechnen

Wir sind in Spandau bekannt als Linke und wissen, welche Anpassungsleistungen wir im Amt erbringen müßten, um auch politisch zu überleben, ohne dabei zu Kriechern zu werden. Sollte das Amt uns dennoch ausspucken, könnten wir in pädagogischen Projekten, wie z.B. der Werkschule e.V. oder der Stadtteilschule Kreuzberg arbeiten.

Wir tun das alles nicht.

Der eine von uns beiden sagt, er habe keine Lust mehr im Augenblick, er habe den Dauerkrieg satt, das Verspandauern beunruhige ihn; er sagt, er wolle noch mal was anderes machen, nach Italien, woanders arbeiten... Der andere, das ist ganz klar, ist getürmt aus Angst vor der öffentlichen Kritik. Das hat viele Leute und Genossen, mit denen wir zusammengearbeitet und -gelebt haben, entmutigt und verunsichert; wenn er sich das genau überlegt, wird ihm elend und übel, und er denkt, er sollte zu pädagogischen Fragen lieber schweigen, weil eine Konzeption wie die unsere gerade auf der Kraft und der Fähigkeit, zu sich und seinen Fehlern zu stehen - auch öffentlich -, aufbaut und dadurch an moralischer Identität, die zum Erziehen unverzichtbar ist, erst gewinnt.

Einige Bemerkungen zur Methode

Wenn man die Beschreibung unserer Arbeit in einen sozialwissenschaftlich-methodischen Rahmen stellt, dann entstehen einige Schwierigkeiten. Vielleicht könnte man am ehesten von einer sehr intensiven "teilnehmenden Beobachtung" sprechen. Besser vielleicht einfach von "Teilnahme" und dem Versuch, diese Teilnahme zu reflektieren.

Wir werden in der Arbeit darstellen, in welcher Weise wir als Erzieher und nicht gerade als Forscher im Falkenhagener Feld gearbeitet haben. Teilgenommen haben wir - und wie! Die in der Arbeit beschriebenen pädagogischen Unternehmen hätten ohne uns so nicht stattgefunden. Konnten wir bei dieser intensiven Teilnahme überhaupt noch beobachten? Oder ist hier ein Fall von "Verkafferung"*, unwissenschaftlicher Distanzlosigkeit eingetreten? Die Frage ist rethorisch. Es geht uns auch nicht prinzipiell um "Distanz" oder "Nähe", sondern um die "richtige Entfernung"** im Verhältnis zum Untersuchungszweck.

Eine Untersuchung, die sich mit den Lebensumständen anderer Menschen befaßt, muß die subjektiven Umstände und die Parteilichkeit des Untersuchers genau kennzeichnen und in die Untersuchung einführen. Dadurch - und nicht durch "wissenschaftliches" Weglassen - werden die Ergebnisse überprüfbar und für andere bedeutend. Das gilt natürlich

---

* Aron V. Cicourel, Methode und Messung in der Soziolcgie, Frankfurt/M. 1970, S. 70 f

** H. Thurnwald, Gegenwartsprobleme Berliner Familien. Eine soziologische Untersuchung an 498 Familien, Berlin 1948

besonders für aktuelle verhaltenswissenschaftliche Forschungen. Aber auch bei historischen Studien scheint uns ein offen subjektiver Zugang sinnvoll: Ein wunderbares Beispiel dafür ist "Die Cultur der Renaissance in Italien" von Jacob Burckhardt.*

Sehen wir uns dazu an, was Jürgen Friedrichs und Hartmut Lüdtke in ihrem Buch "Zur Teilnehmenden Beobachtung", das sich als "Einführung in die sozialwissenschaftliche Feldforschung" versteht, zum Problem der Distanz schreiben.** Das ist auch deshalb spannend, weil die Autoren in diesem Buch eine Jugendheimuntersuchung als das vorbildlich gelungene Beispiel für die saubere Anwendung ihrer Methode anführen.***

"Dabei kann nicht von Verstehen, Intuition oder Introspektion als entscheidendes Konstituens der Beobachtung ausgegangen werden", schreiben Friedrichs/Lüdtke, "sondern vielmehr von einer stärkeren Trennung von Beobachter, Objekt und rezipierendem Wissenschaftler, deren wechselseitige Beziehung einer systematischen Überprüfung zugänglich sein müssen. Aufgabe der Beobachtung kann es nicht sein, in ihren Aussagen ein Stück Realität (z.B. das Verhalten einer Schulklasse) so darzu-

---

* Jacob Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien, ein Versuch, 7. Aufl., Leipzig 1899

** Jürgen Friedrichs/Hartmut Lüdtke, Teilnehmende Beobachtung, Einführung in die sozialwissenschaftliche Feldforschung, Weinheim/Basel 1977, 3. Aufl.

*** Gustav Grauer, Jugendfreizeitheime in der Krise, Weinheim/Basel 1973
H. Lüdtke, Jugendliche in organisierter Freizeit, Weinheim/Basel 1972
ders. u. G. Grauer, Jugend-Freizeit-"Offene Tür". Methoden und Daten der empirischen Erhebung im Jugendfreizeitheim, Weinheim/Basel 1973

stellen, daß der Leser das Gefühl des Nacherlebens hat (...), sondern Aussagen zu liefern, die sich auf einen Zusammenhang sozialwissenschaftlicher Theorie richten, demzufolge an ihm sich bewähren müssen. Während d. Hollander und weitgehend auch Bruyn als Ausweg aus den zahlreichen Problemen der Beobachtung intuitive, selbstkritische Beschreibung empfehlen, soll im folgenden versucht werden, auf der Basis einer analytisch-empirischen Erkenntnistheorie quasi naturwissenschaftliche Distanz zwischen Beobachter und Objekt als Mittel zur Verbesserung der Technik zu untersuchen."*

Worum geht es bei dieser Methode, um die bessere Erkenntnis des menschlichen Lebens oder um "Mittel zur Verbesserung der Technik"? Diese Form von Wissenschaft sei noch immer ein Programm, schreiben die Autoren in ihrem Vorwort zur zweiten Auflage. Wir können nur hoffen, daß es dabei bleibt. Aus zwei Gründen: Zum einen, weil die "quasi naturwissenschaftliche Distanz" schon für Naturwissenschaftler nicht so unproblematisch ist wie für die Soziologen, die sich darauf berufen**, und zum

---

*Friedrichs/Lüdtke, a.a.O., S. 17

**Die scholastisch erstarrten Soziologenschulen berufen sich auf eine "naturwissenschaftliche Distanz" und Objektivität, die den Naturwissenschaftlern selbst fraglich geworden ist:

1. Die Bestimmung des Beobachterstandortes bei Einstein und Newton

"'Newton untersuchte die Bewegung zweier Körper, M und N, die in einer relativen Bewegung zueinander standen, als ob er auf einem absolut fixierten Körper X stände. Einstein untersuchte die Bewegung der Körper M und N, als stünde er auf einem von ihnen. Zudem behauptete er nicht, die Ereignisse 'da drüben' auf Körper N zu untersuchen; stattdessen untersuchte er die Erschütterungen von Ereignissen, die von Körper N ausgingen, so wie

Forts. nächste S.

anderen, weil es bei den Wissenschaften vom Menschen eben nicht um tote Materie geht: Es kommt sehr wohl auf Verstehen, auf die eigene Angst und Betroffenheit an. Wer wie Friedrichs/Lüdtke versucht, die Menschen, die er untersucht, zu Objekten und Untersuchungsgegenständen zu machen, wird zwangsläufig nicht das Leben, das zu analysieren er vorgibt, untersuchen, sondern nur seine eigenen experimentellen Erfingungen:

> Die in einer Richtung geführte Beobachtung in der Naturwissenschaft ist eines ihrer distinktiven Merkmale. Das grundlegende Merkmal der Verhaltensforschung ist hingegen die aktuelle oder potentielle Reziprozität der Beobachtung zwischen Beobachter und Beobachtetem, die theoretisch eine symmetrische Beziehung konstituiert: der Mensch beobachtet die Ratte, die Ratte aber auch den Menschen. So ist die in einer Richtung geführte Beobachtung in der Verhaltensforschung weitgehend eine konventionelle Fiktion, der mit Hilfe der Versuchsanordnung

---

sie seine Instrumente affizierten, die ebenfalls auf Körper M plaziert waren, d.h. er untersuchte die 'Ereignisse an ihm selbst'."

2. Der Ort der Trennung zwischen Untersucher und Untersuchtem

"Niels Bohr zeigte, in welchem Ausmaß die Versuchsanordnung den Ort der Trennung bestimmt, indem er ein einfaches Experiment analysierte: Die Untersuchung eines Gegenstandes mit Hilfe eines Stockes. Hat man den Stock fest im Griff, so wird er zu einer Ausdehnung der Hand; der Ort der Trennung befindet sich deshalb am anderen (distalen) Ende des Stockes. Hat man den Stock locker im Griff, so ist er von der Wahrnehmung her kein Teil des Beobachters; die Trennung liegt deshalb an 'diesem' (proximalen) Ende des Stockes." (Devereux, a.a.O., S. 314 f)

> Genüge getan werden soll. Gegenbeobachtung oder Gegenreaktion sollen dadurch auf ein Minimum beschränkt werden, da die (vermeintlich) 'unerwünschte' Gegenbeobachtung des Experimentators durch das Versuchstier die erwünschten 'objektiven' Resultate 'verhindern' kann." *
> "Machen wir jedoch die Untersuchung des Menschen durch den Menschen zu unserem Paradigma, dann müssen wir die bedeutsame Tatsache akzeptieren und ausnutzen, daß in einer Beobachtungsdyade beide Personen in der Lage sind zu sagen: 'Und dies nehme ich wahr.' Wir können ihnen also ebensogut die Möglichkeit einräumen, das auf relevante Weise zu tun."**

Diese Möglichkeit versuchen wir in der vorliegenden Arbeit den Jugendlichen zu geben. Don Lorenzo Milani, dem Vater der Schüler-Schule***, ist dies, soweit wir die pädagogische Literatur überblicken, am besten gelungen: Nicht er, sondern seine Schüler haben den berühmten "Brief an eine Lehrerin" verfaßt. Wir haben nur Ansätze in dieser Richtung vorzuweisen: Das Theaterspiel, die Wandmalereien, Wandzeitungen und die Lebensläufe der jugendlichen Räuber und Mörder sind Versuche der Jugendlichen, sich mit unserer Hilfe in eigenen Kategorien darzustellen, sich selbst zu thematisieren.

Wohin die kalten, menschenfeindlichen "objektiven Kategorien" von Friedrichs/Lüdtke dagegen führen, zeigt das folgende Beispiel aus der dort zitierten Jugendheimuntersuchung:

---

* Devereux, a.a.O., S. 42

** ebda., S. 53/54

*** Scuola di Barbiana, Die Schülerschule. Brief an eine Lehrerin, Berlin 1970

"Besondere äußere Merkmale (Äuß.Merk.)	N = 2234
Konstitutionelle, körperliche Auffälligkeiten oder Mängel	7,9
Physische Vorzüge und Attraktivität	1,7
Modischer Symbolismus	4,5
Sonstige auffällige Merkmale	1,1
keine Auffälligkeiten, keine Angaben	84,8
	100,0

Soziometrischer Typus (Soz.Typ.)	
Untypisch, Mitläufer	46,2
Star	12,1
Igel, Randseiter	13,5
Keine Angaben	28,2
	100,0

Diese Typen stellen Analogien zu den Typen des Wahlverhaltens in soziometrischen Tests dar. Es sollte die typische Stellung des Akteurs innerhalb seiner Besuchergruppe angegeben werden, wie sie aus den Interaktionen zwischen ihm und der Gruppe resultierte." *

Das einzige, was diese Aufstellung mißt, sind die Vorurteile und Ängste dessen, der Maß nimmt. Der Beobachter selbst reiht sich als Normaler unter 84,8 % ebenfalls Normale ein, grenzt sich ganz gerne gegen 7,9 % Leute mit "Mängeln" ab und gesteht nur ganz wenigen - 1,7 % - zu, daß sie schöner sind als er selbst. Das gleiche beobachterzentrische Vorgehen gilt für den "soziometrischen Typus (Soz.Typ.)". Hier fällt vor allem auf, daß sich die Untersucher in ihrer Kreativität schon vom Schema her behindern. Offensichtlich haben sich die Beobachter an "Stars" fixiert, so wie das Kaninchen an die Schlange und den Rest - 46 % + 28,2 % - zur Kategorie der "Mitläufer" oder Indifferenten geschlagen. Dieser Rest scheint

* Friedrichs/Lüdtke, a.a.O., S. 162

leicht lenkbar und beeinflußbar zu sein, und zwar von denjenigen, die die Beobachter als "Stars" herausgefunden haben. Auch wir haben uns zunächst ganz automatisch an den "Stars", "Oberschlägern" und Jugendheimhelden orientiert, um auf dem einfachsten Weg etwas Sicherheit zu bekommen. Das sagt aber nicht viel über die "Stars" und schon gar nichts über die gewöhnlichen Jugendheimbesucher, die nicht als Stars auftreten, aber auch eben keine Mitläufer sind, sondern sagt etwas über unsere anfänglichen Ängste und unser eigenes Schutzbedürfnis. "Ein beträchtlicher Teil der professionellen Abwehrstrategien sind einfach Variationen der Isolierungsstrategie, die angsterregendes Material 'entgiftet', indem sie es verdrängt oder seinen affektiven Inhalt und seine humane wie persönliche Relevanz leugnet."* Friedrichs/Lüdtke schaffen das schon durch ihre Kategorien, die von Unsicherheit, Angst und einer ganzen Portion von "wissenschaftlichem Rassismus" geprägt sind: Sie wissen schon vor der Untersuchung, daß "Mitläufer" und "Stars""im Feld vorkommen", bei denen nicht geistig-emotionale Kriterien, sondern ausschließlich "besondere äußere Merkmale (Äuß.Merk.) zu beobachten sind. Man stelle sich vor, die Berliner Professorenschaft würde mit Hilfe dieser Kriterien untersucht werden. Warum nicht? Jeder Zweifel erübrigt sich: "Die Typen stellen Analogien zu den Typen des Wahlverhaltens in soziometrischen Tests dar." Hauptsache: Die Stimme der Wissenschaft klingt fest, apodiktisch und distanziert.

---

*Devereux, a.a.O., S. 109

An dieser Stelle wollen wir uns kurz die Entwicklung der Methode "teilnehmende Beobachtung" ansehen.

Als Begründer der "teilnehmenden Beobachtung" gilt ein Ethnologe, Bronslaw Malinowski. Er hielt sich bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Australien auf. Als österreichischer Staatsbürger stellten ihn die Behörden vor die Alternative "Internierungslager oder Forschungsaufenthalt auf den Trobriandinseln". Malinowski entschied sich für den Forschungsaufenthalt als kleineres Übel. Während des zweijährigen Aufenthalts entwickelte er die Regeln der teilnehmenden Beobachtung. Sie bestehen in der Abkehr des Forschers von der europäischen Welt und in der physischen Nähe zu den "Eingeborenen". Mit Hilfe von Interviews und Befragungen verschiedener "Informanten", durch aufmerksame Beobachtung der alltäglichen Beschäftigung und durch direkte Teilnahme an Unterhaltungen und Aktivitäten der Trobriander gewann Malinowski mit der Zeit eine umfassende Kenntnis ihrer Lebens- und Denkformen. Dem möglichen Einwand, seine Anwesenheit könne den normalen Lebenszusammenhang der "Eingeborenen" stören, begegnete Malinowski mit dem Hinweis auf die "Gewöhnung". Der Ethnograph müsse einfach solange bei den "Wilden" bleiben, bis er Bestandteil ihres Lebens geworden sei: abwesend in der Anwesenheit.* Das erlaubt dann auch, von der eigenen Person abzusehen. Posthum ist inzwischen das Tagebuch veröffentlicht worden**, das Malinowski auf den Trobriandinseln geführt hat:

---

* Bronslaw Malinowski, Argonauts of the Western Pacific, Londen 1922, Einleitung

** ders., Diary in the Strikt Sense of the Term, London 1967

Einsamkeit, Depression, sexuelle Probleme und Arbeitsschwierigkeiten kennzeichneten seinen Aufenthalt und hinderten den "Vater der modernen Ethnologie" daran, in zwei Jahren persönliche, freundschaftliche Beziehungen zu den "Wilden" aufzubauen.

Der Aufenthalt auf den Trobriandinseln ermöglichte - wir meinen eher: erzwang - Malinowski die Entwicklung des Reglements einer distanzierten, teilnehmenden Beobachtung. Der Unterschied zwischen Tagebuch und systematisierter Theorie liegt darin, daß das Moment der Fremdheit, das als Bedingung zur Erkenntnis auch nützlich sein kann, als "Distanz" verdrängt,statt in die Untersuchung eingeführt wird. Dadurch erst wird es zum Hindernis. Wir meinen übrigens, daß das Bedrohliche der Fremdheit nicht das vermeintlich Fremde, sondern die provokante Aktualisierung des "Eigenen" ist, der bekannten Probleme.

In der Ethnologie stellte sich die "wissenschaftliche Distanz" auch oft genug einfach dadurch her, daß die Beobachtung auf der Basis kolonialistischer und imperialistischer Machtverhältnisse vonstatten ging. Das rechtfertigt auch das Mißtrauen der Betroffenen, das den Forscher in die Nähe von Spionen, Schnüfflern, Polizisten und Steuereinziehern rückt. Auch die lange auffällig unauffällige Anwesenheit nützt dem Forscher dabei nichts. Man gewöhnt sich zwar an ihn, aber so, wie man sich auch an Polizisten gewöhnt.*

---

* Wir verdanken den Hinweis auf Malinowski und seine geschichtlichen und persönlichen Lebensumstände einem Gespräch mit Heike Behrend-Engelhardt und einem ihrer Arbeitspapiere.

Friedrichs/Lüdtke geraten natürlich ins Schwärmen - wie immer, wenn vorgeblich wissenschaftliche Distanz gegen menschliche Nähe steht: "Konstitutives Merkmal kulturanthropologischer Beobachtung ist die kulturelle Distanz zwischen Beobachter und fremder Kultur (...) Während der Ethnosoziologe diese Distanz verringern muß, um zu erkennen, muß der Soziologe innerhalb seiner Kultur sie erst schaffen."*

Sind das wirklich Forscherprobleme in der eigenen Kultur? Sind Friedrichs/Lüdtke wirklich allen kulturellen Orten unserer Gesellschaft so nah, daß sie den Überblick nur dann wiederbekommen, wenn sie ein paar Schritte zurücktreten? Es ist in diesem Zusammenhang auffällig, daß die Methode der "teilnehmenden Beobachtung" dort in der eigenen Kultur angewandt wird, wo "zwischen Beobachter und Objekt" gerade eine große Entfernung besteht, wo mit Interviews, Statistiken und Exegese an die Probleme nicht heranzukommen ist, wo also Teilkulturen von der herrschenden abweichen. Das zeigt die "Übersicht über wichtige Studien mit teilnehmender Beobachtung" von Friedrichs/Lüdtke**: Religiöse Sekten, Homosexuelle auf Toiletten, Strafanstalten, Ladendiebe und Gangs, das sind die "typischen Gegenstände" teilnehmender Beobachtung. Friedrichs/Lüdtke sind die Menschen, die diese Forschungsgegenstände ausmachen, angeblich so nahe, daß sie sich hauptsächlich um die methodische Distanz sorgen und sich seitenlang alle möglichen Trennungs- und Verkleidungsmethoden überlegen bzw. zitieren:

---

* Friedrichs/Lüdtke, a.a.O., S. 21/22

** ebda., S. 24 f

1. Was bei Malinowski Entbehrung und Abkehr von der europäischen Welt waren, erscheint bei Friedrichs/Lüdtke als die positive Erwähnung der Bereitschaft zum "Verzicht auf persönliche Vorteile, wie Sonderspesen, gemeinsame Tätigkeit mit dem gleichgeschlechtlichen Partner am selben Ort u.ä."* Dabei sollten natürlich "nicht länger Forscher (oder Forscherteam) und Beobachter dieselben Personen sein". Vielmehr sollten die Forscher einfach mehrere Beobachter - "mindestens zwei" - schulen und "für sich ins Feld schicken". Die Forscher werden dadurch "eher freigestellt vom Voluntarismus des isolierten Forschers". "Der arbeitsteilig Beobachtende braucht dagegen die theoretischen Konsequenzen seiner Daten nicht vollständig zu überblicken (dies ist sogar nicht einmal wünschbar) und kann daher in dieser Hinsicht offener und entspannter vorgehen, wird allerdings andererseits an das Beobachtungsschema gebunden." Ohne Kommentar.

2. Für die Forscher löst sich das Problem der Distanz durch die Anstellung namenloser Beobachter. Sie werden durch schematische Vorgaben, Schulung und Supervision, die, versteht sich, Friedrichs/Lüdtke vornehmen, getrimmt, sich nicht zu persönlich mit den Untersuchten einzulassen. Das gleichzeitig für die Beobachter noch bestehende Problem, die Nähe, das Malinowski durch zweijährige Anwesenheit und durch die Gewöhnung der Trobriander an ihn, den komischen Europäer, zu lösen versuchte, wird

---

* Friedrichs/Lüdtke, a.a.O., S. 105

** ebda., S. 34

von Friedrichs/Lüdtke bei ihrer Jugendheimstudie sportlich angegangen: Da keine rassischen Unterschiede bestehen, kann man sich ja verkleiden. "Jugendliches Aussehen und antizipierte Anpassungsfähigkeit"* sind die Kriterien bei der Beobachterauswahl. Als generelle Verhaltensmaßregel wird den so ausgesuchten Beobachtern (alles Studenten) mitgegeben: "Der Beobachter begründet und realisiert seine Teilnahme so, daß in keiner Situation die Akteure einen Anlaß finden, sie würden als Objekte eines gegen sie gerichteten zweifelhaften Interesses oder einer fremden Kontrollinstanz benutzt."** Wir halten fest, daß spätestens an dieser Stelle die Voraussetzung in die Untersuchung eingeht, die Untersuchten seien beschränkt und nicht in der Lage, solche Verdummungsspiele zu spüren und zu durchschauen. Im ökonomischen und karriereorientierten Zusammenhang der "Methode" von Friedrichs/Lüdtke dient dieses Theater, wie es uns scheint, dazu, die bei den alten Ethnologen notwendige "Gewöhnungszeit" wegzubekommen, um in möglichst kurzer Zeit zügig und effizient zu beobachten und ein Ergebnis vorzulegen. Friedrichs/Lüdtke ließen sechs Wochen lang beobachten. Das ist "besonders leicht überall dort, wo er (der Beobachter - G.A., U.K.) eine Position einnehmen kann, deren Inhaber häufig wechseln, wie z.B. in unserem Beobachtungsfeld 'Jugendfreizeitheim': Hier sind regelmäßig Studenten des Jugendprogramms als Praktikanten tätig."*** Wenn man weiß, wie sehr gerade Praktikanten gerade wegen des häufigen Wechsels in einem Jugendfreizeitheim auf Eis

---

* Friedrichs/Lüdtke, a.a.O., S. 105

** ebda.

*** ebda.

laufen und an der Nase herumgeführt werden, wundern einen die peripheren und trivialen wissenschaftlichen Ergebnisse nicht, die Gustav Grauer und Hartmut Lüdtke, methodisch beleuchtet von Jürgen Friedrichs, auf über tausend Seiten und mit 150 000 DM Zuschuß ausgebreitet haben.

Im Unterschied zur üblichen teilnehmenden Beobachtung und ähnlichen Methoden gehen wir davon aus, daß man Menschen, die man erkennen will, nicht besser erkennt, wenn man den Graben, der zwischen erkennendem Subjekt und dem zu erkennenden Objekt ohnehin besteht, vorsätzlich zur Erreichung von "Wissenschaftlichkeit" vertieft: Bei Friedrichs/Lüdtke besteht der Graben in der faktischen und akademisch formalisierten Entfernung zu den Jugendheimbesuchern, die deshalb auch nicht als Menschen, sondern eher als Prozentzahlen erscheinen. Richtig ist, was sich unterm Strich zu 100 aufaddiert. Eine andere sich zur Zeit ausbreitende Spielart, den beschriebenen Graben zu vertiefen, statt zu überbrücken, ist die Ableiterei. Ein ganzer Orden steriler Marxexegeten hat sich ihr verschrieben. Diese Marxrepetitoren erschlagen die Wirklichkeit, die Menschen und das Leben mit ihren "richtigen" Kategorien. Gerade in der neueren "marxistischen Jugendforschung" finden sich dafür einige unrühmliche Beispiele.* Diesen Forschern täte es gut, die "Lage der arbeitenden Klasse in England" von Friedrich Engels zu lesen und seine Bemerkung über die Methode zu beherzigen:

---

* Vgl. H.Lessing/M. Liebel, Jugend in der Klassengesellschaft. Marxistische Jugendforschung und antikapitalistische Jugendarbeit, München 1974, 2. Aufl. 1975, besonders aber: M. Liebel, Produktivkraft Jugend. Über aktuelle und historische Aspekte der Arbeiterjugend im Kapitalismus, Frankfurt 1976

> "Ich hatte während einundzwanzig Monaten Gelegenheit, das englische Proletariat, seine Bestrebungen, seine Leiden und Freuden in der Nähe aus persönlicher Anschauung und persönlichem Verkehr kennenzulernen und zugleich meine Anschauung durch den Gebrauch der nötigen authentischen Quellen zu ergänzen. Was ich gesehen, gehört und gelesen habe, ist in vorliegender Schrift verarbeitet."*

Wenn aber nun, wie bei Engels angedeutet,"die Alternative (zur Methodenlehre der spätkapitalistischen Sozialforschung -G.A., U.K.) eine Negation abstrakter und festgelegter Untersuchungstechniken ist"**, dann ist dadurch ein beliebiger Subjektivismus noch nicht vermieden, genauso wenig wie die Gefahr, daß man nur das wiedergibt, was sich "unmittelbar" an Verhalten und Gefühlen und Äußerungen der Betroffenen zeigt. Wie will man außerdem gewährleisten, daß die Aussagen, die man über soziale Zusammenhänge und psychische Reaktionen macht, noch nachvollziehbar sind und nicht nur auf die Evidenz derjenigen abgestellt sind, die das gleiche erlebt haben oder erlebt zu haben meinen.

Unser Ansatz will die Betroffenen, um die es geht, als ganze Personen nehmen und in ihrem Lebenszusammenhang begreifen. Dieser Versuch ganzheitlichen Vorgehens bedeutet nicht den Verzicht auf ein Konzept, das man sozusagen von außen mitbringt, um möglichst systematisch zu erklären. Es hat wenig Sinn, sich mit den Untersuchten geradezu zwangsweise zu identifizieren und in der Abstandslosigkeit die zentrale methodische Devise zu sehen.

---

* Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England, MEW Bd. 2, Berlin (DDR) 1970, S. 232

** Hartwig Berger, Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit, Frankfurt 1974, S. 202

Im Hinblick auf die Erziehung haben wir gesehen, daß es durchaus eines pädagogischen Konzepts bedarf, und daß das schiere Gehenlassen oder das bewußte Sich-Verbrüdern-Wollen alles andere darstellen als Hilfen für die Betroffenen. Außerdem überwindet man den lebens- und erfahrungsgeschichtlich gegebenen Abstand nicht, sondern man flüchtet sich allenfalls in eine antipädagogische Scheinwelt.

Um erkennen zu können, bedarf es immer erneut konzeptioneller Anstrengungen, die auch versuchen müssen, die verschiedenen Einflußfaktoren zu trennen und miteinander wieder in Bezug zu setzen. Freilich müssen solche Konzeptionalisierungen permanent auf die Menschen, um die es einem in der Untersuchung geht, bezogen sein, von ihnen her verstanden werden.

Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Wir selbst hatten am Anfang nicht die Absicht, ein Buch zu schreiben, gar eine Dissertation zu verfertigen. Insofern sind die oben angestellten Überlegungen zur Methode von uns selbst erst nach und nach beachtet worden. Im Hinblick auf die Notwendigkeit eines Konzepts, richtiger: fortlaufender Konzeptionalisierungen, die immer wieder revidiert und erneuert werden müssen, läßt sich sagen: Sie sollen ebenso präzise wie beweglich sein. Deshalb sollen die angestellten Beobachtungen fortlaufend so genau wie möglich verzeichnet, Anlässe und Abläufe von Handlungen notiert, Protokolle, Notizen und Zwischenergebnisse formuliert werden. Der Erkenntnisprozeß muß mit dem Arbeitsprozeß gekoppelt sein.

Im Hinblick auf die Darstellung selbst ergibt sich die Forderung, die einzelnen Schritte, die in der eigenen Erfahrung zu beobachten waren, so genau wie möglich zu zeigen, um dann aber aus Beobachtung, Selbstbeobachtung und Erfahrung auch Schlüsse über die Ursachen und Konsequenzen zu ziehen, das Beobachtete auf den Begriff zu bringen.

Aus diesen Überlegungen folgt auch, daß sich kein Forscher zu schämen braucht, wenn er zum Beteiligten wird. "Die wirksamsten Helfer und die besten Werkzeuge des Anthropologen sind nämlich Sympathie und Mitgefühl für die Menschen, die er studiert. (...) Die Sánchez überzeugten sich mit der Zeit davon, daß sie mir glauben und vertrauen konnten. In Krisenzeiten wandten sie sich stets an mich und meine Frau, und wir halfen ihnen über die unterschiedlichsten Schwierigkeiten hinweg, die Krankheit, Trunksucht, Scherereien mit der Polizei, Arbeitslosigkeit und Familienstreits mit sich brachten. (...) Im Grunde genommen war es das Gefühl der Freundschaft, das sie... veranlaßte, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen."*

Es ist kein Zufall, daß in der Familienforschung und Pädagogik - Disziplinen, die menschliche Nähe kaum vermeiden können - eine wissenschaftliche Tradition besteht, die durch eine Menschlichkeit und Tiefe gekennzeichnet ist,** die der "großen"

---

* Lewis, Die Kinder von Sánchez, Düsseldorf/Wien 196

** L. Rainwater, Behind Ghetto Walls, Harmondsworth 7
C. Hagemann-White/R. Wolff, Lebensumstände und Erziehung, Frankfurt 1975;
K.P. Horn, Familien und Kinder am Rande der Gesellschaft, Dipl.-Arbeit, FU Berlin 1977;
K. Wünsche, Die Wirklichkeit des Hauptschülers, Köln 1972;
A.S. Makarenko, Der Weg ins Leben, Berlin (DDR) 197

Feldforschung fehlt und ganz einseitig zu Gunsten der "Breite" aufgegeben wird.

Wir können nur hoffen, daß es uns gelungen ist, unsere Jugendlichen nicht als Objekte, Testpersonen, fleischloses Klassenbewußtsein, Interviewte, Beurteilte oder heimlich Beobachtete zu behandeln.

Wir hoffen auch, daß es uns gelingt, denen, die in einer bestimmten gesellschaftlichen Wirklichkeit arbeiten und leben, Mut zu machen, darüber zu berichten und zu schreiben, sie nicht durch alberne Begriffe von Wissenschaftlichkeit und Objektivität, akademische Bücher und professorales Gehabe zu verschrecken. Für die, die versuchen, ihre Wirklichkeit mitzuteilen, ist es nach unserer Erfahrung gut, weil das Gedächtnis gerade bei den eigenen Lernprozessen unzuverlässig ist, Notizen oder tagebuchähnliche Eintragungen zu machen, amtliche und nichtamtliche Papiere zu sammeln - Fotos, Dokumente jeder Art.

JUGENDHEIME, JUGENDLICHE, WOHNVIERTEL, ÄMTER - BEDINGUNGEN UNSERER ARBEIT

Das resignierte Nichtstun im Jugendheim

> "Die Arbeit mit Randgruppen müßte genau definiert werden, weil Randgruppen aus sehr verschiedenen Personenkreisen bestehen. So wäre z.B. gegen die Arbeit mit geistig oder körperlich Behinderten überhaupt nichts einzuwenden, während Jugendliche mit einem gewissen kriminellen Einschlag - sie zählen auch zu einer Randgruppe - hier keine Berücksichtigung finden können, weil ihre Betreuung letztendlich immer wieder einzeln erfolgen muß."(Der Amtsleiter/ Jug Vi AL)

Die Darstellung eines normalen Freizeitheims anhand eines Berichts des Spandauer Volksblattes* hat auch heute noch nahezu uneingeschränkte Gültigkeit. Wir zitieren und kommentieren diesen Bericht deshalb so ausführlich, damit deutlich wird, wie der Jugendpflegealltag in fast allen Jugendheimen aussieht, welches der Rahmen für das Verhalten der Erzieher ist, wie sich ihr Handeln bestimmt und erklärt.

"'Quader' ist ein 'offenes Haus', es dient in erster Linie für Jugendliche im Alter ab 14 Jahren." - Die Altersgrenze hat sich inzwischen weiter nach unten verschoben. Heute verkehren in diesem Jugendheim auch einige Kinder von sieben Jahren an aufwärts. "Ein festes Programm - Tanzveranstaltungen - ist nur an zwei Tagen in der Woche und - alle 14 Tage - sonnabends vorgesehen." - Dieses "feste Programm" ist vor zwei Jahren auf die Hälfte reduziert worden: Es gibt nur noch einen Tanzabend in der Woche.

---

* Die folgenden Zitate sind, wenn nicht anders kenntlich gemacht, dem Artikel entnommen: "Zum Thema Jugendpflege in Berlin: Bier und Schwof als Lebenshilfe", in: Spandauer Volksblatt vom 18.2.1973

"Dieses Angebot wird bereichert durch eine Honorarkraft, die einmal in der Woche eine Gruppe von ungefähr 10 Jugendlichen im perspektivischen Zeichnen unterrichtet." - In Wirklichkeit haben vier Mädchen diese Gruppe besucht, die keine regelmäßigen Heimbesucher waren. Vor etwa zwei Jahren ist dieser Kurs eingeschlafen. "Den Autobastlern wird demnächst eine Garage zur Verfügung stehen (die allerdings nicht vom Jugendamt, sondern von der gemeinnützigen Stiftung 'Unihelp' finanziert wurde)." - Von der Garage sprachen damals alle. Es gibt sie bis heute nicht. Zum einen Teil wurde das von Unihelp gespendete Geld für eine neue Musikanlage im "Quader", zum anderen Teil für einen Spielplatz in der Obdachlosensiedlung "Haselhorst" verwendet. "Eine Reihe von Mädchen ist bescheidener und hat sich in Eigeninitiative zu einer Strick- und Häkelgruppe zusammengetan." - Zu dieser Häkelgruppe gehörten fünf Mädchen. Drei davon gehörten nicht zum "Jugendheimstamm". Diese Mädchen waren gekommen, um eine Mädchenarbeit zu probieren. Nach einem halben Jahr blieben sie weg. Resonanz hatten sie nicht gefunden. "Unterhaltende und problematische Filme werden 6 - 7 mal pro Jahr angeboten, unverbindlich amüsieren kann man sich dagegen an jedem der fünf Öffnungstage pro Woche mit Skat, Tischtennis und Schach." - Das ist der Jugendheimalltag.

Der erste Eindruck beim Betreten des Heims ist Langeweile, Dösen, Bahnhofswarteraum-Atmosphäre - selten sind mehr als zehn Jugendgliche gleichzeitig da.

"Dieses bescheidene Angebot zur Freizeitgestaltung erklärt sich teilweise aus der personellen Unterbesetzung des Heims: Die zwei Heimleiter können

für die etwa 2000 Besucher pro Monat notwendigerweise nur noch mehr oder weniger 'Türschließerfunktionen' erfüllen."- Sicher, die Personalsituation ist nicht gut. Aber solange nichts Inhaltliches passiert, reicht ein Hausmeister vollauf. Die monströse Zahl von 2000 Besuchern ergibt sich aus der einfachen Addition all der Besucher, die an etwa 20 monatlichen Öffnungstagen durch die Jugendheimtüren treten. Wer rein und raus geht, geht jedesmal gleichzeitig als neuer Besucher in die Statistik ein. Dabei zählt natürlich kein Heimleiter wirklich. Einmal im Monat füllt er die Schwarte aus, die das ganze Amt liebevoll "Schummelbuch" nennt. Sie soll die dauernden Klagen über Personalmangel ebenso rechtfertigen wie dem Amt als Alibi für seine ständige Arbeit in den vielbesuchten "Einrichtungen" dienen. Unser Amtsleiter hat uns außerdem - wegen der Streichkommissare des Innensenators - dazu ermahnt, die Zahl der Jugendheimbesucher nicht etwa sinken zu lassen. In den Jugendpflegebericht des Senats geht als "statistisches Material" die Summe sämtlicher Berliner Heim-Schummelbücher ein: 2 620 974 Besucher hatten die 85 damals geöffneten Berliner Freizeitheime zusammen...*

Tatsache ist jedenfalls, daß der "Quader" schon seit Jahren einen konstanten Besucherstamm von 60 - 80 Jugendlichen hat. Nicht mehr und nicht weniger. Der Heimleiter kennt alle Besucher mit ihren Problemen und Schwierigkeiten. Mehr als Türschließerfunktionen nimmt er nicht wahr.

---

* Bericht über die Situation im Sektor "Jugendpflege", hg. v.: Abgeordnetenhaus von Berlin, Drucksache 6/228, 5.11.1971, S. 11

Er ist 47 Jahre alt. Vorher war er Arbeiter in einer Fabrik. Im Jugendheim hat er als Hilfserzieher begonnen. Später hat er eine berufsbegleitende Ausbildung zum Erzieher absolviert. Nach seiner Auskunft wollte er deshalb als Erzieher arbeiten, um aus der Fabrik zu kommen. Er ist nicht unbeliebt. Mit einzelnen Jugendlichen redet er viel in seinem winzigen Heimleiterzimmer. Praktische Aktivitäten leitet er nicht an.

"Der Kreis schließt sich", endet der Artikel, "Interessengruppen, die Aggression neutralisieren und bei geeigneter Leitung einen Bewußtwerdungsprozeß einleiten könnten, existieren nicht. Unzufriedenheit und Sorgen werden beim Bier und Skat verdrängt."- Bier, Skat und Tanz, das ist das ganze Jugendheimleben. Im Sommer, wenn alle Spandauer Jugendheime geschlossen sind, treffen sich die Jugendlichen in Parks, an der Havel oder an der Kiesgrube. Bei schönem Wetter ist es völlig egal, ob die Heime offen oder geschlossen sind. Es wäre bestimmt falsch, diesen Zustand den Heimleitern alleine anzulasten. Wir werden zeigen, wie der Amtsleiter zusammen mit den pädagogischen Sachbearbeitern die Resignation der "Praktiker" in den Heimen vertieft: Alle unsere Kollegen sind gezwungen, wollen sie einen kleinen Spielraum für ihre Arbeit behalten, mit dem Amt zahlreiche Konflikte durchzustehen. Heimleiter, wie der des"Quader" machen das nur eine bestimmte Zeit. Schließlich arrangieren sie sich auf die eine oder andere Art. Jeder Leiter hat sein Hobby und dementsprechend ist "sein Haus" eingerichtet. Der eine hat eine komplette, nur privat genutzte Werkstatt im Keller - dort baut er Möbel für sich und seine Freunde -, der andere erteilt während seiner Dienstzeit

privaten, bezahlten Musikunterricht. Ganz schlimm hat es ein Dritter getrieben: "Die für die Kfz-Werkstatt eingestellte Honorarkraft arbeitete nicht mit den Jugendlichen, sondern führte Gefälligkeitsreparaturen am Wagen des Heimleiters durch."* Dieser Heimleiter ist dorthin "strafversetzt" worden, wo er schon immer hin wollte - ins Amt. Zwischen den Kollegen im Amt und denen im Heim entwickeln sich Formen korrupter Abhängigkeit: Das Amt deckt die kleinen Eigenheiten der Heimleiter und umgekehrt. Die Dienstplan- und Bestellscheinmogeleien der Heimleiter passieren die Augen der Sachbearbeiter scheinbar unbemerkt. Andererseits gehört es zum guten Amtston, einen Sachbearbeiter nicht etwa auffliegen zu lassen, der sich im Amt immer mittags "austrägt", d.h. in die Liste schreibt: "besuche irgendein Heim", dort aber nie ankommt.

Mit wem haben wir es zu tun:
z.B. dem Club "Trink-Dich-Frisch"

> Berufe der Eltern: Polizeibeamter, Wirtschaftshilfe, Beamter, Maschinist, Rentner, Arbeiter, Schwester, Verwalter, Rentner, Angestellter, Maschinenwärter, Werkmeister, Maurer, Lagerist, Betriebspolier, Arbeitsloser, Arbeitsloser, Arbeiter, Verkäuferin, Zimmermann, Kranführer, Kellner, Pförtner, Arbeiter, Friseur, Busfahrer, Kraftfahrer.
> (Angaben aus Teilnahmeformularen für eine Sommerfahrt 1975. Fünf gaben keinen Beruf an, die Eltern sind entweder tot oder empfangen Sozialhilfe.)

Der Club "Trink-Dich-Frisch", das war eine Gruppe gefährdeter Jugendlicher: Horror des Jugendstadtrats, pädagogisches Abgrenzungsobjekt des Bezirks-

---

* Darstellung der Situation im Jugendfreizeitheim des Bildungszentrums Hakenfelde seit seiner Eröffnung, Januar 1976

jugendpflegers: "Wer einmal", sagte er, als er gut gelaunt war, "Schmierseife unterm Arsch hat, dem ist nicht mehr zu helfen." War seine Laune schlecht, hieß es: "Wann schmeißen Sie diese Truppe endlich raus...!?" Hätten sich die "jungen Erwachsenen" wenigstens nach einer Straße, nach etwas Amerikanischem benannt... Ihr Suff, der Zustand, wo sie in Ruhe gelassen wurden, wegtauchen konnten, das war ihr Name. "Trink-Dich-Frisch" - einige Clubmitglieder hatten in einem anderen Jugendheim Hausverbot, deswegen sind sie zu uns gekommen. Weil wir zwei Jahre ohne Polizei mit ihnen klar kamen, sind sie geblieben.

Die "Trink-Dich-Frischler" haben selbst einmal ein Porträt von sich geschrieben, für eine ZDF-Journalistin: "Wir sind 15 Leute im Alter von 18 bis 23 Jahren. In unserem Club gibt es nur männliche Mitglieder. Unsere Freundinnen sind mit dabei, aber sie gehören nicht zum Club. Wir kennen uns seit damals, als das Falkenhagener Feld (Neubaugebiet) gebaut wurde. Wir waren hier immer zusammen, schon seit nun ungefähr sechs Jahren. Die meisten von uns sind im Augenblick arbeitslos. Wir haben bisher auf dem Bau gearbeitet. Aber wir sind alle Ungelernte. Die meisten von uns wohnen in Zwei-zwei-halbe-Zimmer-Wohnungen. Und in den Wohnungen wohnen im Durchschnitt vier bis sechs Leute. Es gibt auch welche, wie bei Dino und Liebel, wo neun Personen wohnen. Außerdem gibt es da einen Hund."

"Diese Truppe, versoffen, arbeitslos und kriminell, kriegen Sie nur mit einem Berufsboxer in den Griff!" Sicher, schlecht ist es nicht, wenn man sich - spielerisch jedenfalls - auch mal körperlich mit

den Jugendlichen auseinandersetzen kann. Nur der Spruch vom Berufsboxer, er kommt aus dem Mund des zuständigen pädagogischen Sachbearbeiters, besagt mehr: Diese Jugendlichen sind eben primitiv, man muß ihnen primitiv antworten - alles andere hieße "Perlen vor die Säue werfen". Oder umgekehrt: Anspruchsvollere Programme können halt mit diesen Jugendlichen nicht gemacht werden... Der Erzieher begibt sich also entweder unter sein eigenes "Niveau" oder er sucht sich, was die Regel ist, Jugendliche, die zu seinem Niveau passen.

Aber wenn man nicht reaktionär ist, nicht von Boxern und Säuen spricht, was macht man mit solchen Jugendlichen, die durch schwierige Lebensverhältnisse geprägt und an denen verschiedene Erziehungseinrichtungen und Pädagogen herumgepfuscht haben? Was für Jugendliche sind das?

L i e b e l : 22 Jahre; als ich ihn kennengelernt habe, kam er aus der Jugendstrafanstalt wegen Autosachen. Er sagt: "Da habe ich für ein paar andere mitgesessen, ich will gar nicht sagen, für wen alles." Nur einmal, 14 Tage lang, war er Mittelpunkt der Gruppe: Er arbeitete damals in einem Getränkediscount... Manchmal schlägt er die jüngeren Heimbesucher. "Einer muß hier ja für Ordnung sorgen", pflegt er zu sagen, wenn ein Erzieher dazwischen geht.

I t o : Klein, breit und sehr muskulös. Er hat immer lustige Sprüche drauf, gute Ideen, verarscht jeden Amtstyp, aber auch jeden Jugendheimbesucher und -erzieher. Sein Vater war Zirkusartist. Er hat Kehlkopfkrebs und geht den ganzen Tag mit seinem Hund spazieren. Deshalb nennt man ihn auch den

"Bürgermeister vom Specktefeld". Ito ist zu Hause das jüngste Kind. Gegen Ende seiner "Trink-Dich-Frisch"-Zeit wurde er von seinem älteren Bruder massiv gedrängt, eine Schlosserlehre anzufangen. Seine Bierwampe ist seither auch wieder weg. Dadurch habe ich eine Wette um eine Flasche Wodka mit ihm verloren.

D i n o : Er ist der Chef der Truppe. Die Mädchen haben das schon verinnerlicht. Es hat den Anschein, als habe Dino ein modernisiertes "Recht der ersten Nacht"."Ich habe gelernt!" sagt er stolz. Allerdings hat er zu seinem Beruf keine Lust mehr - er ist Tankwart. Lieber ist er, wie der männliche Teil seiner Familie überhaupt, auf dem Bau. Dino hat noch acht Geschwister. Die Mutter ist eine der wenigen Personen, die er fürchtet. Arbeitet er nicht, bekommt er ein Ultimatium, ist es abgelaufen, dann fliegt er so lange raus, bis er wieder Kostgeld abgeben kann.

R i c c i : Er ist der "Durchblicker" des Clubs. Beschäftigt sich mit Politik, lernt Gitarre und singt, z.B. "Trink-Dich-Frisch kommt früh am Morgen, hat wenig Geld, hat viel Sorgen: Haste mal ne Mark, ist ja alles Quark, komm, wir trinken noch ne Molle". Er geht öfter mal zu den "Roten" und sagt allen, es müßte mehr gemacht werden.

A c e r : Er ist die komische Figur der Truppe. Acer gilt als schön. Hat aber so seine Probleme. Er war am längsten von allen auf dem Bau. Im Keller des Jugendheims hat er eine Wand gemauert. Acer wird zu Hause schlecht behandelt. Sein Bruder Jürgen war zwei Jahre im Gefängnis. Es hat ihn dort niemand besucht. Jürgen hat es abgelehnt, nach

zwei Dritteln der Strafzeit rauszugehen. Acer will schon immer ein Buch schreiben, "einfach über den Menschen". Er fragt einen immer aus: "Aly, erklär mir mal, was ein "Votzenstein" ist, wie wird eine Betonstraße gebaut, welchen Kies braucht man für was, wie ist das mit dem Eisen, dem Beton?" Er ist, wenn auch mit Unterbrechungen, seit neun Jahren auf dem Bau.

R i s t o w : Er hat als technischer Zeichner angefangen. Hat die Lehre abgebrochen. Als erster hatte er ein Auto. Mit seiner Braut Maria, die schon lange als Verkäuferin arbeitet, fuhr er auf eine Wochenendtour mit Acer und Liebel nach Bayern. Man besuchte Leila und Regel, die dorthin "ausgewandert" waren. Ristow flog mit über 100 km/h aus der Kurve. Nur Maria ist etwas passiert. Sie lag drei Monate transportunfähig in einem bayerischen Kreiskrankenhaus. "Ein taktischer Fahrfehler", meinte Ristow zu dem Unfall. Wegen diesem Spruch hatte er für ein paar Wochen im Jugendheim "verschissen". Inzwischen sind Maria und Ristow verheiratet.

B e c k e r : Er ist gelernter Schlosser. Cousin von Billy. Und wohnt mit ihm zusammen. Becker hat schon öfters Blut gespuckt. "Alkoholtoxische Magenschleimhautentzündung" sagen die Ärzte, und dann können wir wieder mit ihm nach Hause gehen; was ist schon zu machen ?! Seiner Braut Manuela verbietet Becker bei Prügelstrafe den Besuch des Clubhauses. Die Typen dort seien nichts für sie, zu primitiv... Beckers Stützen sind Billys Mutter und Opa, der immer, wenn einer von den Jungen einfährt, von seiner KZ-Zeit erzählt. Becker habe ich mal unter allgemeinem Beifall gehauen. Er war besoffen, wollte bei der Heimschließung nicht gehen, warf

eine Bierflasche nach mir, schwankte auf mich zu: "Aly, du Krücke, setz die Brille ab!" Das habe ich dann gemacht.

K a i s e r : Von ihm sagen die Leute, er sei runtergekommen. Dabei ist er einer der stabilsten und besonnensten Typen der Gruppe. Er ist zum Club gekommen, nachdem ihn die Post nicht als Fernmeldetechniker übernommen hat. Von ihm stammt die Idee, eine Fußballmannschaft aufzumachen.

H o t t e : Er ist ein jüngerer Bruder von Dino. Eine zeitlang ist er wild ausgerastet. Als er dann Uschi kennenlernte, arbeitete er als Wäschereifahrer, Er sparte für die Wohnungseinrichtung. Die Wäscherei ging pleite, schuldete ihm die letzten beiden Monatslöhne, das Arbeitsamt zahlte kein Konkursausfallgeld, weil der Besitzer verschwunden war und die Pleite nirgends gemeldet hatte. Hotte ging mit seinem Fall zur BZ. Die hat ihm sofort mit einem Artikel gegen das Arbeitsamt geholfen. Das Arbeitsamt rief plötzlich sogar zu Hause an und behandelte Hotte als "Herrn Hoyzer". Eine richtige Arbeit, die ihm wieder gefällt, hat er seither nicht gefunden. Das Ersparte ist weg, und mit Uschi ist auch nichts mehr.

F r a n k i : "Naturtrinker", so nennt er sich. Er ist der Professor. Fachmann für Löten, Elektronik, technische Fragen überhaupt. Mit ihm kann man stundenlang abschweifend diskutieren. Ist er besoffen, wird er ruhig und ganz lieb, er braucht dann einen, der ihn geradezu abknuddelt.

Dann gibt es noch Billy, Kuckuck, Regel, Brett, Mücke, Dackel; drumherum waren je nach Saison weitere 10 - 20 Jugendliche aus der Gegend.

Der Erzieher Jürgen und Acer

Im Jugendheim hatte die Gruppe zunächst einen Raum, später die Bar. Eine gruppeneigene Anlage, die sie dem Amt abgepreßt hatten. Die "Scheiben" legte Hotte auf, besorgte die neuen und achtete auf sie.

Das Falkenhagener Feld

"Erste Ode !!!
Wir haben ein neues Heim,
darauf gibts keinen Reim.
Jetzt ist es noch schön,
na, wolln wa ma sehn !!!" (Der neue Amtsleiter, im Festinfo)

Für die Jugendbehörden ist in den letzten zehn Jahren ein Widerspruch entstanden: Sie müssen sich sozialen Problemen in anderer Weise stellen als in den späten fünfziger und sechziger Jahren, sie tun

es aber, wenn überhaupt, als müßten sie eine Kröte schlucken. Das führt dazu, daß in Gegenden mit proletarischer und subproletarischer Bevölkerung inzwischen wieder Jugendpflege betrieben wird; es stehen dort aufwendige Monumente des schlechten Bezirksamtsgewissens. In diesen Bauten soll aber nichts weiter gemacht werden als die mittelstandsorientierte - familienergänzende, freizeitgestaltende - Jugendpflege klassischer Prägung. So entstehen laufend Konflikte, die dem Außenstehenden völlig abwegig erscheinen: Die Kollegen im Amt und in den Heimen beschimpfen sich gegenseitig als unfähig, Stadträte drehen durch, "mutwillige Zerstörungen" rücken in den Mittelpunkt des Interesses... das endet und beginnt von neuem mit einer neuen Konzeption, einer besseren, engeren Zusammenarbeit im Amt und "vor Ort"...

Dabei ist im Fall unseres Heims nicht mehr geschehen, als daß die Verantwortlichen vor 17 Jahren ein pompöses Jugendheim beantragt und als neues "Haus der Mitte" am Hafenplatz, im Zentrum von Spandau, geplant haben. Das Heim sollte "übergeordneten jugendpflegerischen Aufgaben" dienen - es war als Treffpunkt der besseren Jugend gedacht. Unter dem Druck der öffentlichen Kritik an Neubauwüsten wie dem "Märkischen Viertel", der Kritik an der "Unwirtlichkeit unserer Städte", hat das Bezirksamt das für den Hafenplatz geplante Heim in die bereits weitgehend fertige Neubausiedlung "Falkenhagener Feld" verlegt. An dem alten Plan änderte kein Beamter im Bau- oder Jugendamt einen Federstrich. Halbherzig, halbbewußt, chaotisch und zufällig reagierte die Behörde auf soziale Probleme und handelte sich fast zwangsläufig neue ein.

Betrachten wir kurz das Falkenhagener Feld, die Neubausiedlung des sozialen Wohnungsbaues, in die unser Jugendheim, die "Gelse", weniger hineingeplant als vielmehr hektisch hineinverlegt worden ist.

Spandau ist eines der wichtigsten Neubaugebiete Westberlins. Seine ausgedehnten Baulandreserven haben nach dem Zweiten Weltkrieg die Anlage von Neubausiedlungen, Polizeischießplätzen, Friedhöfen, Kleingärten und Müllhalden ermöglicht. Der Grund dieser Entwicklung liegt in der Spandauer Geschichte. Sie ist von strategischen Gesichtspunkten bestimmt. Garnison und Zitadelle dienten in den vergangenen Jahrhunderten dem Schutz der Residenz. Dementsprechend hatte die preußische Rayongesetzgebung bis 1903 ihre Gültigkeit für Spandau: Sie regelte bzw. verbot die Bebauung im Umkreis von Festungen und verhinderte für Spandau damit die geschichtlich gängige Entwicklung zur kapitalistischen Großstadt.

Im Falkenhagener Feld haben die Weimarer Republik und das Dritte Reich ihre städtebaulichen Spuren hinterlassen: An der Zeppelinstraße etwa sind in den zwanziger Jahren großzügige und angenehm gegliederte Wohnsiedlungen entstanden. Mitten im Falkenhagener Feld, früher nur über Sandwege erreichbar, ist in der Zeit des Faschismus ein Eigenheimgürtel angelegt worden. Die Besitzer sind meister Arbeiter oder kleinere Angestellte. Um ihre Vorstellungen von Eigentum,sozialem Aufstieg, ländlicher Freiheit und Bodenverbundenheit zu verwirklichen, mußten sie Schulden und Hypotheken unter schwierigen Bedingungen abzahlen. Zu Beginn der sechziger Jahre, dem Baubeginn der Hochhaus-

Neubau-Siedlung "Falkenhagener Feld", fanden sich diese Eigenheimbesitzer plötzlich mitten in der damals größten Baustelle Berlins. Sie merkten, daß sie von den Arbeiterquartieren, aus denen sie sich vor 30 Jahren losgekauft und -gearbeitet hatten, eingeholt worden waren. Das Bezirksamt Spandau hat dann in seiner bürgernahen Feinfühligkeit das Jugendheim mitten auf einem freien Gelände, weg von den neuen Hochhäusern, genau zwischen den alten Einfamilienhäuschen gebaut.

Damit war der Konflikt natürlich programmiert. Die Jugendheimnachbarn konnten ihre allgemeine Verärgerung über die Hochhäuser am Jugendheim auslassen: "Wir sind nicht gewillt, uns als Freiwild des Bezirksamtes behandeln zu lassen."* Das zuständige Polizeirevier reicht "mit der Bitte um Kenntnisnahme und weitere Veranlassung" dann folgendes an den Bezirksjugendpfleger weiter:

> "Ruhestörender Lärm durch Beat-Band im Jugendfreizeitheim Gelsenkircher Str. Der ... zeigte am 30.4.74, gegen 21.20 Uhr in seinem Einfamilienhaus, der Funkstreife des R. 140 an, daß er sich durch überlaute Musikgeräusche, hervorgerufen durch eine übende Band im Jugendfreizeitheim Gelsenkircher Str., erheblich in seinem Wohlbefinden gestört fühle. Zur Sache gab er weiterhin an, daß betr. dieses ruhestörenden Lärms bereits ein weitreichender Schriftverkehr mit dem Senator für Gesundheit und Umweltschutz stattgefunden hat." **

Die "Gelse" liegt also im Einfamilienhausgürtel. Insgesamt ist das Falkenhagener Feld längs durch die Falkenseer Chaussee und quer durch die

---

* Brief an den Bezirksbürgermeister von Spandau vom 30. April 1974

** Anzeige gegen die Erzieherin G.H. vom 30.4.1974

Bötzowbahn gegliedert. In diesem Gebiet haben verschiedene gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften zwischen 1960 und 1970 Sozialwohnungen hochgezogen - über 8000 Haushalte, in denen mehr als 30 000 Menschen wohnen. Im Gegensatz zu anderen Neubausiedlungen dieser Größenordnung ist das Falkenhagener Feld räumlich sehr zerrissen. Ein Zentrum kann sich gar nicht herausbilden. Es gibt drei kleine Einkaufszentren. Die sozialen Einrichtungen (Post, Kirchen, Schulen, Spielplätze, die Außenstelle der Familienfürsorge, unser Jugendheim) liegen verstreut am Rande. Dem Wohnungsbau der Trägergesellschaften lag kein einheitlicher Plan zugrunde. Sie haben mit den schlechtesten und billigsten Möglichkeiten im Falkenhagener Feld unsicher herumexperimentiert. Auch die feuilletonistische Kritik an "Wohnwüsten" und "Schlafstädten" hat in einzelnen Gebäuden einen angesichts der Renditeprobleme verkrüppelten und unschlüssigen Reflex gefunden. So ist ein Durch- und Nebeneinander von hohen und niedrigen Blöcken, von riesigen Hochhausriegeln und hofförmig angeordneten "Wohnlandschaften" entstanden. Im Inneren sind die Wohnbedingungen im allgemeinen gleich. Für das Verständnis entsprechender Statistiken und sozialer Konflikte ist wichtig, daß unter der Parole der "sozialen Mischung" im Gebiet Spektefeld jeweils 1 1/2-Zimmer-Wohnungen und Wohnungen für große Familien auf einer Etage oder in einem Hochhaus zusammengelegt worden sind. Das bedeutet in der Praxis, daß Rentner und kinderreiche Familien auf engstem Raum zusammengepfercht werden.

Das Haupteinzugsgebiet des Jugendfreizeitheims Gelsenkircher Str. ist das Neubauviertel zwischen Siegener Str., Falkenseer Chaussee, Zeppelinstr.

und Spekteweg. In der Blockstatistik sind dies die Blöcke 655, 656 und 657. Von diesen drei Blöcken ist insbesondere der Block 656 wichtig: Die acht Hochhäuser (fünf Siegener Str., drei Spekteweg) liegen dem Jugendheim am nächsten, ihre statistischen Daten sind besonders signifikant. In den genannten Neubauten wohnen 5 932 Menschen (ein knappes Fünftel der Einwohnerzahl des Falkenhagener Feldes insgesamt). In den Hochhäusern wohnen 2 232 Kinder und Jugendliche bis zu 20 Jahren. In Berlin sind, 3,4 % aller Haushalte 5- oder Mehr-Personenhaushalte. Im Spekteblock sind es 27 %.*

"Forum Falkenhagener Feld" oder "Gelse"

Das Spandauer Amt für Jugendpflege hat die sozialen Probleme im Falkenhagener Feld nicht gesehen, sondern bei der Erstellung des Jugendfreizeitheims Gelsenkircher Str. nur reflexartig abwehrend wahrgenommen. Die erste Konzeption spottete allen auch damals schon bekannten Erfahrungen, Erfahrungen, die gerade im Falkenhagener Feld im dortigen Klubhaus für Familie und Jugend gemacht worden waren. Der dortige Leiter hatte in seinem Rechenschaftsbericht bereits festgestellt:

> "Leider ließ sich jedoch dieser an sich positive Ansatz einer auf die Verhältnisse im Klubhaus zugeschnittenen Jugendarbeit auf die Dauer nicht durchhalten."**

---

* Die Statistik beruht auf der Volkszählung von 1970 sie ist aussagekräftig, da sich in dem genannten Gebiet seit 1970 keine wesentlichen baulichen oder sonstigen Änderungen ergeben haben.

** Zit. nach: Dokumentation über den Kampf um Selbstbestimmung im Klubhaus Falkenhagener Feld, hg. vom Gemeinwesenverein "Selbsthilfe Falkenhagener Feld", Berlin-Spandau 1973, S. 21

Die Menschen auf die Mauern zuzuschneiden, dieser "an sich positive Ansatz", ist drei Jahre später, obwohl nicht nur einmal gescheitert, auf unser neues Jugendfreizeitheim Gelsenkircher Str. bruchlos angewendet worden. Die Beamten dokumentierten mit dem neuen Heim ihre Großmannssucht, die, dreht der Finanzsenator erst einmal den Geldhahn auf, eher zur Errichtung eines Beamtenmonuments als zum Bau eines guten Freizeitheims führt. Die "Gelse", damals natürlich immer "Forum Falkenhagener Feld", hat 1 600 m^2 nutzbare Fläche, die anderen sieben damals bestehenden Spandauer Jugendheime zusammen haben 2 128 m^2. Das neue Haus der "Superlative" ist bis heute das größte in Berlin. Es hat 64 Einzelschlüssel, kostet 2,5 Millionen Mark, die Anschaffungskosten für die Lehrküche betrugen 40 000 DM, fürs Tonstudio 50 000 DM. Unter der Parole "Wir tun was für die Jugend" haben hier ein Dutzend Amtmänner ihren Perfektionismus zu Stein werden lassen.

Wandfries im »Jugendhaus der Superlative«

Als ich Anfang 1974 in der "Gelse" anfing, war von der ursprünglichen Pracht schon einiges weg: Der Schulleiter der nebenan gelegenen Grundschule konnte die Sicherheit der im Haus vorübergehend untergebrachten Vorklasse nicht mehr gewährleisten: Fenster, Wasserhähne, Lichtschalter waren kaputt, der Schlüssel für den Notausgang fehlte, von der Notstromanlage gar nicht zu reden...* Die Benutzungsprobleme mit dem technisch so aufwendigen Tonstudio hatten sich von selbst gelöst: Die Aufnahmegeräte waren bereits im Mai bei einem Einbruch gestohlen, die Benutzung des Raumes für Beatbands überhaupt untersagt worden. Im Meßprotokoll, das ein Lärmschutzwagen des Senators für Gesundheit und Umweltschutz aufgenommen hatte, war festgehalten, daß "die zulässige Lärmgrenze um mindestens 40 % durch eine übende Band überschritten wird."** - Die Schallisolierung der Außenwand hatte das Bauamt nämlich vergessen. "Bis zu einer durch das Bauamt erfolgenden bautechnischen Lösung" (die erfolgte auf unseren Druck hin eineinhalb Jahre später und kostete 40 000 DM) durften Beatbands nicht mehr üben. "Sollte wegen Uneinsichtigkeit Ihren Anordnungen nicht Folge geleistet werden, wäre ein Hausverbot die letzte Möglichkeit."* Aber das waren nicht die einzigen Superlative, die am 15. Januar 197 schon kleiner geworden waren: Das minuziöse ursprüngliche Programm war weg, von den sieben fest angestellten Mitarbeitern und Honorarkräften waren nur noch

---

* Brief der 9. Grundschule an die Abt. Jugend und Sport vom 21.12.1973

** Meßprotokoll des Senators für Gesundheit und Umweltschutz vom 12.11.1973

*** Dienstanweisung von Jug VI AL vom 28.11.1973

fünf haupt- und zwei nebenamtliche da. In der Luxus-Lehrküche waren die Schaben, von den "gemütlichen Blumenarrangements" waren nur noch Strünke übrig, die immer wieder zu rauchen und zu schwelen anfingen, weil irgend jemand brennende Zigaretten in den Torf drückte. Die Händetrockner und Seifenspender waren abgerissen, die Feuerlöscher leer, nicht wegen der Torfbrände, sondern weil Jugendheimbesucher sie durchdrehend leergesprüht oder Kinder "Frau Holle" gespielt hatten. Die Schadenssumme war von September bis November 1973 von 9 000 DM auf 15 000 DM gestiegen.

Dazu war es gekommen, obwohl der erste Heimleiter einen genauen "Aufsichtsplan" erstellt und ständige Inventarkontrollen durchgeführt hatte. Ja, der Heimleiter selbst war inzwischen gar nicht mehr da. Auch die im Amt zuständige pädagogische Sachbearbeiterin war nicht mehr zuständig. Während ihres Urlaubs hatte man sie dieser Aufgaben enthoben. Wie war es zu derartig chaotischen Zuständen gekommen?

Schon bald hatte sich herausgestellt, daß das Bezirksamt sich, wie ein Hochstapler, ein teueres, protziges Auto gekauft hatte, ohne Geld für Benzin und Reparaturen zu haben. Die Honorarmittel kürzte das Amt schon gleich nach der Eröffnung um 20 %, im Juni standen für sämtliche "Neigungsgruppen", dem gewichtigen Kern der Amtskonzeption, nur noch 800 DM für "Belehrung und Unterhaltung" und 750 DM für "Kleinmaterial" für den Rest des Jahres zur Verteilung...

Die aus der Finanznot geborene Krücke der "ehrenamtlichen Helfer" erwies sich schnell als untauglich. So war es für die Erzieher im Heim ein leichtes, die Amtskonzeption eines geschlossenen Gruppenbetriebs mit farbigen Klub - sprich Eintrittskarten schon nach zweimonatiger Öffnungszeit umzustoßen. In der neuen Konzeption hieß es:

> "Das Forum Falkenhagener Feld versteht sich als eine Einrichtung, die Kindern und Jugendlichen in ihren Bedürfnissen und Erwartungen in offener Jugend- und Kinderarbeit entgegenkommen will."

Im Amt widersprach niemand. Wer hätte auch die alte Konzeption bezahlen und tragen und gegen die Kinder und Jugendlichen des Falkenhagener Feldes verteidigen sollen? Nach diesem Erfolg schöpften

die Erzieher gegen den damaligen Heimleiter und gegen alles Amtliche ein etwas antiautoritäres diffuses Selbstvertrauen. Die im Heim angestellten Mitarbeiter waren alle sowohl mit den Ämtern als auch mit der Arbeit als Erzieher unerfahren. Für sie vollzog sich eine Art Frühlingserwachen. Sie lernten im Umgang mit den Jugendlichen Armut kennen, die Brutalität der Verhältnisse, den Zynismus des Jugendamtes. Sie merkten, daß Sozialarbeiter im Falkenhagener Feld, auch wenn sie ganz freundlich sind, erstmal als "Amtsvotzen" eingestuft werden. Die unerwartete und ungeplante Öffnung des Jugendheims für alle Kinder und Jugendlichen, gemischt mit dem geradezu provozierenden Reichtum und Perfektionismus des Heims, der pädagogischen Konzeptionslosigkeit und Unerfahrenheit der Heimleiter, den Zick-Zack-Sprüngen des Amtes - das alles drängte die Jugendlichen geradezu dahin, sich die neue Errungenschaft durch Zerstörung anzueignen.

Der Bezirksjugendpfleger reagierte, wie er nur reagieren konnte:

> "Wir bitten, den Kindern und Jugendlichen klarzumachen, daß sie an der Pflege des Hauses selbst interessiert sein sollten, anderenfalls läßt sich eine geordnete Pflege eines solchen Hauses nicht durchführen."*

Die "geordnete" Hauspflege anstelle von Jugendpflege ist eine Folge von amtlicher Plan- und Konzeptionslosigkeit, für die heute keiner mehr die Verantwortung übernehmen will. Alle distanzieren sich von der Bauweise des Jugendheimes und

---

* Dienstanweisung von Jug VI AL vom 1.10.1973

schimpfen auf den Architekten. Aber noch im Herbst 1973 fragte sich das in der "Gelse" niemand. Die Situation wurde täglich schlimmer:

> "In diesem Heim verkehren unverantwortliche Elemente", schrieb der Amtsleiter, "Randalierer, die es systematisch darauf anlegen, sich in unseren Jugendheimen zu betrinken... Sie müssen die Situation in einigen Fällen auch mit einem Polizeieinsatz klären..."

Das Amt - die Amtmänner

> "Junge Leute vergessen oft, daß die sogenannte Mittelschicht in der Regel nicht durch Gottes Güte dazu wurde, sondern fast überall ausschließlich durch ihren Leistungswillen. Es ist deshalb nichts Minderwertiges, einer Mittelschicht anzugehören, und man kann dort ebenfalls etwas von der inneren Struktur eines Volkes erfahren." (Der Amtsleiter/Jug VI AL)*

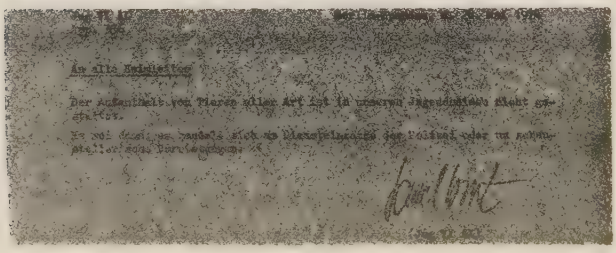
Die Senatsverwaltung für Familie, Jugend und Sport hat entsprechend dem Berliner Bezirksverwaltungsgesetz keinen realen Einfluß auf die tägliche Arbeit des Jugendamtes. Die Bezirksstadträte schon eher. Sie sind die politische, von der Bezirksverordnetenversammlung im Parteienproporz gewählten Beamten. Sie haben die Abteilung zu leiten, ihre Arbeit politisch zu verantworten. Es würde hier zu weit führen, die armselige Funktion der parlamentarischen Gremien, sowohl des gesetzlichen Jugendwohlfahrtsausschusses als auch der Bezirksverordnetenversammlung zu beschreiben, es muß aber festgehalten werden, daß der parlamentarisch-kontrollierende Einfluß auf den jugendpflegerischen Beamten- und Erzieherapparat in Berlin-Spandau gleich

---

* Vermerk von Jug VI AL vom 26.10.1973 über eine Beschwerde, man habe bei einer Internationalen Begegnung Frankreich nur von seiner bürgerlich-gaullistischen Seite gesehen

Null ist. Die gelegentlichen parlamentarischen Anfragen beantwortet der Beamtenapparat mit einem müden Lächeln... die Volksvertreter werden dabei sehr förmlich an der Nase herumgeführt.

Insgesamt "regieren" die Stadträte eher als Honoratioren denn als Vertreter der Jugendpolitik einer bestimmten Partei. Bis zum Sommer 1975 war ein SPD-Mann, von Beruf Studienrat, unser Dezernent. Seitdem leitet ein CDU-Diplompolitologe das Ressort. Unter der Überschrift "Ist der Spandauer Jugend noch zu helfen?" hat er gleich bei Amtsantritt markige Sprüche über Randalierer und Vandalismus geklopft. Inhaltlich blieben diese Sprüche folgenlos. Aktiv verändert hat der CDU-Ressortleiter nichts. Er hat aber durch seine Auftritte dem konservativen Beamtenapparat den Rücken gestärkt. Sein SPD-Vorgänger hatte den Beamtenapparat manchmal einfach übergangen und dadurch einen gewissen Spielraum geschaffen. Dieser Spielraum ist unter dem CDU-Stadtrat weg. Die Tendenz der Heimleiter, in resignativem, konfliktarmem Nichtstun ihre Arbeitszeit abzusitzen, in schleppendem Hausmeisterschritt ihre leeren Heime zu kontrollieren, ist durch den CDU-Stadtrat kräftig gestärkt worden.



Der Bezirksjugendpfleger ist nun die eigentlich ausschlaggebende und bestimmende Figur für die Jugendpflege in einem Bezirk mit über 200 000 Einwohnern. Er hat die Stellung eines Potentaten - seine Persönlichkeit ist für die konkrete Arbeit viel eher prägend als die Zielvorgaben des zuständigen Senators oder Bezirksstadtrates. Dem Bezirksjugendpfleger unterstehen acht Sachbearbeiter, mehrere Angestellte im Verwaltungsdienst, ca. 50 Erzieher und Sozialarbeiter und 20 Arbeiter.

Diese Machtstellung des Bezirksjugendpflegers macht es unserer Meinung nach notwendig, die Persönlichkeiten einiger "Amtmänner" zu beschreiben. Die folgenden Porträts meinen wir nicht als persönlichen Angriff - kein Mensch kann jahrzehntelangen Amtstrott heil überstehen. Solange aber die Jugendlichen und engagierten Erzieher von diesen Personen abhängig sind und ihre Macht täglich zu spüren bekommen, ist die Kritik notwendig. Über 20 Jahre lang war "Jug VI AL" Bezirksjugendpfleger in Spandau. Niemals durfte man ihn mit seinem eigenen Namen anreden oder brieflich mit "Sehr geehrter Herr...", immer nur mit Jug VI AL; selbst sagte er auch nicht etwa "ich", sondern einfach Jug VI AL.

Aus der SPD ist er ausgetreten, weil sie ihn, so wurde gemunkelt, nicht zum Stadtrat gemacht hatte. In seiner Freizeit baute er historische Schiffsmodelle, die er der staatlichen Verwaltung für Schlösser und Gärten schenkte. Im Amt war er launisch und unberechenbar. In Berlin kannte er sämtliche Förster. Dem Stadtrat gegenüber betrieb er - wenn er Lust hatte - antiautoritäre Sabotage: "Ja, ja, der Publikumsverkehr...", entschuldigte

er sich, wenn er zu einem angesetzten Termin einfach nicht erschienen war. Seine Untergebenen pflegte er brieflich - "und zwar letztmalig" - zu ermahnen. Nur mit einem ganz krummen Rücken konnte man es in seiner unmittelbaren Nähe längere Zeit aushalten.

Jug VI AL lebte in einer längst untergegangenen Jugendpflegewelt. Am wohlsten hat er sich zweifellos gefühlt, wenn er in Spandau eine Internationale Begegnung mit seinen "lieben Österreichern" ausrichten durfte. Einmal, wir hatten ihn gerade wieder mit Geldforderungen, kaputten Scheiben, leeren Feuerlöschern und Personalwünschen eingedeckt, drückte er mir ein Programm in die Hand: "Da gucken Sie sich mal an, was Kultur ist, da können Sie was lernen, Sie mit Ihren Randalierern!" Sprachs, stand auf und ging - selbstverständlich trug er seinen schönsten Trachtenanzug - zum "Großen Blaskonzert für die Senioren und die Kladower Bevölkerung". Höhepunkt war dann "Das gemeinsame große Konzert aller Gruppen (das Mädchen-Trompeter-Corps aus Offleben, die Steierische Bauern- und Blaskapelle, das Jugendblasorchester Spandau und die "Royal Green Jacketts"). Solche Tage gingen mit einem "Feierlichen Konzert" zu Ende, der Eintritt war selbstverständlich frei. Doch zurück zum grauen Jugendpflegealltag. "Arbeitsprogramme", wie es das Organisationsgutachten* will, hat Jug VI AL nie aufgestellt, überhaupt waren pädagogisch-inhaltliche Stellungnahmen und Anweisungen von ihm Raritäten.

---

* Organisationsgutachten über die Abteilung Jugend und Sport der Bezirksämter von Berlin, Teil Jugendpflege, erarbeitet vom Senator für Inneres, Berlin 1968

- Blatt 7 -

Das halte ich aus zwei Gründen für günstig!

1. Das Programm kann so zusammengestellt werden, daß in dem zu besuchenden Land Jugendliche und Einrichtungen besucht werden, die dem gleichen Erfahrungskreis der Teilnehmer entsprechen.
   Das ermöglicht wirkliche Diskussionen und Vergleiche.
2. Die Gruppe wird durch eine solche Reise gestärkt und in ihrem inneren Zusammenhalt gefestigt.

Ich würde vorschlagen, dieses Projekt gemeinsam mit der Bartning Schule zu realisieren.

Im Gegensatz zu Gymnasien etwa wird den Schülern dieser Schule an Klassenfahrten etc. weniger geboten.
Insofern würden wir hier ein echtes Bedürfnis erfüllen können.

Als in Frage kommende Länder möchte ich - Polen - Rumänien - und Sowjetunion vorschlagen. (1, 2, 3)

Auch hier müßte im Interesse der Durchführung möglichst bald prinzipiell entschieden werden.

1973 nicht und bei der ersten Fahrt auch nur mit einem erfahrenen Jugendpfleger zusammen

Wenn einmal, dann Reihenfolge 1, 2, 3
(Päd. Prinzip: Vom Nahen zum Fernen

Udo Knapp
Jug VI A 7
[signature] ... 73

Viel Geist und viel Geld, sehr schön!
Viel Geld und wenig Geist, nicht so gut.
Nicht viel Geld durch viel Geist ersetzen - und wir sind in Vorsicht erfahren -
das Beste -
Es hört und liest sich recht einfach
- wohin geht der Tenor? Wohin der Draht? Bildung, d.h. umfassende Information und freie Meinungs-
[illegible] auch auf der untersten Stufe [illegible]

Eines der wenigen Beispiele ist der folgende Kommentar zum Programmvorschlag für die politische Bildungsarbeit im ersten Halbjahr 1973. Der Vorschlag enthielt eine Vortragsreihe zum Thema "Probleme junger Arbeitnehmer" mit vier Abenden. Es war geplant, in Zusammenarbeit mit den Jungsozialisten Hakenfelde zwei Informationsveranstaltungen über lokale Probleme zu machen. Im Jugendheim "Quader" sollte als Experiment eine Jugendheimzeitung herausgegeben werden. Außerdem sollten ein Wochenendseminar zweier Schularbeitszirkel aus dem Jugendfreizeitheim Wilhelmstadt, ein Bildungsurlaub mit der Jugendvertretung der Otto-Bartning-Oberschule in Spandau und weiter eine Gruppenreise über vier Tage nach Westdeutschland durchgeführt werden. Die folgenden Randglossen waren die einzige schriftliche Äußerung zur politischen Bildung von seiten der Amtsleitung, die in den letzten vier Jahren erfolgt ist.

> "Vom Nahen zum Fernen. Viel Geist und viel Geld, sehr schön! Viel Geld und wenig Geist, nicht so gut! Nicht viel Geld durch viel Geist ersetzen ist notfalls - und wir sind in Not- das Beste. Es hört und liest sich recht neutral - wohin geht der Tenor? Wohin der Drall? Bildung, d.h. u m fassende Information und freie Gesinnungswahl, auch auf der einfachsten Stufe. Kann sehr wertvoll sein: V o r a u s s e t z u n g : Bildungsfähige Teilnehmer.
> Oder: Agitation? Weckung von nicht realisierbaren Wünschen, die nur Unzufriedene schaffen und doch nichts erfüllen? Täglich neue Fragen stellen zu positiven Lösungen, heißt nicht, alles in Frage stellen. Definition zu Fortschritt: 'Schritt für Schritt fortschreiten'.
>
> L i t e r a t u r : Goethe, Johann Wolfgang - Sohn vom Kaiserlichen Rat Goethe - ... wir wollen jedes Werk g l e i c h tun, wie es wächst und wird, wenn der 'Jahrhundert'Lauf darüber hingegangen.Apostrophierter Plural (siehe auch Versmaß der Dichtung)
> Zu D e u t s c h : Dies ist ein Programm für 2 - 3 Jahre." (Jug VI AL 23.1.1973)*

---

* Kommentar zum Vorschlag für die politische Bildungsarbeit für das erste Halbjahr 1973, vom 23.1.1973 von Amtsleiter Jug VI AL

Es sei noch angemerkt, daß die geplanten Veranstaltungen bis auf eine nicht stattgefunden haben. Die tatsächliche Bestimmung und Kontrolle der Arbeit erfolgte über einfache Eingriffe und Dienstanweisungen:

> "Der Aushang von Plakaten aller Arten in Jugendfreizeitheimen ist genehmigungspflichtig. Solche, die politische Veranstaltungen ankündigen, sind nach Ton und Inhalt so abzufassen, daß sie nicht dem Sprachgebrauch der alleruntersten Schichten entnommen sind und möglichst vulgäre Ausdrücke zu vermeiden."*

> "Alle Gruppierungen (außer Jungsozialisten, Junge Union und Jungdemokraten) sind genehmigungspflichtig. Außergewöhnliche Wünsche, wie z.B. Fernsehaufnahmen und dergleichen mehr zu genehmigen, behält sich das Amt vor, das in allen Fällen, in denen öffentliche oder politische Komplikationen anzunehmen sind, seinerseits die Genehmigung des Dezernenten einholt." (Jug VI AL, 4.2.1975)

> "Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß jegliche Eigenarbeit an allen Anlagen elektrischer Art, einschließlich Verstärkeranlagen, auch dann nicht gestattet ist, wenn einzelne Jugendliche behaupten, sie wären Elektrofachleute. Die Arbeit an diesen Anlagen ist ausschließlich Fachleuten vorbehalten. Auch dann, wenn gelegentlich lange Fertigungszeiten in Kauf genommen werden müssen." (Jug VI AL, 24.6.1975)

Im Alltagsbetrieb, wenn die Steckdosen kaputtgehen, vom Elektroamt keiner kommt, sagen telefonisch natürlich alle Amtmänner: "Wenn Sie mir einen Schraubenzieher geben würden, ich hätte die Sache in zwei Minuten erledigt, das kann doch jeder?!" Es geht bei diesen Rundschreiben auch nicht so sehr um ihre Befolgung als um die Verteilung des Risikos nach unten:

> "Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß niemand, der nicht ausdrücklich die Genehmigung

---

* Aus: "Arbeitsanweisung für den Sachbearbeiter für politische Bildung" vom 3.11.1972

zur Geldannahme erhalten hat, Geld von Bürgern annehmen darf, gleich aus welchen Gründen. Alle Spenden sind genehmigungspflichtig..." (Jug VI AL, 11.12.1974)

"Im Zuge einer sparsamen Haushaltsführung, zu der wir verpflichtet sind, werden Veranstaltungen nicht akzeptiert, die zu einem erheblichen Teil aus dem Verabfolgen von Lebensmitteln bestehen." (Jug VI AL, 24.9.1974) - In diesem Zusammenhang ging es um Geld für Buletten, Kaffee und Kuchen bei einer Veranstaltung zur Politischen Bildung.

"Damit kehren wir zu einer Planungsform zurück, die wir vor Jahren schon einmal hatten. Abgesehen von den Honoraren für Interessengruppen, die regelmäßig wiederkehren, müssen alle Veranstaltungen in der ersten Woche des Vormonats, in dem sie stattfinden sollen, geklärt sein. Für die Sachbearbeiter ergibt sich daraus die Notwendigkeit, regelmäßige Mitarbeiterbesprechungen vorzunehmen, leider wird dadurch der Rahmen für sporadisch auftretende, sofort durchzuführende Veranstaltungen sehr eingeengt. Andererseits zwingt dieses Verwaltungsverfahren dazu, das pädagogische Tun im voraus zu durchdenken." (Jug VI AL, 27.11.1974)

"Bei allen Ideen muß berücksichtigt werden, daß die laut Haushaltsplan eventuell im November für 1976 bekannten Mittel möglicherweise nicht in dem erforderlichen Umfang freigegeben werden, entweder, weil auf Monate hinaus nur 1/12 der Gesamtsumme pro Monat verbraucht werden darf, oder jetzt noch nicht feststehende Kürzungen eintreten werden." (Jug VI AL, 5.7.1975)

Anstatt sich beim Haushaltsamt durchzusetzen, was möglich ist, erfand Jug VI AL zusätzliche bevorstehende Streichungen und Haushaltssperren.

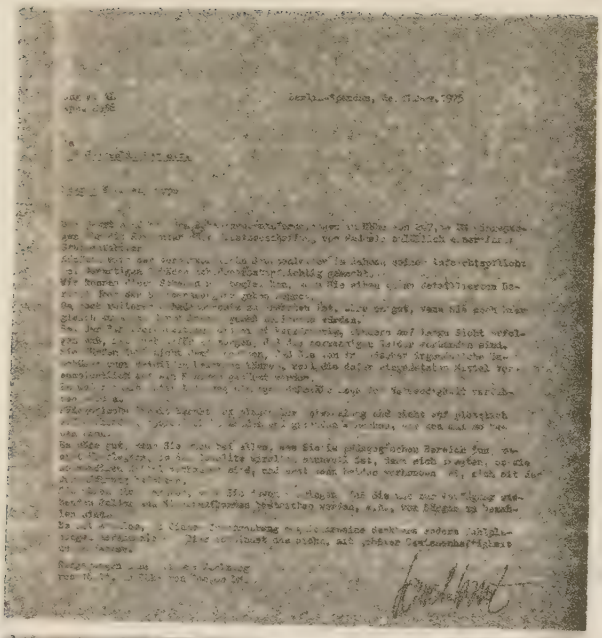
"Die Beschädigungen in den Jugendfreizeitheimen nehmen solche Ausmaße an, daß der Verdacht naheliegt, die Heimleiter bemühten sich nicht einmal mehr, Schuldige festzustellen und sie zur Verantwortung zu ziehen."
(Jug VI AL, Dienstanweisung 22. November 1973)

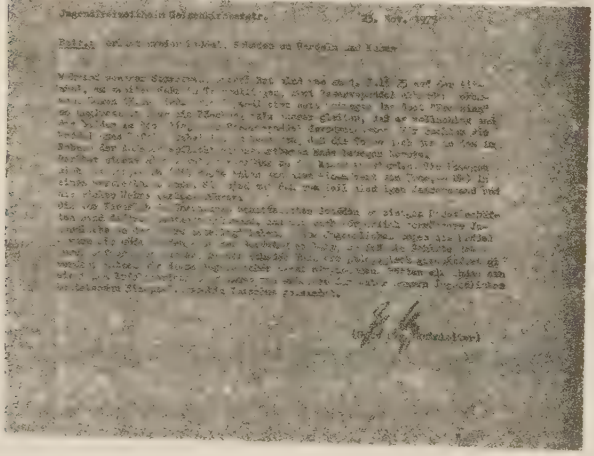
Dies ist die Tätigkeit von "Jug VI AL" gewesen. Seine einschränkend reglementierende Schreibtischtätigkeit, deren Sinn hauptsächlich darin bestand,

Verantwortung nach unten, auf die Heimleiter abzuwälzen, korrespondierte sehr direkt mit dem resignierten Nichtstun in der Jugendpflege. Die Bombardierung der Heimleiter mit Rechts- und Haushaltsvorschriften, Versicherungsfällen und möglichen Gefahren tut ihre Wirkung; zumal, wenn man bedenkt, daß die meisten Erzieher in der Jugendpflege soziale Aufsteiger sind. Zivilcourage, Risikobereitschaft, Ideenreichtum und Initiative gehen schnell vor die Hunde. Wir haben lange gesucht, aber wir haben in den mehreren hundert Dienstanweisungen, Briefen, Vermerken, die wir in den letzten fünf Jahren der Arbeit von Jug VI AL untersucht haben, keine Äußerung gefunden, die Mut macht, eine positive Anregung gibt oder die Arbeit eines Untergebenen lobend erwähnt. Die jüngeren Kollegen haben sich natürlich in den letzten Jahren gegen dieses restriktive altväterliche Jugendpflegemanagement zur Wehr gesetzt. Wir haben uns die Haushaltspläne geholt, sind zum Stadtrat gegangen, zum Personalrat, zur Zeitung etc... Kleine Erfolge haben wir gehabt, etwas Spielraum für die eigene Arbeit geschaffen. Am Jugendpflegetrott selbst haben wir nichts geändert.

> "Es ist", schrieb Jug VI AL, " in letzter Zeit eingerissen, daß einzelne Heimleiter, wenn sie glauben, mit irgendwelchen Anordnungen des Amtes nicht einverstanden zu sein, Rundschreiben verfassen, die dann an alle Kollegen verschickt werden, offensichtlich mit dem Zweck, das Amt unter Druck zu setzen u.ä. mehr." (Jug VI AL, 3.10.1974)

Hier dokumentiert sich ein gewisser Widerstand. Nur, viel erreicht hat er in den Mühlen des Amtes nicht.





Auch die vorzeitige Pensionierung von Jug VI AL änderte nichts an der Situation. Sein Nachfolger, der neue Amtsleiter, ist 47 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder. Er gehört zu der Generation von Jugendpflegern, die aufgrund ihrer langjährigen Jugendverbandsarbeit (er war in der Gewerkschaftsjugend ehrenamtlicher Sekretär) in die staatliche Jugendpflege über Schnellehrgänge hineingenommen wurden. Der neue Amtsleiter ist bereits seit 20 Jahren in der Jugendpflege in Spandau tätig. Fünf Jahre davon war er Berufsschuljugendpfleger auf Eiswerder. Dort ist die Schule für die arbeitslosen Jugendlichen. Bevor er in die Jugendpflege kam, hatte er zwölf Jahre lang als Facharbeiter bei AEG gearbeitet. Aller Voraussicht nach wird er in den nächsten 15 bis 20 Jahren die Jugendpflege in Spandau bestimmen. Seine konzeptionelle Perspektive:

> "In einem Teil unserer Jugendfreizeitheime findet in der Mehrheit ein offener Betrieb statt. Das Jugendfreizeitheim ist für Besucher ein Treffpunkt, wo man zwanglos miteinander redet, Musik hört, billige Tanzabende erlebt und den Kicker oder die Tischtennisplatte in Anspruch nimmt. Dargebotenes wird konsumiert oder abgelehnt."*

Der neue Amtsleiter ist Sozialdemokrat. Sein Stil ist nicht so altväterlich-autoritär wie der von Jug VI AL. Dafür ist er noch zielloser, noch opportunistischer. So dichtet er auch:

> "Apropos Einbrüche
> Ick weeß jetzt warum die Herren Einbrecher
> so oft in den Heimen einbrechen und
> nichts finden und vor Wut alles
> kaputtmachen!
> Die suchen unsere Konzeption!!!"*

---

* Aus dem Entwurf zum Jahresbericht über das Amt VI für das Jahr 1975 vom Juni 1976, S. 2

** Festinfo der Jugendförderung, einmalige Ausgabe zum Amtsfest, Chefredakteur: der neue Amtsleiter, Dezember 1974, S. 1

Transmissionsriemen zwischen Amt und Heim ist der pädagogische Sachbearbeiter.

- "Dino und Acer sagen, Sie hätten ihnen 20 Mark pro Doppelstunde versprochen, wenn sie mithelfen würden, in der "Gelse" die Ordnung aufrechtzuerhalten bzw. wiederherzustellen. Haben Sie das versprochen?"
- "Von versprechen kann nicht die Rede sein, das war eine Frage an die Jugendlichen, ob sie bereit wären, mitzuarbeiten!"
- Eine Woche später fragt der Stadtrat: "Haben Sie wirklich so etwas gefragt oder versprochen?"
- "Niemals habe ich ein solches Angebot gemacht!"

Das ist der Sachbearbeiter, Sozialamtmann, ca. 45 Jahre alt, verheiratet, eine Tochter. Er war Erzieher im Jugendhof, Geschäftsführer bei der Naturfreundejugend, seit acht Jahren sitzt er im Amt. Sein Schreibtisch ist stets sauber, alles ist strikt rechtwinklig geordnet. Arbeit schiebt er immer von sich weg: - "Da sprechen Sie am besten gleich mit Herrn... Bringen Sie zwei Kostenvoranschläge bei, dann regeln wir das schon..." - "Ach, schreiben, warum denn..."

In der Zusammenarbeit mit dem Sachbearbeiter mußten wir eigentlich alles, was seine Aufgabe gewesen wäre, selber machen. Das war auch einfacher. Der Sachbearbeiter verspricht viel. Kommt er damit in Konflikte, beruft er sich auf Vorschriften, die außer ihm keiner kennt, leugnet, hat alles vergessen.

Auf dem Balkon seines Dienstzimmers steht immer eine Weinbrandflasche. Alle wissen es. Im Amt redet niemand darüber, er ist ja nicht der einzige.

Niemand im Kollegenkreis zuckt zusammen, wenn der Sachbearbeiter sagt: "Ihren Säufern aus dem Klub "Trink-Dich-Frisch" müßte man vielleicht doch Hausverbot erteilen.

Die Spandauer Jugend kennt natürlich ihren "Suffkopp". Die Wendung "voll wie ein Amtmann" hat in unserem Jugendheim immer eine sehr spezielle Bedeutung gehabt. Der Sachbearbeiter weicht den Jugendlichen aus. Wird er mit seinem roten Kopf doch einmal mit ihnen konfrontiert, verspricht er das Blaue vom Himmel, ist pflaumenweich. Will oder soll er die Jugendlichen mal ermahnen, kommt er in Schwierigkeiten... "Komm Alter, setzt dich zu uns, trink erst mal ne Molle, das tut dir gut...", pflegt Dino dann zu sagen. Der Sachbearbeiter scheint dies alles nicht zu merken.

Man kann mit ihm auch kleine Tricks machen, vorbei an Haushaltsordnung und Amtsleiter... - "Das machen wir auf Gegenseitigkeit, Herr Aly!"

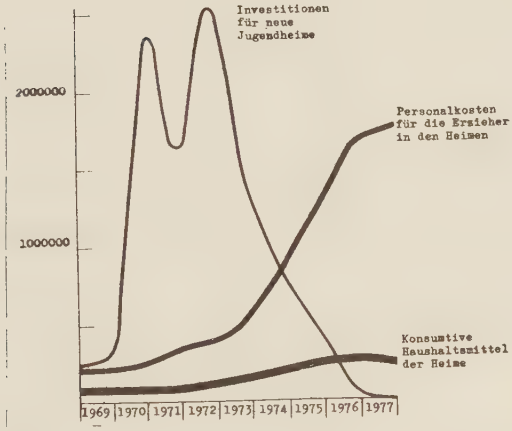
Wir haben uns gefragt, welche Funktion dieses Amt und seine Amtmänner im Staatsapparat haben könnten. Alle Theorien, die den bürgerlichen Staat als einheitliche, vom kapitalistischen Interesse gesteuerte Maschine sehen und die Jugendpflege deshalb zu den verschleierten Repressionsinstanzen zählen, gehen hier eindeutig an der Wirklichkeit vorbei. Wir haben eher den Eindruck, daß sich hier ein Amt im Eigeninteresse seiner Amtmänner erhält, unkontrolliert, aber auch ungesteuert dahindämmert. Wenn die Jugendlichen manchmal Initiativen entwickeln, Forderungen stellen, dann laufen sich diese Pläne auch am ehesten am amtlichen Nichtstun tot, allenfalls benutzen die Amtmänner die gute Gelegenheit, um etwas Selbst- und Leerlauf zu erzeugen und den Schein von Tätigkeit zu wahren.

Die finanzielle Ausstattung
der Jugendpflege in Spandau

> "An Jugendfreizeitheim Gelsenkircher Straße: Wir würden Sie bitten, den unentwegten Schriftverkehr und die unentwegt neuen Forderungen nach Honorarmitteln nun endgültig einzustellen. Sie wissen seit langem, daß Sie schon zu Beginn des Jahres Ihren gesamten Jahresetat überschritten haben..." (Jug VI AL, 3.7.1975)
>
> "An den Büroleiter des gesamten Jugendamtes: Man muß sich entweder entschließen, die vorhandenen Häuser mit entsprechenden Mitteln zu versehen, oder man sollte sie schließen. Da die Auseinandersetzungen, die sich bei dieser Art der Finanzpolitik ergeben, nicht von denen ausgefochten werden, die Streichungen vornehmen, sondern von denen, die die Jugend und der Bürger kennt, und die keineswegs bereit sind, dauernd ihren Namen und ihre Nerven in der Öffentlichkeit für Handlungen hinzugeben, für die andere verantwortlich zeichnen." (Jug VI AL, 14.2.1974)

Das Eigeninteresse der Amtmänner an der Erhaltung ihres Tätigkeitsbereiches, das sie übrigens entgegen landläufiger Meinung eher daran hindert, Jugendheime zu schließen, spiegelt sich auch in der völlig ungleichmäßigen Entwicklung des Jugendpflegehaushalts. Die Zahl der "Einrichtungen" ist seit 1969 verdoppelt worden - damals waren 20 Erzieher beschäftigt, heute sind es 54. An Investitionen wurde nicht gespart. Die fünf neuen - ursprünglich luxuriös ausgestatteten - Jugendheime haben zusammen über 10 Millionen DM gekostet. Die Graphik zeigt, wie das 1969 bestehende relative Gleichgewicht zwischen Personalkosten, Verbrauchsmitteln, Neuinvestitionen und Vermögenswerten zuungunsten der Verbrauchsmittel völlig aus dem Lot geraten ist, und das bei fortschreitender Inflation, bei wachsenden sozialen Problemen, die

auch in fortwährenden Zerstörungen und Diebstählen ihren Ausdruck finden.



Da die Jugendpflege keine rechtlich festgelegten Aufgaben hat und bewußt festgesetzte inhaltliche Schwerpunkte nicht existieren, hört der Krieg um die Verteilung der Haushaltsmittel nie auf: Die Heimleiter belagern ganz einfach den Schreibtisch des Amtsleiters. Kostenvoranschläge jagen Beschwerdebriefe, weit ausholende pädagogische Begründungen sind nie falsch, zwischendurch kann man auch mal eine Unterschriftenliste oder einige empörte Jugendliche mitbringen. Ein paar tausend Mark

sind auf diese Weise schon drin. Insgesamt aber hat ein Jugendheim in Spandau je nach Größe und Durchsetzungsvermögen des Heimleiters nicht mehr als 2000 - 6000 DM Honorarmittel pro Jahr : 2000 - 4000 DM für technische Geräte und 1000 - 3000 DM für "Belehrung und Unterhaltung". Es ist naheliegend, daß unter diesen Bedingungen sehr viel geschwätzt wird von "Hilfe zur Selbsthilfe", von der "erzieherischen Wirkung des Sparens" und davon, daß wirklich gute Pädagogik eben nicht teuer ist.

Selbstverwaltungsideologie und methodische Sozialarbeit

Zwei moderne Versuche, sich um Erziehung zu drücken

> "Zu Recht werden die Kämpfe um selbstverwaltete Jugendzentren zunehmend begriffen als Versuche von Teilen der Jugend, ihren Bedürfnissen und Interessen p o l i t i s c h e n Ausdruck zu verschaffen. Als Moment eines - wie immer noch unbestimmten - politischen Selbstorganisierungsprozesses unterscheiden sie sich im Ansatz und hinsichtlich der in ihnen enthaltenen Möglichkeiten von allen jugendpflegerisch-pädagogischen Ansätzen, gleichsam von oben für die Jugend Lern- und Übungsfelder - welcher Intention auch immer - einzurichten, von den direkten Kontroll- und Disziplinierungsversuchen der Jugendpflege ganz zu schweigen."*

Neben dem resignierten Nichtstun schlüsselverwaltender Heimleiter, neben unseren eigenen weiter unten beschriebenen Versuchen der Jugendarbeit gab es in Spandau im Laufe der letzten Jahre zwei weitere Arbeitsansätze in den Jugendheimen: zweimal haben Selbstverwaltungsinitiativen von sich reden gemacht und sind gescheitert. In einem Jugendheim versuchten die Heimleiter nach den Prinzipien der "methodischen Sozialarbeit" vorzugehen.

---

* Manfred Liebel, Jugend in der Klassengesellschaft, 1974, 2. Aufl. 1975, S. 241

1. Selbstverwaltungs-Initiativen

a) Die Besetzung des Klubhauses Falkenhagener Feld

Das Klubhaus für Familie und Jugend in der Westerwaldstraße war zum Treffpunkt schwieriger Arbeiterjugendlicher geworden, bis zu 200 Kinder tobten nachmittags, kaum betreut, durch die Räume. Polizeieinsätze waren an der Tagesordnung, Beschwerden der Nachbarn die Regel, der Verschleiß an Personal enorm, es hagelte Hausverbote - der Leiter des Klubhauses beantragte einen Waffenschein. Im Mai 1972 schloß das Jugendaufbauwerk, eine privatrechtlich organisierte Senatsgesellschaft, das Haus - Renovierung, Personalwechsel und allgemeine Denkpause seien die Gründe. Daraufhin besetzten Jugendliche, Jungsozialisten, Mitglieder und Sympathisanten des Gemeinwesens das Haus für drei Tage, bis zur polizeilichen Räumung.

Demonstrationen und Vorschläge für eine "uneingeschränkte autonome Nutzung" führten dazu, daß das Bezirksamt das Haus übernahm und im Oktober wiedereröffnete. Hinter verschlossenen Türen war folgendes Mitbestimmungskonzept ausgehandelt worden: Vollversammlungen, Gruppenversammlungen und ein Leitungsteam sollten "weitgehende Verantwortung" für das Haus übertragen bekommen - das Mitbestimmungsmodell war sehr kompliziert. Es hat sich kein Jugendlicher des Falkenhagener Feldes je daran beteiligt. Aber nicht deshalb, weil "weitgehende Verantwortung" mit Selbstbestimmung herzlich wenig zu tun hat, sondern weil es den Jugendlichen bei der Besetzung unter der Parole "Selbstverwaltung" nur vordergründig um Selbstverwaltung ging. Sie wollten eigentlich nur eines: die weitgehenden

Besuchs- und Benutzungsrechte. Das haben sie durch die Besetzung erreicht.*

An der praktischen Arbeit hat sich nicht sehr viel geändert. Die sogenannten randständigen Jugendlichen sind da, das Bezirksamt bestimmt, die Sozialarbeiter haben das Haus ganz gut und bequem im Griff: Konsequent und ohne viel Gerede haben sie es in eine Staatsdiskothek verwandelt - Musik, Kneipe, Bier und wieder Musik bestimmen den einlullenden Alltag. Das Haus ist gut besucht.

b) Das Jugendzentrum in Kladow

In Kladow leben die etwas gehobeneren Bürger Spandaus, darunter der Jugendstadtrat. Einfamilienhäuser bestimmen das Bild. Der Bund Deutscher Pfadfinder (BDP) hatte bereits 1969 begonnen, in Petitionen und Eingaben an das Bezirksamt ein Jugendheim für diesen auch verkehrstechnisch abgelegenen Stadtteil zu fordern. Die Verhandlungen kamen voran. 1972 wollte das Bezirksamt dem BDP zur Nutzung als Jugendheim eine leerstehende Baracke übergeben. Wegen angeblicher Baufälligkeit kam es nicht dazu, und es zog sich wieder alles in die Länge. Im Januar 1974 veranstaltete die Jugendinitiative Kladow eine Demonstration, es gab einen Polizeieinsatz, Briefe, Flugblätter, Zeitungsartikel... Schließlich kaufte das Bezirksamt einen leerstehenden Supermarkt auf und stellte den Jugendlichen Material zur Verfügung, damit sie den "Bolle"Laden nach eigenen Vorstellungen zu

---

* Vgl. dazu die ausführliche Dokumentation über den Kampf um Selbstbestimmung im Klubhaus Falkenhagener Feld, hg. vom Gemeinwesensverein Selbsthilfe Falkenhagener Feld, Berlin-Spandau 1972

einem Jugendhaus umbauen konnten. Ein Bauleiter unterstützte die Jugendlichen auf eine für das Bauamt geradezu revolutionär-unkonventionelle Art, man renovierte und baute eifrig um. Bald eröffnete der Stadtrat das von außen hübsch bemalte Jugendfreizeitheim "Laubfrosch" in Kladow. Die Jugendlichen wollten ihr Heim selbstverständlich auch selbst verwalten. Das Bezirksamt ist auf diese Forderung des zweifelsohne bürgerlichsten Teils seiner Jugend nicht eingegangen. Im Protokoll des Jugendwohlfahrtsausschusses heißt es:

> "Für die Gestaltung der Wände können die Jugendlichen Eigeninitiative entwickeln... (es) wird ein Programmausschuß gebildet, bestehend aus Kladower Jugendlichen, dazu kommen zwei Mitarbeiter der Abteilung Jugend und Sport. Gemeinsam will man die Programmgestaltung organisieren... An eine Selbstverwaltung ist in diesem Jugendfreizeitheim vom Bezirksamt nicht gedacht."*

Nach einigem Tauziehen handelten die Jugendlichen mit dem Stadtrat dann immerhin einen Vertrag aus, der den Jugendlichen des "Zentralteams" die Schlüsselgewalt einräumte. Das führte dazu, daß der "Laubfrosch" im Gegensatz zu allen anderen Jugendheimen abends nach 22.00 Uhr und an den Wochenenden geöffnet war. Auseinandersetzungen mit Anwohnern und der Polizei waren die Folge. Außerdem bekamen die Kladower wegen der Öffnungszeiten öfters Besuch, der nicht aus ihrem Stadtteil stammte. Die Jugendlichen, die die Schlüsselgewalt innehatten, mußten dann, noch dazu "im eigenen Interesse", als unbezahlte Hilfserzieher sehen, wie sie "ihr" Jugendheim zukriegten.

Die Jugendlichen haben sich diesen Konflikten auf die Dauer nicht gestellt. Sie überließen das

---

* Protokoll der Sitzung des Spandauer Jugendwohlfahrtsausschusses vom 24.4.1973

Schließen lieber einem angestellten Erzieher, für den die tarifliche Arbeitszeit gilt. Schon deswegen hat sich der "Laubfrosch" sehr schnell in die Jugendpflegenormalität zurückentwickelt. Allerdings: Ohne die Kladower Jugendinitiative gäbe es dort bis heute kein Freizeitheim.

Die beiden sehr unterschiedlichen, aber auf ihre Weise typischen Beispiele zeigen, daß die Jugendlichen unter der Parole "Selbstverwaltung" jeweils etwas für sie existentiell Wichtiges - die Wiedereröffnung des Klubhauses, den Ankauf des "Bolle"-Ladens - erreicht haben. Die Forderung nach Selbstverwaltung blieb jedesmal auf der Strecke. Dies, wie es oft gemacht wird, der Perfidie der staatlichen Jugendbehörde zuzuschreiben, erscheint uns zu billig. Die Verwaltung eines solchen Heimes, das Jugendliche freiwillig besuchen, produziert, da hier - anders als z.B. in einer Jugendwohngemeinschaft - keine existentiellen Entscheidungen abverlangt werden, immer wieder den Gegensatz zwischen denen, die sich engagieren, und denen, die konsumieren. Zwischen "Selbstverwaltern" und Sozialarbeitern ist dann kein Unterschied mehr.

Als politische Erfahrung ist der Streit um "Selbstverwaltung", der in Spandau nichts weiter war als die erfolgreiche Forderung nach Räumen, für viele Jugendliche von Bedeutung. Nur zeigt gerade das Kladower Beispiel, wie sinnlos diese Forderung ist, sollen die Jugendlichen sie auf Dauer praktisch tragen. Schon die Kinder der Kladower Bürger sind sehr rasch an die Grenzen gestoßen, wo sie entweder kapitulieren oder als aktive Avantgarde, vom Rest der Jugendlichen isoliert, plötzlich als billige Hilfssheriffs für ein Mindestmaß an Ruhe und

Ordnung sorgen müssen. Die proletarischen Jugendlichen des Falkenhagener Feldes sind bis zu der genannten Grenze gar nicht erst vorgestoßen. Sie haben viel eher die Haltung: "Mach mal, du Sozialarbeiter, wofür wirst du eigentlich bezahlt?". Gerade die Apologeten der "Jugendzentrumsbewegung" wissen doch, daß man von d e r Jugend nicht sprechen kann, sondern daß ein klassenspezifischer Jugendbegriff notwendig ist... Die schwärmerischen Berichte vom "Kampf ums Jugendhaus" vergessen dies oft. Das eingangs erwähnte Zitat zur "Selbstverwaltungsbewegung" entspringt eher einem politischen Wunschdenken. Man muß bedenken, daß es einerseits oft nicht die betroffenen Jugendlichen sind, die die Selbstverwaltungsforderung erheben. Es sind Linke, die ihre ersten politischen Erfahrungen schon gesammelt haben. Für sie ist es eher ein technisches Problem, einen publikumswirksamen Konflikt mit der Behörde vom Zaun zu brechen. Andererseits hat die Spandauer Jugendbehörde nie ernstlich über Selbstverwaltung verhandelt. Das würde auch an den Nerv einer bürgerlichen Kommunalverwaltung gehen. Im günstigsten Fall instrumentalisiert die Behörde die Jugendlichen für die teilweise eigene Gestaltung des gewöhnlichen Konsums.

Für die Arbeiterjugendlichen sind die Niederlagen im Kampf um Selbstverwaltung keine befreienden, aufrüttelnden Aha-Erlebnisse, sondern nur die Erfahrung einer weiteren negativ bestimmten Grenze. Was von solchen Niederlagen übrig bleibt, ist der Satz: "Wir haben es nicht geschafft!" Unter der Selbstverwaltungsparole wird so Entpolitisierung und Resignation erreicht - von Selbstverwaltungsstrategen, die nichts im Kopf haben als die Befreiung der

proletarischen Jugend. Zudem leugnen sie mit proletkulthaften Sprüchen die Notwendigkeit von Erziehung zugunsten einer unhistorischen und undialektischen Einheit von Aktion, Kampferfahrung und Selbstbefreiung.

Eine Selbstkritik der "sozialistischen Pädagogen", die auf Kosten der begeisterten Arbeiterjugendlichen ihren "politischen Anspruch mit pädagogischen Interessen und letztlich auch mit beruflicher Praxis zur Deckung gebracht haben"*, steht noch aus.

Wir haben dem Club "Trink-Dich-Frisch" auch mal für einen halben Nachmittag den Jugendheimschlüssel überlassen. So etwas war und ist möglich auf der Grundlage eines Vertrauensverhältnisses, das sich zwischen den Erziehern und dem Club entwickelt hat. Das hat aber nichts mit Selbstverwaltung zu tun.

2. Die methodische Sozialarbeit

"Schülerbezogene Sozialarbeit" "in einem relativ ängstfreien Handlungs- und Experimentierfeld", multifunktionale Nutzung" des technischen Geräts, "Aggressionsentladung", Bemalung von Tassen - "manche Jugendlichen trinken am bliebsten aus der Tasse, die sie selbst bemalt haben" -, ..."diese Probleme allein unter sechs Mitarbeitern zu vereinheitlichen, erfordert sicher mehr Zeit als bisher zur Verfügung steht". Schließlich bleibt nichts

*M. Liebel/H. Lessing, Jugend in der Klassengesellschaft, München 1974, S. 241

unproblematisiert, nichts hat einen unmittelbaren Zweck; alles einen tieferen Grund: "In dieser Gruppe wird die Schwelle vom Dösen über das Lesen bis zum Reden über das Gelesene nicht sehr groß sein." Eine Ledergruppe soll nicht etwa nur handwerkliche Fähigkeiten vermitteln, dort "soll auch die Änderung der Mode kritische Betrachtung finden". Und immer wieder: "Unterstützung und Beratung" gerade der schwierigsten Jugendlichen.*
Ja, so reden sie, die modernen Methodiker der Sozialarbeit. Sie haben das perfekte sozialpädagogische Instrumentarium. Nichts, wofür ihnen nicht eine pädagogisierende Begründung einfällt. Selbst Müll und Unordnung in einer Autowerkstatt sollte man sich hüten, als solche zu bezeichnen:

> "Die Nutzung einer Werkstatt für den Schulunterricht am nächsten Morgen erzwingt eine Sorgfalt und Disziplin, die im Freizeitbereich bei Jugendlichen selten freiwillig und in mancher Beziehung auch nicht erreicht werden soll... Die teuren und teilweise sehr komplizierten Geräte im Bildungszentrum machen einen spontanen Umgang unmöglich und erfordern, sollten sie genutzt werden, lehrplanmäßiges Vorgehen, das schwer mit der Methode der Sozialarbeit zu verbinden ist."**

Für die Jugendpflege hat die "Methode der Sozialarbeit" - anders als etwa in der Familienfürsorge - untergeordnete Bedeutung. In Spandau wird sie nur im Jugendclub eines Bildungszentrums versucht. Ihr Dreh- und Angelpunkt ist die immer wieder hervorgekehrte "Unterstützungs- und Beratungstätigkeit", die pädagogisierende Distanz, der erklärte Wille, alles nur halb, wenn auch "emanzipatorisch", zu

---

* Die Zitate sind zusammengestellt nach: "Die Jugendclubs in Bildungszentren", Neuer Rundbrief 1/76, S. 20 ff, und: "Konzeptionelle Vorstellungen für das Jugendfreizeitheim Wilhelmstad

** "Die Jugendclubs in Bildungszentren", a.a.O., S. 24

machen, aber bloß nicht zu erziehen. Daraus erklärt sich auch der Zwang für die Methodiker, es sich mit nichts und niemandem zu verderben. "Disziplinierungsmittel gibt es nicht." Sie gelten offensichtlich als sittenwidrig. Ihre Anwendung würde das Bild vom duften, jederzeit gesprächsbereiten, aufgeschlossenen Sozialarbeiter ebenso beeinträchtigen wie die damit verbundenen beruflichen Privilegien. Wer berät, schwitzt nicht. Methodiker und Sozialarbeiter machen im einzelnen oft gute Veranstaltungen. Nur, in eine normale Unterhaltung "Gesprächstherapie" hineinzugeheimnissen, tagelang mit einer "Gruppe" zu skaten, während alles andere seinen normalen Jugendheimtrott geht, und darin eine "gruppenpädagogische, stabilisierende Hilfe" zu sehen, erscheint uns etwas albern.

> "Oft genug werden die Mitarbeiter", klagen die Methodiker, "durch den finanziellen Druck gezwungen, sich um Sachspenden zu bemühen, und durch unangemessen hohen Zeitaufwand von inhaltlicher Arbeit abgehalten."*

Wir wollen hier nicht der fröhlichen pädagogischen Armut das Wort reden. Aber wir haben mit solchen Such- und Sammelaktionen für Basare, für Raumeinrichtungen etc. gute Erfahrungen gemacht. Man kann dabei, natürlich mit den Jugendlichen zusammen, das soziale Umfeld vom Schrottplatz über den Pfarrer, die Einzelhaushalte, bis zur Hertie-Dekorationsabteilung, ganz gut erobern...

Für die Methodiker ist das zuviel Arbeit. Sie passen überall dort, wo ihre Distanz gefährdet ist.

So ist es auch zu verstehen, daß die Mitarbeiter des genannten Spandauer Freizeitheims nie Fahrten organisiert haben, auf denen die Jugendlichen

---

* "Die Jugendclubs in Bildungszentren", a.a.O.,S. 30

selber kochen. Das Kochen - sie sagen natürlich: "die unmittelbare Reproduktion" - könnte dann, so fürchten sie, der einzige Inhalt der Fahrt werden, das sei pädagogisch nicht zu vertreten. Wir vermuten demgegenüber, daß die Methodiker ihre eigene lässige Rolle nicht mehr vertreten könnten, wenn sie Kochen, Einkaufen, Abwaschen gegen die unwilligen, sich drückenden Jugendlichen durchsetzen müßten. Mit "Beratung" ist da wenig zu machen.- Vielleicht soll die Fähigkeit zum Abspülen "in mancher Beziehung auch nicht erreicht werden". Das ließe sich auch schwer "mit der Methode der Sozialarbeit" verbinden.

Die beiden geschilderten Konzepte, das der beratenden, methodischen Sozialarbeit wie das der Selbstverwaltung, gleichen sich in einem wesentlichen Punkt: Sie gehen davon aus, daß es bei den Arbeiterjugendlichen in unseren Jugendheimen nicht auf Erziehung ankommt, sondern nur noch darauf, ihnen den richtigen Dreh zu geben - in welche Richtung auch immer.

Nachsatz

Mit all dem sagen wir nichts gegen Selbstverwaltung. Nur kann auch die schönste Form der Verwaltung kein selbständiges Erziehungsziel sein - es sei denn in deutschen Gehirnen. Im übrigen: Wer sich selbstverwaltet, ist erwachsen. Ein Erzieher ist dann überflüssig. Der Erzieher hat aber gerade dort zu arbeiten, wo Erziehung nötig ist. Und es ist Erziehung, was die staatlichen Behörden unseren Kindern und Jugendlichen verweigern, wie sie die Selbstverwaltung den Erwachsenen verweigern - besonders augenfällig und widerwärtig in den Altenheimen.

EXKURS :

DAS JUGENDAMT SPANDAU ALS TEIL DES KOMMUNALEN STAATSAPPARATS

Die Verwaltung, zu der auch das Jugendpflegeamt gehört, ist vergleichbar mit der Verwaltung einer westdeutschen Großstadt: Sie verfügt über ein Einwohnermeldeamt, ein Schulamt und ein Bauamt; Wohngeldamt und Bürgermeister sind ebenso vorhanden wie das Parlament (Bezirksverordnetenversammlung). Die 150 Beamten, Angestellten und Arbeiter der Jugendpflege gehören zu den 4 000 öffentlich Bediensteten, die das Bezirksamt beschäftigt. Spandau hat etwa 200 000 Einwohner.

Für die praktische jugendpflegerische Arbeit ist die Zugehörigkeit zur städtischen Verwaltung ein wichtiger Faktor: Gesellschaftlich notwendige öffentliche Erziehungsarbeit gerinnt unter den Händen der öffentlich Bediensteten zu einer im Prinzip wesenlosen Verwaltungstätigkeit.

Wir finden es daher sinnvoll, einige Überlegungen zur Struktur dieses Verwaltungshandelns anzustellen. Seiner historischen Entstehung und seiner gesellschaftlichen Funktion nach soll es ein Regeln von Problemen sein, die sich aus dem Zusammenleben vieler Leute ergeben. Die Bürger bezahlen das und kontrollieren die sinnvolle Verwendung ihrer Steuern - der politischen Idee nach - über den parlamentarischen Weg.

So aber, wie wir diesen kommunalen Teil des Staatsapparates im Bezirksamt Spandau erfahren haben, scheint er in den Händen der öffentlich Bediensteten zu etwas zu werden, das sich widersprüchlich

entwickelt, Steuern frißt, sich aufbläht, Probleme schafft, uneffektiv ist - ein politologisch schwer zu beschreibendes, quallenartiges Phänomen, das dem Bürger nicht zur Seite steht, sondern ihm als unangenehmes, nicht ungefährliches Gegenüber entgegentritt.

Als "Beamtenärsche" und Nichtstuer beneidet und verspottet, hieven sich ganze Familien gegenseitig ins Amt. Einen organischen Zusammenhang zwischen denen, die verwalten, und denen, die verwaltet werden, gibt es nicht. Deshalb ist auch kein Zusammenhang zwischen den Problemen der Bürger und der Verplanung dieser Probleme in den Köpfen der Verwalter gegeben.

Während die betroffenen Leute so wenig wie möglich mit den Behörden zu tun haben wollen, merken sie kaum, wie ihre eigenen Probleme in die Hände und unter die Willkür der öffentlich Bediensteten geraten. Die Beamten reduzieren, je mehr ihre Macht aus eigener Vollkommenheit wächst, ihre Tätigkeit auf Selbsterhaltung. Das ist möglich, weil eine reale parlamentarische Kontrolle nicht besteht. Auch den geschichtlich überkommenen gesetzestreuen, legalistischen preußischen Beamten haben wir in Spandau nicht mehr gefunden. Wir haben den Eindruck, daß jeder faschistische Diktator diesen Apparat, der in Westberlin von Sozialdemokraten durchsetzt ist, benutzen kann, wenn er nur die Privilegien bestehen läßt: das heißt, daß er die Leistungs- und Wirtschaftlichkeitsprinzipien nicht anwendet.

In dieser Hinsicht ist der öffentliche Dienst ein Schonraum. Hier zählt nicht, was einer leistet, sondern wie er sich in den Trott einmal einfügt.

Vom Hausmeister bis zum Direktor leben alle von der Delegation von Macht und sind an ihrer Erhaltung interessiert. Wofür und für wen verwaltet wird, spielte eine "nachgeordnete" Rolle.

Wir können in unserem Rahmen nicht versuchen, eine Theorie dieses Apparates zu formulieren. Das scheint uns allerdings auch prinzipiell schwierig. Weder von einer politökonomischen noch von einer organisationssoziologischen Position aus läßt sich hier präzise formulieren: Schließlich verknüpft sich diese Erörterung immer mit der Frage nach der Lösung der Probleme gesellschaftlichen Zusammenlebens überhaupt. Da es uns aber wichtig erscheint, Material über die Rolle und Stellung des Staates zur Verfügung zu stellen, wollen wir auch dann, wenn es lokal und subjektiv begrenzte Erfahrungen sind, einige Thesen zur Jugendverwaltung in Spandau formulieren und begründen:

1. Gesetzlich garantierte Leistungen verwandeln sich in der Hand der Spandauer Beamten zu Almosen, auf die man besser verzichtet.

2. Indem das Amt, was seine gesetzliche Pflicht ist, Wünsche von Jugendlichen aufgreift und ausführt, entsteht nach den Regeln einer eigenen exekutiven Legalität etwas ganz anderes, was nur noch formal an die ursprünglichen Wünsche der Jugendlichen anknüpft, Geld kostet und von niemandem gebraucht wird.

3. Indem das Jugendamt die sozialen Probleme von Jugendlichen "an sich zieht", werden diese nicht gelöst, sondern nur verschoben.

1. Gesetzlich garantierte Leistungen verwandeln sich in der Hand der Spandauer Beamten zu Almosen, auf die man besser verzichtet.

Aufgrund genauer gesetzlicher Vorschriften "verschickt" die Jugendpflege in Spandau jedes Jahr eine große Zahl von Familien mit Kindern und auch Kinder alleine. Dafür stehen ca. 300 000 DM bereit. Die Eltern müssen Unterlagen über ihr Einkommen und ihre Miete "beibringen". Die müssen geprüft werden. Diejenigen, die prüfen, ersaufen in Papierkram, sie arbeiten wirklich und sind dabei die am schlechtesten Bezahlten in der Jugendpflege. Auf diese "Erholungsmaßnahmen" haben die Familien der unteren Einkommen einen klaren gesetzlichen Anspruch. Aber das Antragsverfahren, das Offenlegen der sozialen Verhältnisse, die Warterei im Flur rücken sie in die Nähe von Bettlern. Ergebnis: Obwohl viele kinderreiche Arbeiterfamilien "förderungsberechtigt" sind, melden sich nie genüg. Eine Zusammenarbeit mit der Familienfürsorge, die im gleichen Haus sitzt und viele berechtigte Familien kennt, wird abgelehnt. Das führt dazu, daß Geld übrigbleibt, das dann als Zuschuß vergeben wird: an Kollegen aus dem Bezirksamt, an Polizisten etc.

Hier wird eine gesetzlich garantierte Leistung erbracht, die sich in der Hand der öffentlich Bediensteten in einen Almosen verwandelt. Der zuständige Beamte kann durch sein Verhalten den Antragsteller so nerven, daß er, wenn er überhaupt kommt, auf sein Recht verzichtet. Genauso gut kann der Beamte sich so verhalten, daß die "bezuschußte" Familie die kommenden Jahre immer wieder wie selbstverständlich mit dem Zuschuß vom Bezirksamt verreist.

Beim öffentlich Bediensteten liegt die Entscheidung, wie er das tut. Über die Ausführungsvorschriften hinaus hat er einen weiten Ermessensspielraum.

Wenn man bedenkt, daß Problemfamilien hier bevorzugt gefördert werden sollen, dann ist klar, daß gerade diese Familien auch für bürokratischen Aufwand sorgen. Sie fallen am Urlaubsort auf - das verursacht Beschwerden und Briefe -, sie bringen alle möglichen Unterlagen nicht fristgerecht bei etc. In einem Wort: Sie machen Arbeit.

Es ist klar, wie sich das auf den Ermessensspielraum des zuständigen Beamten auswirkt. Er entwickelt - jedenfalls im Jugendpflegeamt Spandau ist das so - ein schlecht organisiertes Freifahrtsreisebüro und versucht alle Störfaktoren herauszuhalten, also auch die Leute, die gesetzliche Rechte haben.

Der gesetzliche Auftrag verkehrt sich in sein Gegenteil. Aus Unterstützung wird Diskriminierung. Die Verwaltungsarbeit selbst ist bestimmend, nicht der gesellschaftliche und gesetzliche Zweck.

2. Indem das Amt, was seine gesetzliche Pflicht ist, Wünsche von Jugendlichen aufgreift und ausführt, entsteht - nach den Regeln einer exekutiven Legaltität - etwas anderes:

Die Jugendpflege soll den Jugendlichen in unserem Bezirks - es sind 15 - 20 000 im Alter von 10 bis 20 Jahren - etwas bieten, für ihr Wohl und Erwachsenwerden sorgen.

Dafür gibt es 18 "Einrichtungen": 2 Spielplätze, 2 Zeltplätze, ein Heim im Harz und eins an der Havel, einen Kinderclub und 11 Jugendheime. Die

Erfahrungen mit dem Rathaus ... .

Oder: Wie es einem in Spandau gehen kann, wenn man etwas für die Allgemeinheit tut !

Bekanntlich hat der Gemeinwesenverein SELBSTHILFE FF in der Straße Im Spektefeld (gegen über von Albrecht) einen der besten Spielplätze in Spandau gebaut. Das Geld kam von ei... Spandauer Firma, das Gelände und der Zaun vom Bezirksamt, der Entwurf und die gesamte Ausführung ehrenamtlich vom Gemeinwesenverein...

Weniger bekannt geworden sind die Erfahrungen, die wir beim Bau des Spielplatzes mit Spandauer Behörden gemacht haben: Zum Beispiel im Zusammenhang mit der Aufstellung einer vorgefertigten Garage, die den Spielplatzbenutzern als Regen- und Windschutz dient. Dies ist die Geschichte der Garage:

Im Mai 1973 reichten wir dem Bezirksamt zwei Firmenangebote ein, mit der Bitte, den Ankauf einer Garage zu veranlassen (Geld war vorhanden!). Auf höhere Weisung hin wurde jedoch zunächst einmal gar nichts veranlaßt. Erst als wir die Spandauer Spielplatzkommission anschrieben, kam die Sache in Gang. Das Gartenbauamt erhielt von uns den vorbereiteten Genehmigungsantrag zur Aufstellung der Garage - zur Weiterleitung an das Bauaufsichtsamt. Im Antrag wurde ausdrücklich vermerkt, daß die Garage auf einem bezirksamtseigenen Grundstück aufgestellt und Teil des öffentlichen Spielplatzes sein sollte.
Im Oktober kam die bauaufsichtliche Genehmigung, zusammen mit einer Rechnung von 50.- für die Erteilung der Baugenehmigung. Auch die Garage selbst kam und wurde aufgestellt. Die Baugenehmigung aber und die Rechnung schickten wir dem offiziellen Eigentümer des Spielplatzes zu, dem Amt für Jugend und Sport mit der Bitte 'um weitere Veranlassung'. Beides aber kam wenig später zurück mit der (mündlichen) Auskunft, hier sei offensichtlich etwas schief gegangen, und dem Rat, wir sollten die Rechnung erst einmal liegenlassen und beim Bauaufsichtamt Befreiung von der Baugebühr beantragen. Denn Baugenehmigungen für öffentliche Bauten sind gebührenfrei! So geschah's: Wir beantragten Gebührenbefreiung mit dem Argument, daß dies ein bezirksamtseigenes Gebäude sei, außerdem mit dem Hinweis auf die Gemeinnützigkeit des Spielplatzes. Als Antwort wurde mitgeteilt, daß wir für eine Gebührenbefreiung die Gemeinnützigkeit des V e r e i n s nachweisen müßten. - Also bemühten wir uns auch darum, allerdings vergeblich: Die Satzung der SELBSTHILFE genügt nicht den strengen Maßstäben der Gemeinnützigkeitsverordnung.

Dann kam wieder Post: Die Evangelische Kirche teilte Herrn Pfarrer Kraft mit, daß das Bezirksamt Spandau die umstrittene Genehmigungsgebühr vom Gehalt hatte pfänden lassen. Pfarrer Kraft hatte seinerzeit den Antrag der Selbsthilfe unterschrieben...

Der von Amts wegen so um sein Geld Gebrachte legte Widerspruch gegen die Pfändung ein. Unter anderem mit dem Hinweis darauf, daß das Bezirksamt selbst noch über rund 7ooo.- DM für den Ausbau des Spielplatzes verfügte.

Warum dann die Pfändung eines ehrenamtlich und privat Tätigen?
Antwort des Bezirksamtes: '...bitten Sie daher, den Nachweis der Gemeinnützigkeit (des Vereins!!) zu führen!" Wir schreiben zurück und verlangen, den 'Einspruch nicht allein nach formalen Kriterien, sondern nach inhaltlichen Maßstäben zu behandeln.' Außerdem bitten wir um Ausstellung einer 'ordnungsgemäßen Quittung, damit wir den fraglichen Betrag wieder beim Gartenbauamt abfordern können!' Antwort aus dem Rathaus: '... ist es nicht möglich von der Erhebung abzusehen. Auch können wir Ihnen keine Quittung ausstellen....'

Das letzte Schreiben des Gemeinwesenvereins in dieser Sache stammt vom 9.September 1974 und ist ans Gartenbauamt gerichtet: "Ich bitte um Rücküberweisung des gepfändeten Betrages ...,da es sich zweifelsfrei um Auslagen handelt, die im Zusammenhang mit dem Bau des Spielplatzes geleistet wurden."

Formlose Rückantwort des Gartenbauamts auf einer vorgedruckten Postkarte: "Ihr Schreiben vom 9.9.74 ist an die Abt. Jugend und Sport, Jug VI A 5, die für diese Angelegenheit zuständig ist, weitergeleitet worden."

Das war am 20.September. Auf eine Reaktion des Jugendamtes warten wir noch immer.....

Zu erwähnen wäre hier noch, daß nicht nur alle Bauarbeiten auf dem Spielplatz von der SELBSTHILFE ehrenamtlich und kostenlos übernommen worden sind, sondern auch alle Kosten für Briefe, Telefonate, Spesen usw....

Verstehen Sie vielleicht, verehrter Leser, warum das Bezirksamt einen Betrag von 5o.- bei den gleichen Bürgern pfänden läßt, die ihm und der Öffentlichkeit durch ihre freiwillige Arbeit 5o ooo - loo ooo DM an Ausgaben eingespart haben? Wir nicht! Aber zugegeben: Von der neuen, bürgernahen Verwaltung verstehen wir auch noch nicht sehr viel!

Fazit:
Wer in Spandau private Initiative zugunsten der Allgemeinheit vorhat, bedenke rechtzeitig, was ihm vom Rathaus her passieren kann.

Aus: Falkenhagener Feld Zeitung, Berlin-Spandau, Ende 1973

Unterhaltungskosten, die Gehälter und die Sachmittel belaufen sich pro Jahr auf 3 Millionen Mark.*

Es liegt im Ermessen der Spandauer Jugendpflege, die genaue Arbeit festzulegen. Die unzähligen Ausführungsvorschriften und Reglementierungen beziehen sich nur auf die Formalitäten beim Geldausgeben - nicht auf den Sinn der Ausgaben. Pädagogisch-inhaltliche Festlegungen gibt es nicht. Die Angestellten in den "Einrichtungen" tun das, was unbedingt erforderlich ist. Sie geben auch Geld aus und erwecken schon damit den Eindruck von Arbeit. Wie und wofür, wird von den Kollegen im Amt nicht hinterfragt. Ihre Tätigkeit beschränkt sich auf die Kontrolle der - vordergründig - korrekten Abrechnung. Ihre Tätigkeit bewirkt schon etwas. Aber nicht, daß aus Nichtstun pädagogische Tätigkeit wird, sie sorgen auch nicht dafür, daß statt etwas Sinnlosem etwas Sinnvolles gemacht wird. Man könnte sagen: Sie machen aus Nichtstun kompliziertes Nichtstun und aus Sinnlosigkeit komplizierte Sinnlosigkeit.

Ein Beispiel: Im Jugendheim Quader beschließen die Jugendlichen, sich für ihre Tanzveranstaltungen als "Clou" selbst eine neue Musikanlage zu bauen. Sie gehen zum Heimleiter. Der beschreibt ihnen seine Schwierigkeiten, den Wunsch durchzusetzen: "Die Haushaltsvorschriften, die bauliche Sicherheit, die polizeilichen Regeln und immer die ganze Lauferei..."

---

* In Berlin ist dieser Betrag für die 12 Bezirke entsprechend zu multiplizieren, und es ist davon auszugehen, daß der Senat noch einmal dieselbe Summe für zentrale "Maßnahmen" ausgibt - an Geld fehlt es nicht.

so jammert er den Jugendlichen die Ohren voll. Wenn sie sich - was selten vorkommt - nicht beruhigen, bestechen oder abwiegeln lassen, bleiben sie also stur, dann muß die nächste Hürde genommen werden: das Amt. Ein schriftlicher Antrag wird formuliert und dem Sachbearbeiter übergeben. Hier im Amt scheitert so eine Idee nicht an einem kategorischen "Nein". Die Amtmänner lehnen nichts automatisch ab. Bei ihnen wird nun - vorausgesetzt, daß die Jugendlichen oder auch ein Erzieher hartnäckig bleiben - die Sache schriftlich und mündlich geprüft, erwogen und debattiert: vom Sachbearbeiter, dann vom Amtsleiter und oft auch vom Stadtrat. Begehungen mit dem Bauamt und dem Gesundheitsamt werden durchgeführt, ein Architektengutachten eingeholt, Kostenvoranschläge angefordert, konzeptionelle Vorschläge werden bedacht und erörtert. Das alles kostet Zeit. Die Jugendlichen werden vertröstet. Am Anfang fragen sie noch öfter, später spärlicher. An dieser Stelle gibt es zwei mögliche Varianten für unsere Geschichte: Entweder die öffentlich Bediensteten vergessen die Sache auch, sie entrückt langsam ihren Gedächtnissen und Schreibtischen, oder aber - und so war es in Wirklichkeit - die geforderte Anlage wird schließlich genehmigt, vom Amt gekauft, eingebaut und vom Stadtrat selbst (mit Foto im Volksblatt) eingeweiht. Das ganze hat ein Jahr oder auch länger gedauert. Die Jugendlichen, die Interessenten, sind weg oder haben andere Interessen. Niemand braucht die Anlage. Ihre Notwendigkeit, die pädagogisch begründet war, fehlt. Nach kurzer Zeit ist sie kaputt, "mutwillig zerstört". Die zerstörte neue, von den Jugendlichen gewünschte Anlage ist nun dem Heimleiter gegenüber den Jugendlichen,

den Amtmännern gegenüber dem Heimleiter und gegenüber der pädagogischen Fachwelt ein Beleg dafür, wie schwierig, undankbar und im Grunde unlösbar die Probleme mit der Jugend seien. Der Stadtrat erzählt dem Volksblatt etwas von Interessenlosigkeit, verlorenen Wertvorstellungen und "Vandalismus"... In der Anlage steckt ein Jahr zwecklose Arbeit von öffentlich Bediensteten, die aus Steuermitteln bezahlt werden. Die Struktur ihres Handelns interessiert uns in diesem Zusammenhang:

1. Die Verwaltung greift weder die Bedürfnisse der Jugendlichen auf, noch bestärkt sie sie, eigene Interessen vorzubringen. Aber sie unterdrückt sie auch nicht. Das Amt verwandelt den Wunsch der Jugendlichen in einen Vorgang, es zieht ihn an sich, dreht ihn durch und spuckt nach langer Zeit widerwillig etwas aus, was dann niemand mehr braucht. Die Verwaltung, die ja die Möglichkeit (und übrigens auch die Pflicht) hätte, die Jugend zu fördern, löst die Bedürfnisse und die pädagogischen Notwendigkeiten, indem sie sie aufgreift, sich ihrer bemächtigt, von ihrem Ursprung ab und macht daraus etwas Verwaltungseigenes, was nur noch den Normen und Ideen der öffentlich Bediensteten entspricht. Aus ihrem amtlichen Eigeninteresse heraus schaffen es diese Bediensteten, die sehr zutreffend als "pädagogische Sachbearbeiter" im Stellenplan geführt werden, jedes Bedürfnis aus dem Entwicklungsprozeß eines Jugendlichen durch die dem Amt eigene Formalisierung in einen Arbeitsvorgang zu verwandeln, der zwischen einem Aktendeckel vor ihnen im Einlaufkasten liegt, und den sie über ihren Tisch weg in den "Auslauf" bekommen müssen.

JugSport - Jug VI AL

Berlin-Spandau, d. 30. Mai 1975
App. 2336

An
Jug VI A 6 / Herrn Knapp

Betr.: Planung politische Bildung

Keinerlei Verabredungen oder Zusagen treffen, ehe nicht genaue Kostenaufstellung erfolgt ist, danach wird erst entschieden, was stattfinden kann und was nicht.

Unter keinen Umständen schon Wirbel bei den Jugendlichen machen.

Genaue Kostenaufstellung heißt: Über jeden einzelnen Vorgang muß eine Akte angelegt werden, der ein Kostenplan vorgeheftet ist, aus dem die Aufteilung der Kosten hervorgeht.

Erst im Juli kann die gesamte Kostenaufteilung für die BJP Mittel erfolgen. Dies geschieht dann in gemeinsamer Besprechung mit allen beteiligten Kolleginnen und Kollegen.

(Katlewski)

Durchschrift erhält Herr See z.K.

2. Dabei haben die öffentlich Bediensteten, die die beschriebenen Funktionen ausfüllen, subjektiv durchaus das Gefühl zu arbeiten, manchmal sogar schwer zu arbeiten. Das oben beschriebene Beispiel der Musikanlage zwingt zu Stellungnahmen, Rechtfertigungsbegründungen, Bestellzetteln, Rechnungsanweisungen, Verhandlungen mit anderen Ämtern... Alles Tätigkeiten, für die ein Jugendpfleger weder ausgebildet noch eingestellt ist.

3. Der öffentlich Bedienstete führt aus. Er führt theoretisch aus, was der Bürger von ihm braucht und was das Parlament will. Führt er wirklich aus? Bei genauem Hinsehen prüft er Vorgänge und bewilligt für irgendetwas Geld. Das Geld ist eigentlich gesetzlich längst bewilligt: durch die Verabschiedung des Haushalts, der in genaue Haushaltsstellen untergliedert ist. Wenn man von den folgenlosen und auch nur formalen Überprüfungen durch den Rechnungshof einmal absieht, dann kann man feststellen, daß die Amtmänner die parlamentarische Legalität durch ihre alltägliche Tätigkeit außer Kraft setzen und eine neue exekutive Legalität schaffen. Diese exekutive Legalität, die die praktische Verausgabung der Gelder und die Anwendung oder Nichtanwendung von Gesetzen bestimmt, ist abhängig von den subjektiven Normen des jeweiligen öffentlich Bediensteten. Er arbeitet in einer rechtsfreien Zone, deren Grenzen er selbst bestimmt. Das ist an seine Geschicklichkeit gebunden, innerhalb des Apparats zu existieren, und wird auch von seinen Interessen her bestimmt.

Der gesetzliche Auftrag, die Jugendpflege habe für das Wohl der Jugend zu sorgen, wird dabei so an der realen Jugend vorbeidefiniert und gegen das Gesetz

interpretiert, daß einfach nichts zu tun bleibt und für die Jugendlichen einfach nichts getan zu werden braucht, da man entweder nicht zuständig ist, oder aber die aufwendigen und wohlmeinenden Bemühungen auf kein Interesse gestoßen sind.

So haben sich diejenigen, die eigentlich den politischen Willen der Parlamente zur Tat werden lassen sollen, im Jugendamt Spandau von ihren Auftraggebern gelöst und ihre eigene exekutive Legalität geschaffen. Sie ist gekennzeichnet durch die Verschwendung öffentlicher Gelder.

3. Indem das Jugendamt die sozialen Probleme von Jugendlichen "an sich zieht", werden sie nicht gelöst, sondern verschoben.

"Oft schon in früher Jugend werden Positionen auf der Route zum Rauschgift gesteckt. Helmut etwa wird mit 12 Jahren erstmals polizeibekannt. Ein Binnenschiffer hat ihn angezeigt, die Haltetrosse seines Motorschiffes ins Wasser geworfen zu haben. Neun Tage später notiert eine Bedienstete des Jugendamtes Klagen der Mutter (sie habe überhaupt Kummer mit ihm) und schafft einen Vorgang: 'Die Betreuung wird aufgenommen.' Das Schulzeugnis im selben Jahr schafft weitere Fakten: 'Wegen Unfolgsamkeit und Unwahrhaftigkeit mußte er häufig hart getadelt werden.' Vier Jahre später lassen sich die Eltern scheiden. Amtsgutachter notieren nunmehr: 'Starke Verwahrlosungsautomatik.' Zwei Lehrverhältnisse gehen in die Brüche.

In dieser Zeit gerät er an Rauschgift, gibt es erste Verurteilungen. Den letzten Brief an die Mutter ('Bitte denk nicht, daß ich immer schlecht war, denk auch an das Gute') schreibt er aus der Haft: 'Wo ich verhaftet wurde, da habe ich doch über 20 Trips drinne gehabt, und dabei muß bei mir im Hirn etwas kaputtgegangen sein. Ich sehe andauernd Tiere krabbeln, und wenn ich hingreife, sind sie weg, oder es bewegt sich etwas, was stillsteht.' Insgesamt fünf Selbstmordversuche hat er hinter sich, als er schließlich-wieder entlassen- die Überdosis drückt." (an der er 1977 stirbt)*

* Aus: Der Spiegel Nr. 1/1978, Hauptstadt der Fixer, S. 51 ff. Diese Hauptstadt ist Westberlin, das die höchste Todesrate bei Süchtigen in Europa hat.

Auch bei diesem Beispiel geht es nicht um den Inhalt, um das Rauschgift und die Möglichkeiten der Bekämpfung, sondern um die Struktur des Verwaltungshandelns. Zunächst einmal wird der inzwischen tote Helmut zu einem Vorgang gemacht. Das passiert im Jugendamt an jedem Werktag: Von Heimleitern, Kontaktbeamten oder Schiffern gemeldet oder auch denunziert, in jedem Fall aber registriert und mit einem Vermerk versehen, beginnt das Aktenleben, das unseren Rauschgifttoten durch mehr als ein Dutzend Praktikanten-, Sozialarbeiter-, Bewährungshelfer- und Richterhände begleitet, ihn stigmatisiert und sich erst mit der Abwicklung des Sozialbegräbnisses erledigt.

Alles, was am Anfang Jugendstreiche waren, fügt sich in der Akte zur "Verwahrlosungsautomatik". Die Arbeit der Sozialarbeiterbeamten besteht hier in Hausbesuchen (modern: "Gesprächstherapie"), Heimeinweisungen ("therapeutische Unterbringung"), Gutachten und Vermerken, die auch dadurch nicht besser werden, wenn der Sozialarbeiter sie "psychosoziales Diagramm" tauft. Der Betroffene weiß in der Regel nicht, woher das alles kommt, was in seinen Akten steht. Die, die es geschrieben haben, kennt er nicht, sie kennen ihn nicht, sind längst versetzt, pensioniert, auf der Karriereleiter geklettert oder im Zuge der Umstellung von straßenweiser Zuständigkeit auf fallorientierte ("Casework") unzuständig geworden. Sie haben immer nur die Akte zurückgelassen, und den Menschen zwischen ihren Deckeln.

Hier wird nun ein weiteres strukturelles Moment dieses Verwaltungshandelns deutlich: Wirklich geholfen hat dem Toten in der ganzen Zeit seines

schwierigen Lebens keiner. Die Amtmänner haben immer nur die Schritte in den Tod registriert, ihn wie ein Stück Vieh zwischen ihren Akten und Kompetenzen verschoben, ihn seine, von gesellschaftlicher Logik bestimmte Bahn gehen lassen. Einhalt geboten hat keiner.

Dieses vergeudete und verlorene Leben dient nur zu einem: Als Akte und Fall beschäftigt es eine große Zahl öffentlich Bediensteter, die davon leben, daß der Jugendliche den Weg ins Leben nicht findet und stirbt. Der Verwaltungsapparat lebt dabei. Aber eben nicht von der gesellschaftlich von ihm erwarteten Lösung der durch die Gesellschaft bedingten Probleme, sondern von der Verwaltung des Status quo. Die öffentlich Bediensteten sind von ihrer Arbeitszeit her, durch ihre soziale Stellung und Bezahlung so priviligiert, daß sie niemand zwingen kann, sich mit ihrer ganzen Person für die Jugendlichen einzusetzen, die ihnen ausgeliefert werden. Es gibt eigentlich niemanden, am wenigsten aber ist es der Jugendliche selbst, der diese durch Scheinhektik und große Worte verdeckte Aufrechterhaltung von Ungleichheit wahrnimmt und kritisiert - auch das zuständige Parlament nicht.

Das hat seinen Grund auch darin, daß diese Verwaltung die Funktion hat, den einzelnen Auffälligen, Behinderten, Kriminellen oder Rentner aus seinem sozialen Kontext - der Familien, Straße, dem Wohnviertel - herauszureißen, ihn individualisiert als Fall ins Amt zu ziehen. Das beruhigt das allgemeine Gewissen und täuscht uns allen vor, hier würden Probleme gut und fachlich korrekt gelöst.

Nachsätze:

1. Die skizzierten Beobachtungen widersprechen der berühmten Annahme Max Webers*, daß die moderne (staatliche) Bürokratie allen anderen institutionellen Formen in ihrer Zweckrationalität überlegen sei. Unterstellt, unsere Beobachtungen ließen sich verallgemeinern, sind keine einzigartigen Besonderheiten Spandaus und seiner öffentlich Bediensteten, dann scheint aber nicht nur Webers Annahme fraglich, sondern es scheint auch eine Staatstheorie ins Irre zu gehen, die über Weber hinaus, der ja deutlich die bürokratische Rationalität von der substantiellen des besonderen Problembereichs unterscheidet, dem Staat eine Rationalität unterstellt, die "gebrauchswert"-bezogen, sprich, den gesellschaftlichen Bedürfnissen der Verwalteten entsprechend sei. (Dieser Irrtum steckt auch in der Definition vom Staat als"ideeller Gesamtkapitalist".)

Die Bürokratie und bezeichnenderweise die meisten bürokratiesoziologischen Studien fragen nicht danach, was mit den Problemen und vor allem den betroffenen Menschen, mit denen es die Bürokratie zu tun hat, geschieht: Was wird aus den Drogensüchtigen, wie werden ihre Probleme behandelt? Wie steht es mit den Rentenempfängern und ihren Ängsten...? Überall läßt sich beobachten, daß die realen Probleme und Leiden transformiert, ja "transsubstantiiert" werden:

Die Art, wie die anstehenden Probleme bürokratisch bearbeitet, zerredet, in Zuständigkeiten zerlegt, in Paragraphen gefesselt und in Aktenordner verdrängt werden, hat eine dreifache, weitgehend gleichgerichtete Wirkung. Zum einen wird durch die

bürokratische (Schein-) Betriebsamkeit der Schein tatsächlicher Problemlösungen erzeugt. Die "Politiker" und die nicht betroffenen Bürger sind zufrieden gestellt. Man hat etwas getan, hat sich angestrengt und kann sogar mit stolzen statistischen und fiskalischen Ziffern den Beweis dafür antreten. Zum zweiten wird ein Problem, ist es einmal zum Amts-"Vorgang" geworden, eben nicht in seiner Gesamtheit und vor allem nicht von denen zur Kenntnis genommen, die sich als kollektiv Betroffene zuallererst zu organisieren und zu Wort zu melden hätten. Die Betroffenen werden bürokratisch verhackstückt. Drittens und vor allem werden die Probleme individualisiert. Da, wo sie wirklich auftauchen - oder von vornherein nicht in die "Zuständigkeit" der Ämter fallen - sind dann natürlich die Jugendlichen selbst (die Kriminellen, die Kranken etc.) schuld. Und indem die Einzelprobleme auf individuelle Ursachen zurückgeführt werden, ist der gesamte Problembereich wie Schutt an den Rand geschoben (das ist der genaue Sinn von "marginalisiert"). In dieser Weise funktioniert die Bürokratie als ein aufwendiger, herrschaftsstabilisierender Verdrängungsmechanismus.

Diesem Sachverhalt der bürokratischen Umformung bestätigt gerade Weber, wenn er auf die strikte Differenz zwischen bürokratischer Zweckrationalität und substantieller, klientenbezogener Rationalität hinweist. Die "klientenbezogene" Rationalität ist dem bürokratischen System fremd: Sie stellt sich nicht her durch "bessere Beamte", durch Jungsozialisten oder Kommunisten auf den Planstellen des Rathauses.

2. Die amtliche Erziehungstätigkeit, die eher in amtlicher Zergliederung, der Zerstörung menschlicher Totalität besteht, wird oft mit "Vergesellschaftung" verwechselt. Carol Hagemann-White und Reinhart Wolff schreiben z.B. einfach: "Erziehung war immer schon gesellschaftlich bedingt; aber in dem Maße, in dem sie in dieser Weise (in öffentlichen Schulen etc. - G.A., U.K.) organisiert wird, wird sie praktisch und theoretisch als eine gesellschaftliche Angelegenheit durchgeführt und ist im fortschreitenden Maße vergesellschaftet." Da die privaten Warenbesitzer dem Staat immer zu wenig Geld geben, wird die "völlige Vergesellschaftung der Erziehung" erst möglich sein, wenn auch die Produktionsmittel vergesellschaftet sind.* Diese Vorstellung widerspricht der Definition von Vergesellschaftung als "Lebensprozeß der Menschen zu bewußter, organisierter Gesellschaftlichkeit", die die Autoren selbst drei Seiten vorher geben.

Der Prozeß staatlicher Wahrnehmung von Teilen ehemals privater Reproduktion führt nicht von alleine (und in der Bundesrepublik nur sehr selten**) zur Vergesellschaftung der Probleme, zu deren "völliger Vergesellschaftung" laut Hagemann/Wolff eigentlich nur noch etwas Geld fehlt, was aber durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel zu beschaffen ist.

---

* Carol Hagemann-White/Reinhart Wolff, Lebensumstände und Erziehung, Grundfragen der Sozialisationsforschung, Frankfurt/M. 1975, S. 39

** Bei der Gesamtschule bestimmt nicht, beim Tagesmüttermodell schon eher.

Eine solche Analyse verbaut die wirklichen Alternativen, sie mündet in inhaltsleere Geld- und Stellenforderungen und vergißt die Frage, ob z.B. ein spezieller Erzieher, der nicht produktiv arbeitet, wie es die Eltern ja allemal tun müssen, überhaupt Realität vermitteln, beziehungsweise ob der überhaupt erziehen kann, oder ob - das ist die zweite wichtige Frage - es nicht gerade der Staatsapparat selbst ist (und nicht das ihm fehlende Geld), der öffentliche vergesellschaftete Erziehung verhindert. (Zum Begriff "Vergesellschaftung": Wer hat denn das Problem der Energieversorgung vergesellschaftet? Der bürgerliche Staat oder die Bürgerinitiativen?) Die Probleme der Bürger mit der bürgerlichen Verwaltung können jedenfalls nicht durch mehr Geld gelöst werden; wie die Zergliederung der Lebensfunktionen aufgehoben werden kann, ohne in private Lösungsformen zurückzufallen, das ist die zentrale Frage.

3. Die Spandauer Jugendverwaltung zerstört dadurch, daß sie eben nicht mehr tut als den Leuten, uns allen, gesellschaftliche Verantwortung zu entziehen, dauernd öffentliche Verantwortung und demokratisches Leben. Die Alternative kann niemals heißen, dieser Verwaltung neue Stellen und Geld zu bewilligen. Es kommt darauf an, daß die sozialen Probleme bei uns bleiben bzw. wiedergeholt werden, von niemand Amtlichem "an sich gezogen werden" und daß wir gemeinsam in der Situation "sozialer Nähe"* die Probleme überwinden. In diesem Zusammenhang ist die Rolle der Quartiersräte in Bologna,

---

* Peter Brückner im Vorwort zu Ali Wacker, Arbeitslosigkeit, soziale und psychische Voraussetzungen und Folgen, Frankfurt/M./Köln 1976

die Auflösung der Psychiatrischen Klinik von Triest und die Weigerung der zuständigen Florentiner Politiker, Ärzte und Therapeuten, spezielle "Behinderteneinrichtungen" zu schaffen, ein Schritt in die richtige Richtung.*

Eine zusammenfassende Überlegung legt den Gedanken an die Spandauer Pfarrer nahe, die zum Teil die Arbeit machen, die zum gesetzlichen Aufgabenbereich der staatlichen Jugendpflege gehört. Diese Arbeit ist ganz anders bestimmt: Die Gemeinden bekommen einmal im Jahr einen festen Betrag, den sie mit den Jugendlichen zusammen ausgeben können. Zu diesen Jugendlichen haben die Pfarrer keine bürokratische, sondern eine seelsorgerische, durch soziale Nähe gekennzeichnete Beziehung. Sie sind durch ihre persönliche Integrität legitimiert. Einzelne Kollegen können im Apparat genauso arbeiten wie diese Pfarrer, daran werden sie nicht aktiv gehindert. Das ändert aber den Apparat nicht; wenn dieser Kollege weg ist, dann ist es nach einer Woche so, als sei er nie dagewesen. Nichts ist effizient, transparent oder bürgernah geworden. Die Verwandlung von sozialen Problemen in Akten ist per se ein Widerspruch. Dieser Widerspruch ist nicht reformierbar. Seine Aufhebung können wir uns nur in der Auflösung dieser Verwaltungen vorstellen.

---

* Vgl.: Sil Schmid, Freiheit heilt. Bericht über die demokratische Psychiatrie in Italien, Berlin 1977

Franco Basaglia, Was ist Psychiatrie, Frankfurt/M. 1974

ders., Die negierte Institution oder die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen, Frankfurt/M. 1973

Max Jaeggi, Roger Müller, Sil Schmid, Das rote Bologna, Zürich 1976

UNSERE ARBEIT IM JUGENDFREIZEITHEIM GELSE

Im Gegensatz zu den Selbstverwaltungsideologen und den wissenschaftlichen Methodikern der Sozialarbeit haben wir unsere Arbeit schon bald als Erziehungsarbeit begriffen. Erziehung ist auch Anpassung an die gesellschaftlichen Zwänge, aber ohne das Träumen zu verlernen und das Hoffen vergessen zu machen. Das erfordert Erzieher, öffentliche Väter und Mütter, die bereit sind, den Konflikt mit den Jugendlichen zu suchen und nicht, wie heute üblich, diesen Konflikt mit Tricks von Mitbestimmung und Selbstverwaltung zu umschiffen. Öffentliche Erziehung kann nicht heißen, die betroffenen Eltern zu entmündigen und die Kinder und Jugendlichen unter Staatsaufsicht zu stellen. Dazu sind die Vorbehalte gegen die staatliche Verwaltung und das, was diese Verwaltung Erziehung nennt, viel zu groß und viel zu berechtigt. Deshalb kann öffentliche Erziehung nur stattfinden, wo die Beteiligten wirklich leben, z.B. im Falkenhagener Feld oder in einem noch enger umgrenzten Wohnviertel. Nur so ist eine umfassende Kontrolle, gegenseitige Hilfe möglich und das Abgleiten der öffentlichen Erziehung in staatliche Zwangsmaßnahmen zu verhindern. In diesem Sinn haben wir 1974 zusammen mit den Kollegen der Berliner Kontakt- und Beratungsstelle* einen Vorschlag entwickelt. Er ist Papier geblieben, erscheint uns aber nach wie vor wichtig.

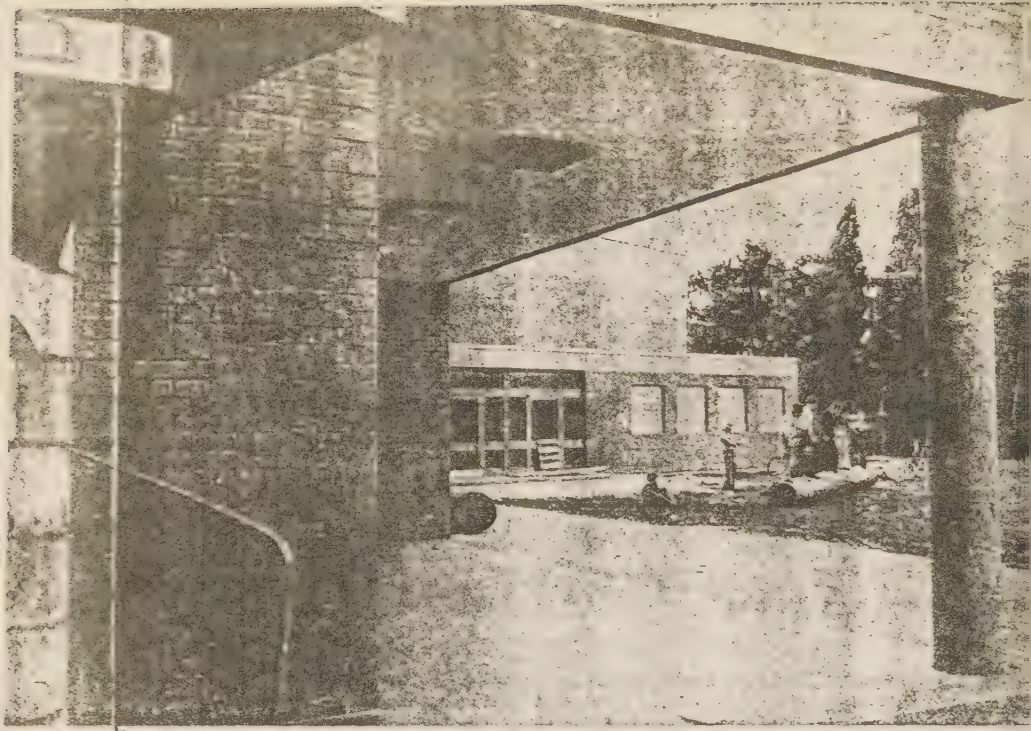
---

* In der Beratungsstelle in der Kantstraße stehen Sozialarbeiter zur Verfügung, die den Auftrag haben, die Jugendlichen dabei zu unterstützen, aus der 'Szene' herauszukommen. Sie leisten die dazu erforderlichen Legalisierungsarbeiten wie Anmeldung, Beschaffung von Ausweisen und Arbeitspapieren sowie Versuch der Hilfe bei der Beschaffung von Wohnraum. Diese Hilfe ist zwar ein erster wichtiger Schritt, Genau betrachtet aber ist es langfristig keine Unterstützung und Beratung beim Aufbau von neuen sozialen Beziehungen.

Wir schrieben damals :

> "In den Jugendheimen wird zwar nicht erzogen oder geholfen, aber es existieren soziale Bezüge, die das Leben für die Jugendlichen gerade eben noch erträglich machen und sie wenigstens von der Trebe abhalten. Unserer Meinung nach bilden die Jugendfreizeitheime, die in allen Bezirken den Jugendämtern beigeordnet sind, eine Basis für eine öffentliche Erziehungsarbeit im Sinne des Jugendwohlfahrtsgesetzes. Das setzt voraus, daß die Jugendfreizeitheime nicht wie bisher nur als Freizeiteinrichtungen verstanden werden. Es muß erkannt werden, daß die Jugendfreizeitheime ebenso wie die Schule auf anderer Ebene einen Erziehungsauftrag zu erfüllen haben. Dieser Erziehungsauftrag muß seinen Ausgang in den Schwierigkeiten seiner jugendlichen Besucher suchen und diese Schwierigkeiten zum Mittelpunkt seiner pädagogischen Arbeit machen. Die jugendlichen Besucher der Jugendfreizeitheime sind in der Regel aus ihren Familienzusammenhängen herausgefallen, sie wohnen oft nur noch zu Hause, weil es nichts anderes gibt. Sie haben sich in ihren Cliquen Zusammenhänge geschaffen, die die Funktion der Familie in der Tendenz übernommen haben. Es gilt nun, diese Cliquen nicht einfach zu festigen, oft sind sie autoritär und hierarchisch strukturiert. Es kommt aber darauf an, den gemeinsamen Zusammenhang aller für die Bewältigung der bei allen im Grunde gleichen Schwierigkeiten zu erkennen. Das scheint unserer Meinung nach der Rahmen zu sein, auf dem eine "öffentliche Erziehung" aufbaut..."

Die zitierte Konzeption schlägt deshalb Wohnmöglichkeiten für Jugendliche in ihrem vertrauten, eng umgrenzten Lebensbereich vor. Diese Wohnungen könnten mit den Jugendfreizeitheimen verbunden werden und Ansätze einer lokal kontrollierten öffentlichen Erziehung sein. Dieses Konzept wäre für jedes Berliner Bezirksamt ohne Schwierigkeiten umzusetzen. Es gibt genügend leere Häuser, genügend Erzieher, genügend Geld, das zwecklos vergeudet wird. Aber das Jugendamt Spandau lehnt eine Konzeption von öffentlicher Erziehung ab. Es bleibt



Das Freizeitheim Gelsenkircher Straße in Berlins nördlicher Satellitenstadt, dem Falkenhagener Feld. Foto: Friedhelm Hoffm

Ablehnung bekommen die älteren Heimbesucher in vielen Bereichen ständig zu spüren. Hier im Heim in der Gelsenkircher Straße werden sie allerdings akzeptiert — akzeptiert nicht nur von Gleichaltrigen, sondern auch von den Mitarbeitern des Freizeitheims. Die Erzieher gelten nicht als Aufpasser, sondern als „dufte Typen", obwohl (oder gerade weil) sie sich um einen Handfesten Krach nicht herumdrücken, wenn es sein muß. „Die setzen sich ganz schön für uns ein, beim Amt oder wenn wir sonst Schwierigkeiten haben", meint Kalle und keiner widerspricht.

Seit die Älteren hier ihren Raum haben, hat sich einiges verändert. Schlägereien, die früher nicht gerade selten waren, hat es schon seit längerer Zeit nicht mehr gegeben, dafür aber einige Aktivitäten und gegenseitige Unterstützung. Zum Beispiel bei der Arbeitssuche. Wenn mehrere aus der Gruppe gerade eine Stelle suchen, trifft man sich morgens, zusammen mit den Erziehern, um sieben Uhr, um gemeinsam die Baustellen und Betriebe nach Arbeit „abzuklappern". Wer nicht pünktlich ist, wird mit vereinten Kräften aus dem Bett geklingelt.

Viele sind aber dennoch über längere Zeit hinweg arbeitslos. Seit einigen Monaten haben sie sich aber für diese Zeit andere Beschäftigungsmöglichkeiten gesucht. Mithilfe der Vermittlung der Erzieher renovierten sie praktisch nur für ein Mittagessen mehrere Tage lang die Wohnung einer Sozialrentnerin in Spandau. Im Jugendheim selbst war dann die Reparatur des Daches fällig, Wände mußten gestrichen werden und Sachen, die bei turbulenten Abenden kaputt gingen, repariert werden.

Das alles geschah mit einer kaum nennenswerten Unterstützung des Jugendamts. Und genau das ist der wunde Punkt im Jugendheim Gelsenkircher Straße: Es könnte viel mehr gemacht werden, wenn mehr Mitarbeiter und mehr Geld da wären. „Eigentlich brauchten wir noch mehr Planstellen für Erzieher als Jugendheime, in denen die sogenannten „braven" Jugendlichen sind. Bei uns sind aber im Augenblick nicht einmal die schon bestehenden Stellen besetzt. Die Zahl der Mitarbeiter schrumpft ständig. Wenn nur einer krank wird, müssen wir das Haus sc
ßen und die Jugendlichen stehen auf
Straße. Wir haben ein tolles Tonstudio
ein Fotolabor. Beides können wir nicht nu
weil niemand da ist, der die Jugendlichen
der Arbeit dort anleitet." Diese Klagen
Forderungen der Erzieher sind nicht neu.
ändert hat sich bisher aber nichts, außer
zu der Arbeit im Heim noch der stän
Kleinkrieg mit dem unmittelbaren Vorge
ten dazugekommen ist", meint der Heimle

Ähnlich steht es mit dem Geld. „An
Jugendheime können Fêten machen und
dere Sachen. Das ist bei uns aber gar
drin. Was meinst du wohl, was das für

Hin- und Herlaufen war, bis das Amt
die Stereoanlage genehmigt hat", die Jug
lichen im Clubraum III sind noch nachträ
aufgebracht. Zu fehlen scheint es wirklic
allen Ecken und Kanten im Jugendheim
senkircher Straße. Die Mittel für „Beleh
und Unterhaltung" decken nur einen geri
Teil der tatsächlichen Kosten. Um über
Runden zu kommen, ist das Heim auf S
den angewiesen. Zwei Jungen kommen ge
ins Büro, um nach einem Tischtennisbal
fragen. „Tischtennisball? Haben wir ni

„Warum nicht?" „Kein Geld". Zehn Min
später: „Wir brauchen Maschinenöl. Wir
sen unsere Mopeds reparieren". „Maschin
gibt's nicht. Kein Geld."

„Die Leute im Amt haben uns anscheinen
geschrieben", meint einer der Jugendlic
Mit diesem Vorwurf steht er nicht alleine
Der Heimleiter zu diesem Punkt: „Die A
mit den Jugendlichen im Heim macht S
obwohl sie oft schwierig ist. Schwieriger
gegen ist die Zusammenarbeit mit den zu
digen Ämtern".

Vera Gase

erst einmal alles beim Alten. Wir können deshalb nur von dem berichten, was unter den gegenwärtigen Bedingungen möglich war, und stellen vier Beispiele vor:

1. Die Arbeit mit den "Trink-Dich-Frischlern"

Unsere Arbeit mit dem Club "Trink-Dich-Frisch" hat im Laufe der Zeit einige Grundsätze ergeben, an die wir uns dann gehalten haben*:

1. Das klassische Freizeitheimangebot kennt nur die Unterscheidung zwischen "offenen Angeboten" (Kickern, Tanz und Tischtennis) einerseits und Gruppenaktivitäten (Emaillieren, Werken) andererseits. Wir haben mit Angeboten, die wir hier mit "halboffenen" umschreiben, gute Erfahrungen gemacht:

Jeden Montag sind wir in ein altes Stadtbad gegangen, meistens mit meinem VW-Bus gefahren. Der Eintritt war umsonst. Die Wasserwacht hatte die Verantwortung und veranstaltete dort die Abnahme von Frei-, Jugend-, Fahrten- und Rettungsschwimmern. Wir haben natürlich "Ausbildung", das Training der Griffe, etwas vernachlässigt. Für uns stand das Jugendheimschwimmen im Mittelpunkt. Die Beteiligten vom Jugendheim waren zwischen 10 und 20 Jahre alt. Ein Erzieher war immer dabei. Die Ausbilder der Wasserwacht waren sehr nett, froh, daß sie durch das Jugendheim Zulauf bekamen, aber von der alten, strengen Schule. Die Jugendheimkinder stellten die Mehrheit im Schwimmbad. Die

* Die Voraussetzung dafür ist natürlich, daß ein gewisses Vertrauensverhältnis besteht. Wie man dazu kommt, beschreiben Jörg Kraußlach, Friedrich W. Düwer und Gerda Fellberg in ihrem Buch "Aggressive Jugendarbeit zwischen Kneipe und Knast", München 1976. Wir möchten dieses Buch allen Leuten, die mit Jugendlichen arbeiten, unbedingt empfehlen.

Halle gehörte uns. Aber, so wild unsere Kinder auch sind, so rücksichtslos und destruktiv sie im Jugendheim auftreten, die Kriegsversehrten, die die andere Hälfte des Schwimmbeckens zur selben Zeit benutzten, haben sie nie ernstlich gestört, sondern respektiert.

Das Schwimmen war deshalb so gut, weil wir zusammen den Jugendheimtrott durchbrachen, die künstliche "Jugend- und Kinderatmosphäre" des Heims verließen und uns mit Wasserwachtlern, Versehrten, Fremden auseinandersetzen konnten. Solche Aktivitäten leben von ihrer Regelmäßigkeit und davon, daß immer derselbe Erzieher menschlich erfaßbar ist , untergetaucht werden kann oder r e g e l m ä ß i g z.B. gut kocht... Dadurch entsteht ein offener, aber nicht beliebiger Erziehungsrahmen.

2. Das "öffentliche" Abhandeln sogenannter Privatprobleme. Das ist manchmal nicht leicht, und als Erzieher rückt man sich dabei leicht selbst in den Mittelpunkt der Kritik. Als Gaby Krach zu Hause hatte, abgehauen war, sich in der Ecke herumdrückte vor der Polizei, von allen Besuchern gedeckt aufs Jugendheimdach flüchtete und mehr oder weniger gezwungen war, mit jemandem mitzugehen, haben wir das zum Heimthema gemacht, darüber gesprochen. Richard hat vom Heim erzählt, ein anderer vom Jugendamt, von den Bullen, den Loddeln.

Als Karin schwanger wurde, das Kind behalten wollte oder auch nicht, von ihrem mit ihr allein lebenden Vater, einem Gefängniswärter in Tegel, rausgeschmissen werden sollte, wurde das Thema Abtreibung und speziell die mögliche Abtreibung bei Karin (ist das eine Privatangelegenheit oder keine?) über Wochen bis hin zur Einladung einer Ärztin aus dem Frauenzentrum und eines "Abtreibungstheaters" behandelt. Soviel wie in diesem aktuellen Zusammen-

hang ist nie vorher über Verhütung, "Abspringen", Familie gründen, Verantwortung wegen der Kinder, "angeschissene Bräute" etc. geredet worden.

3. Weiter war wichtig, den ständigen pädagogischen Kleinkrieg zu führen, ohne dabei das Vertrauensverhältnis zu zerstören. Ito rastet aus - Flaschen gehen zu Bruch. Dann ist es aus erzieherischen, nicht aus strafend-polizeilichen Gründen wichtig, daß er zusammenfegt - wenigstens am nächsten Tag. Der Schutz der jeweils Schwächeren, der körperlich Schwächeren, der Schutz von Peter, von dem man sagt, er hätte eine "Macke", der Mädchen und der jüngeren Heimbesucher vor den Übergriffen der "Trink-Dich-Frischler" war tägliche Arbeit. Als Erzieher in einem solchen Heim konnten wir nicht gegen jeden "Kanaken.- oder Weiberwitz" angehen, wir konnten denen, die mit "Heil Hitler" grüßten, nicht jedesmal die Hand runterhauen, sie beschimpfen. Dann aber, wenn wir die Nerven hatten, sind wir auch dagegen angegangen. An unserer prinzipiellen Position gab es keine Zweifel. Das schafft Reibungspunkte. Wir waren provozierbar.

4. Auseinandersetzungen mit den Jugendlichen haben wir selber geführt, wir haben sie nicht auf fremde Institutionen oder Zwänge verlagert. Ein extremes Beispiel zeigt, wie wir uns unsere relativ starke und wirkungsvolle pädagogische Stellung gegenüber der "Trink-Dich-Frisch"-Gruppe erstritten haben:

Wir waren vielleicht ein viertel Jahr zusammen. Es kam zu einem üblichen Konflikt. Ein Teil der Gruppe verbarrikadierte sich mit den Bräuten im Clubraum im ersten Stock. Eine Stunde lang versuchten wir es mit gutem Zureden: "Seht ein, das

Heim muß jetzt zugemacht werden, die Nachbarn, das Amt, wir haben doch auch Familien..." Hotte, Regel, Liebel, Petra und Uschi provozierten uns munter weiter. Als sie sahen, daß wir sie raushaben, aber keinesfalls klein beigeben wollten, schmissen sie unter lautem Gejohle den Kühlschrank und eine Kommode auf die Straße. Und dann im Sprechchor: "Holt doch die Bullen, holt doch die Bullen, das ist unser Raum, das ist unser Raum..." Die Lage war tatsächlich ernst. Die Polizei konnte wirklich jeden Moment, von einem ohnehin jugendheimfeindlichen Nachbarn gerufen, kommen. Wir entschlossen uns jedenfalls sehr schnell, mit dem Beil ein Loch in die Tür zu hauen und mit einem Schlauch den Laden unter Wasser zu setzen. Die Besetzer flüchteten durchs Fenster, wir schlossen das Heim. Am nächsten Tag kamen die Jugendlichen an: "Na, ihr Randalierer, Krawallbrüder!" - "Das ist mutwillige Zerstörung, das Heim sollte man dichtmachen - bei solchen Heimleitern!" An diesen und vielen anderen Beispielen zeigt sich ganz gut, daß ein Erzieher sich mit seinen Zöglingen sehr hart und konsequent auseinandersetzen kann und dabei doch ganz auf ihrer Seite steht. Das bedeutet nicht nur, daß sich die "Trink-Dich-Frischler" gegenüber irgendwelchen strafenden und kontrollierenden oder sonstwie unangenehmen Behörden auf uns und unsere Schweigsamkeit verlassen konnten, sondern das bedeutet auch, daß man als Erzieher bereit ist, von den Jugendlichen zu lernen und nicht in ein verbreitetes, sehr überlegenes Sozialarbeitergetue zu verfallen, das den Jugendlichen den Eindruck vermittelt, man würde ihnen nur ihre eigene Dummheit nachweisen. Neben den genannten Gesichtspunkten, die für die tägliche Praxis von Bedeutung sind, haben wir immer wieder

spontane und geplante Aktionen mit den Jungs von "Trink-Dich-Frisch" gemacht. Hier sind drei Beispiele: die Aktion gegen das Bauamt, der Bau des Kletternetzes und das Arbeitsuchen.

Die Aktion gegen das Bauamt

Nach erfolgreicher Arbeit haben Acer und Kathi eine Wandzeitung gemacht. Sie diktierten mir den Text dazu:

> "Ein kleines Mädel hatte Lust zum Klettern, der gefundene Kletterpunkt war ein Blitzableiter. Der Blitzableiter ist so angebracht, daß man leicht auf das Dach kommt. Dann entdeckte das Mädchen die offenstehende Rauchklappe. Sie war neugierig und kletterte in die Rauchklappe, die sich über dem großen Saal befindet. Sie turnte über der Saalabdeckung herum und rutschte aus. Dabei kam sie auf die Saalbedeckung und drückte mit dem Fuß ein Stück der Deckenbekleidung raus. Das Mädchen konnt sich an einem der obenliegenden Eisenträger festhalten. 10 Teile der Deckenbekleidung fielen auf den acht Meter darunter liegenden Betonboden. Den darunter spielenden Kindern geschah nichts. Das Mädchen konnte sich aus seiner eigenen Lage zurückhelfen. Sie sah danach blaß aus, zog sich aber keine Verletzung zu.
>
> Der drei Wochen später kommende Beamte vom Bauamt nannte es eine mutwillige Beschädigung. Ihm ging es dabei mehr um den Sachschaden als um das Leben des Mädchens. Er redete nur von den Kosten, damit seine Begleitung einen guten Eindruck von ihm bekommt. Außerdem will er sich wichtig tun. Auch die mit viel Arbeit verbundenen Malarbeiten in den verschiedenen Räumen bezeichnete der als "Schmierereien". Der Typ war sauer über die Veränderungen und Verbesserungen im Haus, weil er der Meinung ist, was mir gefällt, hat allen zu gefallen. Der Kostenvoranschlag des Bauamts über 2 500 DM für die Reparatur des Dachschadens wurde von uns abgelehnt. Außerdem haben wir erfahren, daß die Eltern von dem kleinen Mädel blechen sollen. Darum haben wir uns angesprochen gefühlt und wollten den Schaden selbst beheben. Wir haben selbst ein Gerüst aufgebaut und mit ungefähr

30 Schraubzwingen gesichert. Die Sozialarbeiter waren dagegen, da ihnen das zu gefährlich vorkam. Wir haben ihnen aber gezeigt, wie man ein ordentliches und gut gesichertes Gerüst baut, da wir nicht nur den Mitarbeitern unseres Hauses, sondern auch dem Bauamt beweisen wollten, daß es auch mit einem primitiven Gerüst geht, darum haben wir speziell von dem Gerüst Fotos gemacht, die zeigen, daß es gut abgesichert ist und daß auch wir nicht lebensmüde sind. Wir waren alle lange genug auf dem Bau, um zu wissen, wie man ein sechs Meter hohes Gerüst bauen und sichern muß.

Bei der Reparatur haben wir bemerkt, daß die Deckenverkleidung primitiv und billig ist. Der von uns, der auf der Leiter stand, hat festgestellt, daß die Verkleidung nur an kleinen Haken hängt und durch einen Husten runterfallen kann.

Außerdem haben wir zu unserem Bedauern festgestellt, daß die Deckenlautsprecher noch nicht mal angeschlossen sind. Das Bauamt kann noch nicht einmal die Bauabnahme richtig machen. Da wir dachten, daß 2 500 DM ein bißchen viel ist, dachten wir, daß zehn Kasten Bier nicht zu wenig sind für diese Arbeit, die sonst 2 500 DM gekostet hätte. Der persönlichen Rückäußerung des Bauamts würden wir gerne mit Interesse entgegensehen.

Der Club des FFF"

Die Reparatur des "Dachschadens" war ein großer Erfolg. Vor allem als Herr Seifarth, der zuständige Mann vom Hochbauamt, am nächsten Tag wieder eine Amtskommission durch das Haus führte: Schnellen Schrittes ging er in den großen Saal, nur sein Gefolge hatte die oben zitierte Wandzeitung im Foyer gelesen. "Sehen Sie, meine Herren, hier das Loch!" Alle guckten an Seifarths ausgestrecktem Arm entlang zur Decke. "2 500 DM wird das kosten..." Jetzt guckte auch Seifarth...

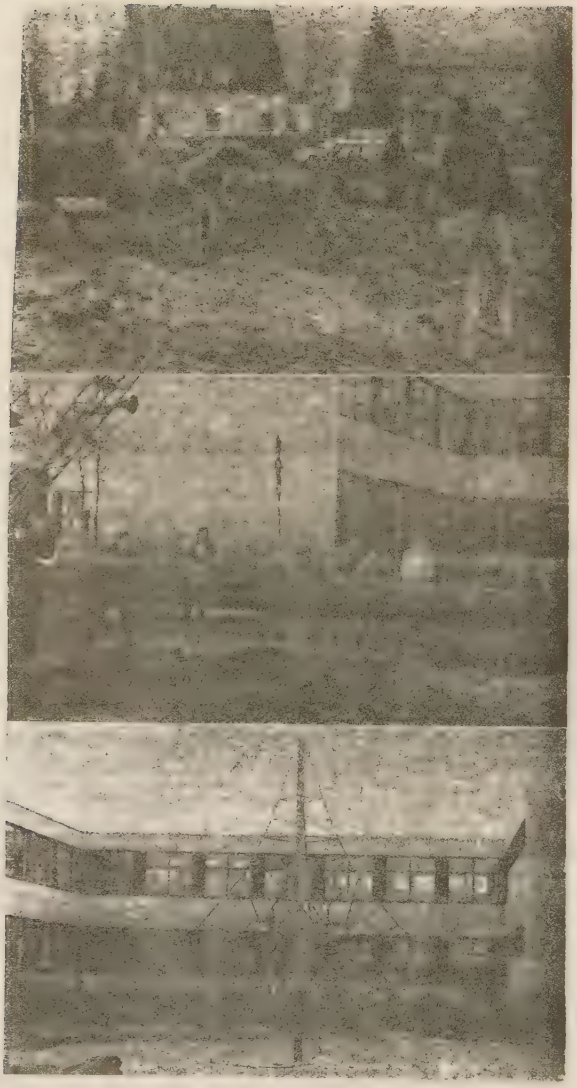
Acer, Dino und Ricci waren auch da. Wo war das Loch? Man hörte noch etwas von "verantwortungslosen Heimleitern", "Versicherungen" und "zur Verantwortung ziehen..." Dann verschwand die Kommission.

Dieser Erfolg wäre ohne Anregung, ohne die Mitteilung, daß die Bauamtskommission ins Haus steht, ohne Fotografieren, Tippen und unser Mitmachen nicht zustande gekommen. Wir hatten dabei sicher eine zentrale Funktion. Nur, Rädelsführer oder Drahtzieher waren wir auch nicht.

Ihre zehn Kasten Bier bekam "Trink-Dich-Frisch" nach einem halben Jahr. Die einzige Bedingung, die ihnen der Amtsleiter stellte: "Ich will eine Rechnung haben, auf der steht: 'Lebensmittel'..."

Der Bau des Kletternetzes

In Berlin gibt es Kletternetze der Firma "Spielbau". Einer der Jugendlichen, es war wohl Hotte, sagte mal: "So was müßten wir mal bauen, das kommt cool." Jürgen griff diese Idee auf. Wir haben dann mit dem Architekten, dem die Firma gehört, einen



Termin gemacht und sind mit zehn Mann hingefahren. Der Architekt sieht etwas ausgeflippt aus, bei ihm ist alles sehr vornehm, viele komplizierte Modelle stehen rum. Wir hatten 40 DM überwiesen, davon hatte der Architekt Buletten und Bier gekauft. Er zeigte Dias und erklärte eine halbe Stunde lang recht komplizierte konstruktive und statische Probleme "vorgespannter Hängekonstruktionen". Die "Trink-Dich-Frischler" waren interessiert. Dann kämen wir zum Thema: 12 000 DM, steht im Katalog, würde so ein Netz kosten.
"Das können wir dem Amt nicht abnehmen, das ist zuviel."
"Was kostet das Material?"
"Ca. 4 000 DM."
"Wenn wir das selber bauen könnten, ließe sich ja was einsparen."
"Helfen müßte uns aber schon einer!"
Man sah, daß der Architekt nicht so recht zog.
"Ich bin doch nicht von der Caritas", schien er zu sagen. Nach einigem Betteln und Um-den-heißen-Brei-Reden kam Ito auf die rettende Idee: "Wir bauen zwei Netze und Sie leiten uns an. Wir nehmen eins davon für den Materialpreis mit, das andere verkaufen Sie irgendwie und machen da Ihren Verdienst." Auf dieser Grundlage wurden wir uns einig.

Ein halbes Jahr kamen wir dann nicht weiter. Schriftliches und mündliches Hin- und Her mit dem Jugendamt, dem Gartenbauamt, Kostenvoranschläge, kein Geld. Immerhin konnten wir erreichen, daß die Betonverankerungen vor der Frostperiode von uns gebaut und vom Amt bezahlt wurden. Über die Sockel kamen wir nicht raus. Wir hatten eine kleine "Bauruine". Dann kam uns der Jugendrichter zu Hilfe

Es stand eine kollektive Verurteilung des Clubs wegen Kellereinbrüchen an. Wir schlugen vor, die Geldbußen und die fälligen Freizeitarbeiten der Bezahlung des Netzes und der Arbeit daran zugute kommen zu lassen. Das klappte. Das Urteil vergrößerte den Druck auf das Jugendamt, den Rest zu bezahlen. Die beiden Spielnetze haben wir in einwöchiger Arbeit kurz vor Weihnachten gebaut. Die Arbeit stellte große Anforderungen an das räumliche Vorstellungsvermögen. Der Club hat gut mitgemacht, obwohl wir manchmal die Leute aus dem Bett klingeln oder zum Weiter- bzw. Längerarbeiten drängen mußten.

Acer beschrieb die Aktion in einem Interview für die damalige Jugendzeitung "Voll drauf":

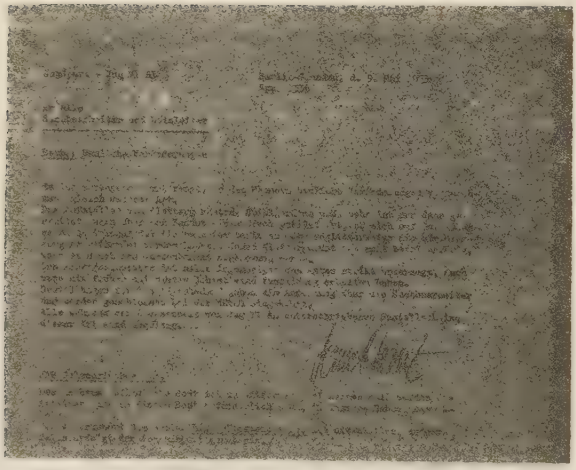
> "Na und dann haben wir das Kletternetz für die Kinder gebaut, das stand ja auch in der Zeitung, mit Unterstützung von dem Jugendrichter Herlinger, das Kletternetz, was wir hier nun auf dem Hof haben. Das hat son Architekt entworfen, und mit dem zusammen haben wir das dann aufgestellt. Wir haben dann außer diesem einen Netz noch ein zweites gleich mitgebaut, für den Architekten, der verkauft das nach Westdeutschland, und darum haben wir nur die Materialkosten bezahlen müssen, und nicht dem seine Arbeit. Dem sein Honorar haben wir also praktisch erarbeitet.
>
> Na ja, da hat Schleusener auch erst große Sprüche gekloppt, daß das Bezirksamt uns groß unterstützen wollte, wenn wir so'n Ding für die Kinder bauen, na, wie immer, dann ist auch nischt gekommen von ihm, da mußte erst der Pfarrer Kraft, der mußte uns erst den Sand stiften, denn der Rasen, der ist zu hart, wenn da einer runterknallt von dem Netz, und deshalb muß da ne ganze Menge Sand runter.
>
> Das Heim war damals vom Bezirksamt wegen Zerstörung geschlossen worden. Erst wenn Leute wie wir Hausverbot kriegen würden, könnten die wieder aufmachen, sagten die auf dem Amt. Deshalb mußten wir das Kletternetz nachts aufstellen - heimlich. Wir haben den Hof mit Autoscheinwerfern

beleuchtet. Um die Stämme für die Einfassung in Position zu bringen, hatten wir uns auf einer Baustelle noch einen Bagger ausgeliehen. Aly hat uns Hühnersuppe gekocht.

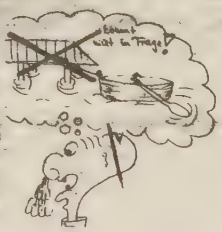
Das "Spandauer Volksblatt" und mit ihm der Jugendstadtrat sahen die Sache so :

"Freizeitarbeiter knüpften für andere ...Statt wie sonst üblich Spielzeug zu reparieren oder Parkanlagen aufzuräumen, beschlossen sie, in Eigeninitiative ein Klettergerüst aus einem starken Netz zu fertigen. Die zehn Jugendlichen knüpften das Netz, und da sie bereit waren, sogar noch ein zweites fertigzustellen, entstanden nur Materialkosten. Die Betonsockel, auf denen das Klettergerüst steht, gossen die "Freizeitarbeiter" ebenfalls selbst. Der Spandauer Stadtrat für Jugend und Sport, Helmut Schleusener, erklärte dem Volksblatt: "Wir haben 2 300 Mark für das Gerüst zugeschossen, für den Beton noch einmal 700 Mark. Den Rest haben die Jugendlichen durch ihre Arbeit und die Geldbußen, die der Jugendrichter zur Verfügung stellte, aufgebracht."

Bei dieser Aktion zeigte sich eines deutlich: Das Kletternetz, das heute als Symbol für die Kraft und den Durchhaltewillen des früheren Clubs "Trink-Dich-Frisch" im Falkenhagener Feld steht, steht nur deshalb da, weil Erzieher, sozusagen als Gedächtnis der Gruppe fungierend, an entscheidenden Punkten Steine aus dem Weg geräumt, um sich greifende Resignation gebremst haben. Wann immer es hieß: "Dieses Scheißamt, machen wir das denn für uns, dann eben nicht!" haben wir gesagt: "Reden wir mit dem Richter, fahren wir zum Architekten, die Sockel könnte man ja schon mal bauen, machen wir das Netz fertig, wenn das Amt uns keinen Sand gibt, vielleicht spendiert ihn der Pfarrer..."



Die Geschichte vom [redacted] Boot



Wir wollten ein Hobby im Jugendfreizeitheim machen. - Dann sind wir mit Bernhard dem Dicken, Heiner und Gerwin zur Wasserpolizei gegangen und sie haben uns ein Boot geschenkt. Das Boot war kaputt, wir sind ins Amt gegangen und haben gefragt, ob wir Farbe kriegen könnten, wir haben ein Bestellschein gekriegt und das Boot renoviert. Jetzt brauchen wir noch einen Bootssteg. Da sind wir vor einem halben Jahr zu Schlousener gegangen. Der hat uns gesagt er hätte nichts. Er hat uns dann zur Zitadelle geschickt. Da sind wir zum Kunstamt, zu Herrn Klumm gegangen, der wollte uns den Steg geben. Aber irgendwer hat gemeint, wir wären unzuverlässig und dürften keinen Schlüssel kriegen - da war es also nichts mit dem Steg. Inzwischen ist der Schlousener weg, beim Kunstamt oder so. - Jetzt ist der Gabriel gekommen. Den habe ich öfters mal angerufen. Und jedesmal seit 2 Monaten erzählt er, er wird sich drum kümmern.

Dann hat er wohl herausbekommen, was es kriegen - dabei kam aber nichts raus, sie haben uns nur eine Liste gegeben mit 4 Adressen. Das war alles zu teuer. Ein Trockenstein soll pro Monat 35,- DM und ein Wasserstag 55,- 75,- DM kosten. Das Geld sollen wir selber bezahlen, oder aus dem Jugendheimtopf nehmen. Aber wir haben jetzt immer noch keinen Bootssteg von Gabriel. Wir sollen mit Witkowski reden, der sitzt im 6. Stock. Ob der noch Geld hat?

Das Geld ist für uns zu viel, wir sind alle Lehrlinge und Schüler. Da können wir soviel nicht bezahlen. Einen Motor haben wir ja schon von unserem Geld gekauft (wir haben alle zusammengelegt). Das hat nun alles so lange gedauert, daß einigen von uns schon die Lust vergangen ist. Jetzt wachsen wir uns dauernd an: Was wir mit dem Schelb-Boot noch sollen. Wir haben schon so lange geredet, daß es keinen Spaß mehr macht! Vielleicht klappt es ja doch noch. Wenn wir den Steg kriegen, kriegen die Leute auch wieder Lust. Wichtig ist, daß es nichts kostet.

(aus der Gelbe-Zeitung Mosheim wir sind wieder!, Januar 1976)

Die Arbeitssuche

Im Zusammenhang mit solchen Aktionen haben wir, immer wenn der Krankschreibe- und Alkoholpegel der Gruppe einen gewissen Höhe-, besser gesagt Tiefpunkt,erreicht hatte, wenn es in Einzelfällen darum ging, Bewährung statt Freiheitsstrafen zu erreichen, dann zusammen Arbeit gesucht. Wir haben uns morgens um 7 Uhr mit der BZ in der Hand getroffen, wer nicht pünktlich kam, den haben wir zusammen rausgeklingelt, dann wurde zusammen telefoniert und die Baustellen abgeklappert. Wir haben auch Vertreter vom Arbeitsamt eingeladen und mit denen vereinbart, daß wir mit allen arbeitslosen Jugendheimbesuchern mal zum Vermitteln vorbeikommen wollen. Einige Teilnehmer dieses Besuchs beim Arbeitsamt haben später dem Schriftsteller Peter Schneider davon berichtet:

Ricci:"Wo wir keine Arbeit hatten, sind wir, der ganze Club hier, mit ein paar Mitarbeitern zum Arbeitsamt gegangen..."

Frank: "Warte mal, da war das so: Da wollten sie erst einmal jeden von uns alleine in ein Zimmer reinholen. Da haben wir erstmal gesagt: Nein, das läuft nicht so, wir wollen alle in ein Zimmer rein. Na,und dann haben sie uns alle solche Bögen und Karten gegeben,und die sollten wir ausfüllen. Dann sollten wir wieder alleine reinkommen."

Ito: "Nein, haben wir gesagt, und sind wieder alle zusammen reingesockt. Der Witz war, plötzlich hat der Typ angefangen, mit uns zu reden: 'Was willst Du machen? Willst Du lernen? Willst Du Lagerarbeiten machen, willst Du auf den Bau?' Zack, zack, Zettel ausfüllen, so schnell kannst Du gar nicht gucken, ruck zuck waren wir alle eingestellt."

Peter: "Und alle zusammen?"
Ito: "Nein, nein, wir waren da ja mindestens sechs Mann. Da sind zwei zu Siemens gekommen, einer ins Kabelwerk, zwei dahin, einer dorthin..."

Frank: "Das kannst Du Dir gar nicht vorstellen, wie schnell das gegangen ist. Da sitzt Du im Arbeitsamt bei dem Typen, kriegst eine Karte, setzt Dich ins Auto, und schon sitzt Du bei Siemens am Schreibtisch und füllst den Fragebogen aus. Das ging so schnell, ich wußte gar nicht, was los war."

Ito: "Wir haben zwar immer gesagt, daß wir alle zusammen wollen, aber der Typ hat immer gesagt, da besteht keine Chance, da kriegt Ihr dann keine Arbeit, und dann hat er gedrängelt, hat überall angerufen und hat seine Sprüche abgelassen."

Frank: "Das tollste dabei war, daß ich einen Beruf mit Metall wollte. Dann fing der Typ an, überall anzurufen: 'Ja, und der kann Zeichnungen lesen und der kann das und das und das...' Ich dachte, Mensch, was ist denn nun los, ich habe doch gar keine Ahnung..."

2. Ist den Opfern der Schule noch zu helfen?*

Wir gingen von folgenden Erfahrungen und Überlegungen aus: In der eigenen Arbeit hatten wir die Problematik von Jugendfreizeitheimen mit ihren "offenen Beschäftigungsangeboten" erlebt. Da gab es die Schwierigkeit der Erzieher, den oftchaotischen Betrieb zu strukturieren, und da gab es die

* An diesem Projekt hat unsere Kollegin Dorothea Haerlin mitgewirkt; der Abschnitt "Entwicklung und Durchführung des Projekts" beruht auf einem Bericht, den G.A. mit ihr zusammen erarbeitet hat.

Langeweile der Kinder, die sich oft in blinder Zerstörungswut, Alkohol- und Nikotingenuß im frühesten Alter Luft machte. Dazu kam die Erfahrung, daß die Schule nicht in der Lage ist, diesen Schülern - vormittags sogenannte"Problemkinder" in der Schule, nachmittags Besucher des Jugendfreizeitheims - zu helfen. Neben der bekannten Tatsache, daß sich Arbeitereltern um die Schulprobleme ihrer Kinder kaum kümmern können, sahen die Projektplaner die wichtigste Ursache für das Schulversagen in der mangelnden Erziehung im Elternhaus.*

Da gibt es die Doppelbelastung der berufstätigen Mütter, die große Kinderzahl, die Last der täglichen Arbeit im Haus, die Rennereien zu Ämtern und zum Arzt, den Zwang, Wohnung und Auto selbst zu reparieren, und den Zwang zu Überstunden. All dies läßt den Eltern einfach nicht mehr die Kraft und die Nerven, sich mit ihren Kindern erzieherisch auseinanderzusetzen. Eine solche erzieherische Auseinandersetzung würde verlangen, die Verhaltensweisen zu vermitteln, die ein selbständiges und selbstbewußtes soziales Zusammenleben ermöglichen. Das aber erfordert viel Energie, Kraft und Zeit, da die Kinder nur durch praktische Erfahrungen lernen, wozu auch das Recht gehören muß, durch Fehler zu lernen, und die Möglichkeit, über solche Fehler diskutieren zu können.

---

*Von den Eltern der 56 Kinder, die das Projekt einmal besuchten, arbeiten bei 25 beide Elternteile; bei 9 ist die Mutter zu Hause (teilweise Heimarbeit). Bei 7 Kindern ist die alleinstehende Mutter berufstätig. In 3 Fällen lebt die alleinstehende Mutter von der Unterstützung durch das Sozialamt. Die durchschnittliche Kinderzahl der Familien liegt bei 3,5 Kindern. Vgl. dazu auch das wichtige Buch: Jan Carl Raspe, Zur Sozialisation proletarischer Kinder, Frankfurt/M., Verlag Roter Stern, 1972

Die am Projekt Beteiligten - die Erzieher des Jugendfreizeitheimes, die Projektlehrer und einige Eltern - sahen, daß es darauf ankommt, Konsequenzen aus der Situation dieser Familien zu ziehen: Nicht Freizeitbeschäftigung, gelegentliche Hilfe, freundliche Beratung, sondern wirklich öffentliche Erziehung ist erforderlich. Hier müssen heute Schulpädagogen und Sozialpädagogen ansetzen und damit Funktionen des Elternhauses übernehmen.

Die zunehmende Schulunlust führt bei den Schülern zu den verschiedensten Symptomen: gesteigerte Aggressivität, demonstrativ zur Schau getragene "Faulheit", eine Flucht in die Rolle des Klassenclowns oder völlige Verschüchterung. Die Lehrer erfahren das als kaum zu verkraftende Disziplinprobleme, als immer stärkeres Auseinanderklaffen von planmäßigem Unterrichtssoll und erreichtem Ergebnis. Das belastet die Lehrerinnen und Lehrer, die ihre Arbeit ernst nehmen, bis zur nervlichen und körperlichen Zerrüttung.

Ausgehend von diesen Prämissen legten wir in unserem Konzept von Anfang an einen Schwerpunkt auf die Verbindung zwischen Spielen und Lernen: Wir orientierten die Lernmethoden im schulischen Teil des Projekts soweit wie möglich - inhaltlich wie methodisch - an den Interessen der Kinder. Die Freizeitgestaltung dient dabei nicht nur der Motivation und nimmt den Kursen die stigmatisierende Wirkung des Nachhilfeunterrichts, vielmehr zielt sie auf eine Erweiterung der Erfahrungsmöglichkeiten. Und sie bietet den Kursleitern die Möglichkeit, sich in einer Art und Weise mit den Kindern erzieherisch auseinanderzusetzen, wie dies im leistungsbetonten Rahmen der Kurse nicht möglich ist.

Die Ausgangspositionen und Ziele des Projekts lassen sich in folgenden Thesen formulieren:

1. Wissenschaftlich ein alter Hut, angesichts der Schulwirklichkeit aber höchst aktuell: Hausaufgaben wirken schichtendifferenzierend; lernschwache Kinder erfahren durch sie keine Hilfe. Weitaus besser als Schularbeitszirkel sind deshalb Förderkurse, die die Probleme dort zu knacken versuchen, wo sie zuerst auftauchen: in den ersten Schuljahren. Die Kinder sollten, falls sie solche Förderkurse besuchen, von den Hausaufgaben befreit werden.

2. Schulgeschädigte Schüler können im Rahmen der Schule, der Stätte ihres permanenten Versagens, nicht mehr zum Lernen motiviert werden.* Daraus folgt: Hilfe muß im außerschulischen Bereich gesucht werden, die entsprechenden Förderkurse sind nur in Verbindung mit Freizeit sinnvoll.

3. Die genannten Probleme sind den Schulbehörden zwar bekannt, aber statt die Schule fundamental zu reformieren, werden geringfügige Veränderungen vom Staat als großartige Reformprogramme verkauft.

4. Schulische Hilfen bzw. die Bearbeitung wichtiger Lebensprobleme sind für eine vernünftige Schulpädagogik konstitutionell: Die fast klassische Unterscheidung - hier Schulpädagogik = Lehrplan, Mundhalten, Zeugnis, Noten Zwang; dort Sozialpädagogik = Hilfe, Entfaltung, Spaß, Freizeit, Freiheit

---

* Vgl. dazu Carol Hagemann-White/Reinhart Wolff, Lebensumstände und Erziehung. Grundfragen der Sozialisationsforschung, Verlag Roter Stern, Frankfurt/M. 1975, insbes. Kap. 5 "Sozialisation in der Schule", S. 311 ff. Außerdem: Max Jaeggi/ Roger Mul/Sil Schmid/ Fotos: Otmar Schmid, Das rote Bologna. Kommunisten demokratisieren eine Stadt im kapitalistischen Westen, Zürich 1976, S. 160 ff

charakterisiert unserer Meinung nach eher ein mit antiautoritären Ideen geschmücktes apädagogisches und vor allem bequemes Gehabe der Sozialpädagogen. Dieses Zerrbild spiegelt aber nur die staatlich verordnete Trennung von Leistungsschule und Freizeit wider. Diese Trennung heben auch die Ganztagsschulen nicht auf. Sie machen sie, denkt man an den AUA (Außerschulische Aktivitäten)-Bereich in den Berliner Mittelstufenzentren, noch unüberwindlicher und sinnloser. Zu Recht nennt die Berliner Senatorin für Familie, Jugend und Sport die dort angestellten Erzieher "Pausenclowns". Das Projekt "Lernen und Spielen" ist dagegen als eine Alternative für eine bestimmte Altersgruppe anzusehen.

Entwicklung und Durchführung des Projekts

Allgemeine Organisation

Den entscheidenden Anfang machte nicht die Schulbehörde, initiativ wurden vielmehr Außenstehende - eine arbeitslose Lehrerin, der Heimleiter und eine Elternvertreterin -, die durch ihren persönlichen Einsatz die Sache ins Rollen brachten. Sie setzten sich dafür ein, daß im Mai/Juni 1974 eine Honorarkraft (7 Wochenstunden), die zum Teil aus Mitteln der Elternhilfe bezahlt werden mußte, das Projekt begann. Die attraktive Freizeit, die sich an die zweimal wöchentlich stattfindenden Kurse anschloß, gehörte von Anfang an zum pädagogischen Konzept des Projekts. Sie begründet im wesentlichen auch den Erfolg.

Aus zunächst zwei Nachmittagen für acht Schüler wurden nach einem Jahr vier parallel laufende Kurse für insgesamt 56 Kinder. Die erste Honorarkraft ist inzwischen halbtags beim Bezirksamt, Abteilung

Jugend und Sport, für diese Aufgabe angestellt worden; neben ihr arbeiten drei weitere Honorarkräfte. Mit der vergleichsweise minimalen Summe von 20 000 DM jährlich werden heute also über 40 Kinder an vier Nachmittagen in der Woche von 14 bis 18 Uhr betreut. Die Summe verteilt sich so: Schulamt (es bezahlt die Kurse) rund 7 000 DM (= drei Netto-Monatslöhne für einen Lehrer, hier für drei Honorarkräfte im ganzen Jahr); Jugendamt (es finanziert die Freizeitaktivitäten) rund 13 000 DM (darin enthalten sind das Monatsgehalt der ersten Halbtagskraft und geringfügige Summen für Materialkosten). Als Beispiel für den organisatorischen Ablauf hier ein Kursplan:

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Freitag
14.00 - 15.30	SAZ 4.-6. Klasse	SAZ 2./3. Klasse	SAZ 2.-6. Klasse	SAZ 4.-6. Klasse
15.30 - 17.00	VV Film	Fête für alle bis 13 Jahre	FZ	Turnen für jedermann
17.00 - 18.30	Boxen		FZ	Fahrradbasteln

SAZ – Schularbeitszirkel; VV – Vollversammlung; FZ – Freizeit allgemein

Schulische Förderung: inhaltliche Gestaltung der Kurse

Ausgehend von der Erkenntnis, daß lernschwache Kinder durch bloße Hausaufgabenbetreuung nicht gefördert werden können, bestimmte die Projektleiterin die Kurse von Anfang an als Förderkurse im Gegensatz zu "Schularbeitszirkeln", als welche die Kurse in offiziellen Programmen ausgewiesen waren. Obwohl es manchmal schwierig war, wenn die Kinder viele Hausaufgaben hatten, hielt die Lehrerin in der Anfangsphase an diesem Grundsatz fest:"Lieber

fehlen ein paar Hausaufgaben, als daß ich den Förderkurs zum Schularbeitszirkel degradiere." Da die meisten Kinder Lese- und Rechtschreibschwierigkeiten hatten, begann sie mit einem von der Schule relativ getrennten, systematisch aufgebauten Rechtschreibprogramm.* Außer in einem ausgesprochenen Legasthenikerkurs, in dem sie vorwiegend mit den Materialien des Berliner Legasthenikerzentrums arbeitete, basierte ihr Programm auf dem Prinzip der Häufigkeit, das heißt der Übung der 200 häufigsten Wörter. Diese machen bereits 50 Prozent

---

* Geeignetes Material, das sowohl die Motivation bei den Schülern weckt als auch die entscheidenden Übungen gerade für die schwächsten Schüler enthält, gibt es nicht. Wir können deshalb nur empfehlen, sich möglichst viele Bücher zu besorgen (als Lehrer bekommt man sie in der Regel umsonst bei den Verlagen) und sich selbst einen Plan daraus zusammenzustellen. Interessen und Motivation der Schüler sollten dabei die leitenden Gesichtspunkte sein. Um wenigstens einige Anhaltspunkte zu geben, nennen wir einige Titel, die wir selbst verwandt haben:

- Materialien des Legastheniezentrums Berlin. Sie basieren auf der Morphemmethode und dem Häufigkeitsprinzip. Um die Therapiefunktion zu erhalten, wird das Material nur an diejenigen abgegeben, die vom Zentrum ausgebildet worden sind.

Material für gezieltes Rechtschreibtraining (MGR) von Rudolf Müller, Beltz Verlag, Weinheim 1969. Der gesamte Lehrgang ist in der Regel ausführlich. Er enthält jedoch eine Vielzahl verschiedener Materialien - Arbeitsbögen, Lotto, Merkkarten -, zwischen denen der Lehrer auswählen kann und die ihn auf neue Ideen bringen. Leider ist das Material sehr teuer: Ein Satz kostet 50 DM.

- LÜK-Materialien: Motivierende Lese-Rechtschreibspiele zum gelegentlichen Einsatz geeignet. Zu einem Einheitskasten (24 DM) gibt es verschiedene Trainingshefte mit sehr unterschiedlichen Schwierigkeitsgraden. Diese Materialien gehören zu den wenigen, die auch für ältere Schüler einsetzbar sind. Heinz Vogel Verlag, Wilhelmshaven.

Forts. nächste Seite!

jedes geschriebenen Textes aus, und bei ihnen entstehen auch mindestens 50 Prozent der Fehler der Kinder. Erst als diese 200 Wörter einigermaßen saßen, begann sie mit speziellen orthographischen Schwierigkeiten: g-k-ck, s-ss-ß, das-daß, seit-seid etc. Neben diesen allgemeinen Übungen versuchten die Projektlehrer auch später immer, in den Diktaten der Kinder deren typische Fehler zu finden und die Vermeidung dieser Fehler speziell zu üben. Da jedes Kind ganz bestimmte Fehler macht,

---

- Sprache und Sprechen, Schroedel Verlag, Hannover 1973. Ein in den Schulen viel benutztes Sprachbuch, aus dem einzelne Texte zu verwenden sind, ebenso Grammatikübungen.

- TP, Texte für die Primarstufe, Schroedel Verlag, Hannover 1973. Schullesebuch mit einigen motivierenden Texten und Gedichten.

Es empfiehlt sich, die Bücher bei den Verlagen einfach durchzusehen, v.a. die Neuerscheinungen. Die Reihe Sprach-Unterricht (Deutsch) des pädagogischen Zentrums (Uhlandstr. 96/97, 1 Berlin 31) ist zur Eigenlektüre sehr zu empfehlen, sie enthält viele praktische Hinweise:

- Heft 75/3 Beiträge zum Lesen- und Schreibenlernen

- Heft 73/4 C. Keppler, "Beurteilung von Fördermaterialien für Schüler mit schlechten Leistungen im Lesen und Schreiben"

- Heft 76/1 Gudrun Spitta, "Kann man die Produktion von Legasthenikern verhindern"

- Heft 75/5 Heiko Balhorn, "Rechtschreibetraining mit Wortlisten" (Das dort vorgestellte Material erscheint uns sehr gut)

- PZ-Leselehrgang, kostenlos vom Pädagogischen Zentrum zu beziehen.

Mindestens ebenso wichtig wie die Anschaffung von Büchern ist die Anschaffung einer Druckmaschine (es gibt Ormig-Maschinen unter 200 DM), mit deren Hilfe die Kinder Mitteilungen und Zeitungen drucken können. Auch Schüler, die sonst nur mit den letzten Tricks oder überhaupt nicht zum Schreiben zu bewegen waren, beschrieben mit Feuereifer Matrizen - am liebsten mit der Schreibmaschine.

ist eine solche Fehleruntersuchung sehr wichtig. Das krasseste Beispiel: Andy, 10 Jahre, in der 3. Klasse, schrieb fast unleserliche Wörter und konnte nicht lesen. Ein typischer Legastheniker? Nein. Er kannte "nur" noch nicht alle Buchstaben. Nachdem diese mit ihm nochmals ausgiebig geübt wurden, lernte er viel schneller lesen und schreiben und konnte in die 4. Klasse versetzt werden.

Der Erfolg der Kurse, sichtbar an den sich teilweise einstellenden Notenverbesserungen, beruht nur zu einem Teil auf den erwähnten Übungen. Für die Kinder, die in der Schule längst den Mut verloren haben, von Lehrern und Mitschülern abgeschrieben sind, ist es mindestens ebenso wichtig, in einem ganz neuen Rahmen wieder Mut und Selbstvertrauen zu finden. Gerade die Rechtschreibung ist zum Beispiel zu einem erheblichen Teil von dem abhängig, was sich die einzelnen Kinder zutrauen. Leider erzieht die Schule die Kinder zu so mechanischem Lernen, daß diese in den seltensten Fällen den Inhalt eines Textes überhaupt begreifen. Den Kurslehrern gelang es deshalb selten, die Kinder über den Inhalt anzusprechen. Am meisten Erfolg hatten sie mit leicht antiautoritären, witzigen und sozialkritischen Texten, die sich direkt auf die Umwelt der Kinder bezogen (Schule, Alkoholismus, sozialer Wohnungsbau). Es dürfte nicht zufällig sein, daß die Rektorin der Schule, aus der die meisten Kinder kamen, gerade diese Texte nach einer Durchsicht der gesamten Kursmaterialien beanstandete und an die zuständige Schulrätin schickte. Sie bemerkte dazu sinngemäß:

> "Im Projekt 'Lernen und Spielen' hetzen die Kursleiter die Schüler gegen die Schule auf. Das Material ist didaktisch nicht vertretbar."

Da die Lehrer die Kinder nicht, wie ursprünglich geplant, immer über die Inhalte ansprechen konnten, mußten sie oft zu Lernmethoden greifen, die ihrer eigenen Zielsetzung eigentlich entgegenstanden (Wettbewerb etc.).

Einen zweiten Schwerpunkt legten die Kurslehrer auf den sprachlichen Ausdruck der Kinder. Wenn diese normalerweise sprechen, dann nicht, um einen vollständigen Satz zu formulieren, sondern um bestimmte Dinge - und diese auf sehr konkreter Ebene - zu beschreiben. Wichtig ist für sie allein der Inhalt, die Form ist irrelevant. In dem Augenblick, wo sie gezwungen werden, auf die Form zu achten, vergessen sie den Inhalt und konstruieren künstlich etwas, was in der Regel keinen Satz im grammatischen Sinn ergibt. Sinnlose Übungen, die einen Großteil des Schulalltags ausmachen, führen dazu, daß die Kinder jegliche Auseinandersetzung mit der Sprache ablehnen, und sie benutzen die Sprache auch nicht als Mittel zur Durchsetzung ihrer Wünsche.

Da auch diese Kinder sich später schriftlich ausdrücken können müssen, entwickelten die Projektlehrer viel Phantasie für das Ausdenken von Themen, die den Kindern Spaß machen und ihnen das Schreiben sinnvoll erscheinen lassen: Herstellung einer Zeitung, Formulieren einer Kursordnung, Briefe an Klassenkameraden, Wandzeitung über Vorfälle im Heim, Bildergeschichten etc. Es war anfangs ein wichtiges Ziel der Projektlehrer, die Erfahrungen gemeinsam zu diskutieren und dadurch die Kurspraxis didaktisch zu verbessern. Der wachsende Druck der Schulbürokratie - sie verlangte und kontrollierte immer nachdrücklicher, daß nur noch Schularbeiten gemacht würden - führte leider zum Gegenteil.

Die Kurse wurden in dem Maße, in dem sich der Schwerpunkt von Fördermaßnahmen auf reine Beaufsichtigung von Hausaufgaben verschob, ineffektiv. Die Kurslehrer rutschten immer mehr in die Rolle des Löwenbändigers, dessen Hauptaufgabe es ist, das durch Mißmut, Lernverweigerung und Verbitterung über ausbleibende Hilfe entstehende Chaos zu verwalten.

Schulische Förderung: äußerer Ablauf der Kurse

Neben den inhaltlichen Gesichtspunkten ist zweifellos auch der äußere Ablauf der Kurse für ihren Erfolg sehr wichtig. Diese Einsicht hat sich bei den Kurslehrern erst langsam und nach einigen Fehlschlägen durchgesetzt. Sie gingen davon aus, daß sie es mit den "Opfern" des schulischen Leistungsprinzips zu tun hatten. Deshalb versuchten sie anfangs mit möglichst wenig äußerem Druck und ohne Benotung auszukommen. Die ursprüngliche Lernmotivation ist bei den Schülern aber so verschüttet, daß Lernen ohne Druck für sie unmöglich geworden ist. Die Lehrer haben bald bemerkt, daß sie diese Wirklichkeit nicht einfach wegwünschen können. Sie haben dann allerdings nicht auf die üblichen Noten zurückgegriffen, sondern - nach einigen Experimenten - folgendes Punktsystem angewandt: Nach der jeweils zu Anfang der Stunde angeschriebenen Stundenplanung konnte jeder Teilnehmer Punkte für seine Mitarbeit erwerben (nie für Leistung!). Da die Kinder anfangs unregelmäßig kamen, wurden für das Erscheinen bereits drei Punkte angesetzt. Wenn alle Kinder (nicht der erste!) eines Kurses 50 Punkte hatten, wurde eine Kursstunde für eine gemeinsame Aktivität wie Eisessen, Ponyreiten oder Negerkußessen

NEUES AUS DEN KURSEN

Damit in den Kurs endlich mal Ruhe kommt haben wir uns eine Kursordenung gegeben. Was uns daran nicht gefällt ändern wir. Dadurch ist der Kurs jetzt schon ruhiger geworden.

Bitte sehr, macht es nach!

1 Wir wollen nicht so viel schreiben.

2 Von 14–15 Uhr machen wir nur Hausaufgaben, wen wir sie nicht zuhause machen wollen. Von 15–16 Uhr ist Förderkurs. Mittwoch: Deutsch, Freitag Mathe

3 Jeder darf ausreden

4 Die letzten 5 Kursminuten verwenden wir für Kurskritik

5 Wer im Kurs ißt muß teilen.
Lutscher verboten.
Wer nicht teilt, bekommt nichts von andern.

6 Damit mehr Ruhe ist
giebt es wieder 3 Karten: blau Vorwarnung
gelb = 5 Minuten vor die Tür + 1 Punkt Abzug
rot = nach Hause keine Freizeit oder 2 Punkte Abzug

7 Wir schiken den Kindern keine Einladung zum Kurs

9 Vorsagen = gelbe Karte

10 2 Kurssprecher 1 Junge und 1 Mädchen – Vertretung bei Krankheit wen Kinder die Karten benutzen müssen sie abstimmen lassen sonst wird ein neuer gewählt.

11 Zum Tipsen vor die Tür – bei Theatermachen blaue Karte

verwendet. Daneben legten die Lehrer auf Äußerlichkeiten wie Heftführung, Pünktlichkeit etc. zunehmend Wert, da die Kinder den Unterricht sonst nicht ernst nahmen.

Nach einer anfangs recht chaotischen Phase gelang es den Kurslehrern, die Kinder zunehmend durch Inhalte und die im Kurs sich verbessernde Gruppendynamik (statt Konkurrenzverhalten mehr gegenseitige Hilfe, die nicht mit Vorsagen und Abschreiben identisch ist) zur Mitarbeit zu motivieren, so daß sich die Disziplinprobleme verringerten. In dem Maße, in dem die Kurse zu Schularbeitszirkeln verkamen, traten dann die Schwierigkeiten wieder auf, da kein einheitliches Konzept mehr zu erkennen war.

Soziale Förderung im Freizeitheim

Auch ein verständnisvoller Lehrer resigniert, wenn er Schüler immer nur als widerwillige Lerner erfährt und die Schwächsten, denen er seine besondere Aufmerksamkeit schenkt, immer wieder als Störer auftreten. Die Frustration des Schülers über seine Lernmißerfolge und die des Lehrers, dem es einfach nicht gelingt, die Leistungen des Schülers schnell zu verbessern, führen im Extremfall zur Blockade aller pädagogischen Möglichkeiten. Treffen sich Lehrer und Schüler außerhalb des in der Schule vorgegebenen Rahmens, ist es wieder möglich, mit den Kindern erzieherisch zu arbeiten. Für den Projekterfolg war es deshalb wichtig, daß derjenige, der den Kurs machte, auch die Freizeit leitete.

Typisch ist z.B., daß Max - er gehörte zu den Schlechtesten - in den Kursstunden ständig die Arbeit sabotierte, Witze riß, Grimassen schnitt,

um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; in der Freizeit zeigte er dagegen ein ausgesprochen soziales Verhalten. Die Kursleiterin schreibt dazu in einem pädagogischen Protokoll:

> "... ich kann ihn zwar keine 5 Minuten alleine im Kursraum lassen, ohne daß es dort drunter und drüber geht, aber beruhigt habe ich ihn neulich mit drei anderen Kindern in die Küche geschickt, ihm ein Huhn, die entsprechenden Gewürze und einige Ratschläge mitgegeben - nach einer guten Stunde kam er mit einem köstlichen Schmorhuhn wieder, und selbst die Küche war noch aufgeräumt. Das gleiche gilt im Grunde für Claudia: Beim Lernen kann sie kaum 10 Minuten stillsitzen, sie sorgt im Unterricht ständig für Chaos; auf dem Weihnachtsbasar führte sie aber ihren Wurfstand den ganzen Nachmittag als einzige so ordentlich, daß die Kinder in geordneter Reihe anstanden. Sie fuhr sofort dazwischen, wenn etwa ein Größerer einen Kleineren verdrängen wollte."

Das Planen der Freizeit war anfangs mit den Kindern zusammen - wie ursprünglich geplant - fast unmöglich. Die einzelnen Kinder versuchten, ihre Ideen durch Lautstärke durchzusetzen und schmollten, wenn ihr Vorschlag keinen Anklang fand. Ein falsches Nachgeben des Leiters führt in solchen Situationen (besonders bei Gruppenspielen wie Fußball oder Theater, weniger bei konkreten Beschäftigungen wie Kochen und Basteln) oft dazu, daß die Kinder nur noch balgen und toben. Das können sie aber auch allein; dazu brauchen sie nicht jemanden, der von den Steuern ihrer Eltern bezahlt wird. Am besten gelingen sämtliche Unternehmungen außer Haus: Schwimmen im Frei- oder Hallenbad, Theater- oder Zirkusbesuche, Ausflüge, bei denen gefischt und die Fische anschließend gegrillt werden, Schnitzeljagd oder die "Große Schlacht", bei der es nicht nur Kämpfer gibt, sondern auch Sanitäter, Fernsehreporter, die UNO, einen Standesbeamten

zur Ausstellung der Sterbeurkunden und jede Art von Schlachtenbummlern. Und immer wieder Reisen:

Der Höhepunkt unserer Pfingstreise 1975 war das Schwein: Die Erzieher kauften es beim Dorfmetzger, befestigten es an einem riesigen Spieß, die Kinder würzten es, wickelten es in Folie. Dann brieten sie es den ganzen Tag lang bis nachts um elf Uhr über einem offenen Holzkohlefeuer. Pannen blieben nicht aus. Der Holzspieß kohlte durch. Anfangs war das Feuer zu schwach, später zu stark. Schließlich nahmen die Kinder vor Spannung die Folie zu früh ab. Als das Schwein endlich zerschnitten wurde, war es teilweise noch roh. Die Kinder hat das nicht gestört.

Die wöchentliche Vollversammlung der Kurskinder ist nach den Beobachtungen der Kursleiterin zu einem wichtigen Hebel geworden, die Unfähigkeit der Kinder zur gemeinsamen Diskussion zu überwinden. Sie schreibt darüber in einem Protokoll:

> "War es am Anfang auch schwierig, die wild durcheinander brüllenden Kinder zu einer gemeinsamen Diskussion zu bringen, und mußte ich deshalb immer die Diskussionsleitung übernehmen, so gelang es doch schrittweise, einzelne Schwierigkeiten - gegenseitige Kloppereien, Einrichtung und Sauberhaltung des Gruppenraums, Schwierigkeiten in der Schule, Schutz vor älteren Jugendlichen - zum Problem aller werden zu lassen und nach gemeinsamen Lösungsmöglichkeiten zu suchen. Ich habe das bewußt gesteuert: Als der Raum einmal total auseinandergenommen war, Steckdosen und Lichtschalter zertrümmert waren, weigerte ich mich, mit einzelnen zu sprechen. Statt dessen machte ich die Wiedereröffnung des Raumes von einer durch die Vollversammlung zu beschließenden Raumordnung abhängig. Inzwischen berufen die Kinder selbst Vollversammlungen ein, wenn sie gemeinsame Probleme zu besprechen haben."

Elternarbeit

Der Kreis: Überbelastung der Eltern - keine Zeit für Schulprobleme - Leistungsabfall der Kinder - Vorwurf der Lehrer gegen die Eltern - Ablehnung der Schule durch die Eltern und Schüler. Dieser Kreis bleibt nur so lange geschlossen, wie die Lehrer mitspielen. Die Elternarbeit im Rahmen von "Lernen und Spielen" hat das gezeigt. Die Projektlehrer machten die genannten Probleme zum Ausgangspunkt ihrer Arbeit, statt sie als Zeit- und Verfallserscheinungen zu beklagen. Bei ihren regelmäßigen Hausbesuchen lernten sie die soziale Lage der Familien tatsächlich kennen. Sie begriffen dort sehr schnell, daß nur Zyniker oder Ignoranten hier individuell anklagen können, und sie mußten gleichzeitig oft erfahren, wie wenige praktische Ratschläge sie den Eltern selbst geben konnten. Im Mittelpunkt ihrer Gespräche stand die Überlegung, wie Lehrer und Eltern gemeinsam den Kindern helfen können: durch Erklärung von Lernschwierigkeiten - oft halten die Eltern ihre Kinder selbst für dumm und faul -, durch Vorstellen der eigenen Unterrichtspraxis, durch Ermunterung der Eltern, ihre Rechte und ihren gesetzlichen Anspruch auf Ausbildung ihrer Kinder, notfalls auch gegenüber der Schule - Versetzung, Notengebung, Sonderschule* - durchzusetzen.

---

* Ein Großteil der Kurskinder ist direkt von der Sonderschule betroffen: 7 Kinder haben Geschwister in der Sonderschule, 9 wurden bereits selbst einmal wegen eventueller Umschulung getestet, 3 besuchen selbst die Sonderschule. Und zur Allgemeinsituation: Von etwa 70 Grundschülern, die jährlich an Neuköllner Sonderschulen überwiesen wurden, werden 30 wieder zurückgeschickt, weil es sich um sogenannte Disziplinfälle handelte. Siehe dazu: M. du Bois-Reymond/B. Söll:"Die Schule im Leben der Arbeiterkinder", in: Kursbuch 34, S. 161 f

Schlußfolgerungen

Den vorstehenden Bericht haben wir Anfang 1976 abgeschlossen. Inzwischen besteht das Projekt nicht mehr in dieser Form. Dem Heimleiter war bis zur endgültigen gerichtlichen Klärung infolge der allgemeinen Radikalensuche gekündigt, die hauptamtliche Kursleiterin dagegen von heute auf morgen in die Referendarausbildung beordert worden. Abschließend wollen wir einige Probleme festhalten:

- Ohne institutionellen Rückhalt und festangestellten Kursleiter kann auf die Dauer nicht sinnvoll gearbeitet werden. Da Honorarkräfte ständig fluktuieren, können sie nicht für Probleme eingesetzt werden, deren Bearbeitung nur langfristig möglich ist.

- Die finanzielle Unsicherheit und die deshalb notwendigen Auseinandersetzungen mit Schul- und Jugendamt haben für die Kurslehrer, die Kinder und Eltern Unsicherheit verursacht und dem Projekt geschadet. Sie haben von der kontinuierlichen inhaltlichen Arbeit abgelenkt, wenn sie auch bei allen Beteiligten zu mehr Selbstbewußtsein gegenüber den Rathausbehörden geführt haben.

- Nachdem wir auf Kosten der Kinder und wegen unserer eigenen Unsicherheit herumexperimentiert hatten, entwickelten wir zögernd und zunächst gegen unsere eigene Überzeugung einen festen äußeren Rahmen: Wir arbeiteten für die Kinder einen überschaubaren Wochenplan aus, legten klare schulische und sozialpädagogische Nahziele fest, wir mußten auch strafen und belohnen, wenn auch nach Kriterien die das Kollektiv stärken, statt den armen Sünder abzuspalten.

- Wenn gerade die Schwächsten einer Klasse außerhalb der Schule in der dargestellten Weise kollektiv gefördert werden, können sich die Disziplinprobleme in der Schule steigern. Die betroffenen Lehrer - und das sind meistens nicht die autoritären - sehen dann die Ursache für das Anwachsen ihrer Disziplinprobleme, das Versagen ihrer individualistischen Strafmethoden nicht zu Unrecht im Förderkurs. Hier kommt es darauf an, mit dem Lehrer zusammenzuarbeiten, dafür zu sorgen, daß auch er merkliche Vorteile sieht.

- Eine Sozialpädagogik, die sich von der Schule abgrenzt, indem sie auf Leistungsanforderungen, Arbeitspläne, greifbare Ziele und Erfolge verzichtet, ist auf dem Holzweg. Keiner hilft den Kindern, der das Auseinanderreißen von Schule und Leben - eine entscheidende Ursache für das Schulversagen gerade der Arbeiterkinder - durch ziellose Freizeit verdrängt und verschärft, der die Kinder nicht befähigt, sich im vorgefundenen System von Familie und Schule zu behaupten.

3. Jugendgruppenreisen - ein Mittel öffentlicher Erziehung*

> "Die Ferienlager werden in Theorie und Praxis heute viel mehr vorwiegend als besondere sozialpädagogische Felder mit wichtigem Erlebnis- und Erholungs-, aber auch Erziehungswert aufgefaßt,"**

stellt der Senat von Berlin offiziell fest. In Wirklichkeit gibt derselbe Senat jährlich mehrere

---

* Wir zitieren aus dem pädagogischen Tagebuch des Erziehers Dieter Wallstaff die im folgenden beschriebene Radtour.

** Werner Lauff/Elisabeth Dürr, Ferienlager als komplexe Arbeitsfelder der Jugendhilfe, Modell zur Koordination von Jugendpflege und Erziehungswissenschaft, hg. vom Senator für Familie, Jugend und Sport, Berlin (West) 1975

Millionen DM für "Erholungsmaßnahmen" von Kindern und Jugendlichen West-Berlins aus, die er sinn- und konzeptionslos verplempert: Inhaltsleeres Chaos, partikularistisch-isoliertes Nebeneinander der einzelnen Maßnahmen der Jugendverwaltung lassen sich auch hier deutlich demonstrieren. Soweit die Gelder überhaupt die bedürftigen und vor allem berechtigten Adressaten erreichen - was durch mittelstandsorientierte Werbemethoden und das Benehmen der Amtmänner gegenüber dem "Publikum" oft verhindert wird -, soweit Bezirksämter und Senat also wirklich Kinder aus der Unterschicht fördern, vertun sie aber in jedem Fall die Erziehungschance solcher Lager. Dies geschieht auf zwei äußerlich sehr entgegengesetzte Arten; für die beteiligten Erzieher sind beide bequem.

1. Die klassische "Erholungs- oder Sommermaßnahme" hat einen stupiden - nur körperlich definierten - Gesundheitsbegriff zur Grundlage: Hauptsache, die Luft am Erholungsort ist sauber und die "Bezuschussung aufgrund der beizubringenden Unterlagen" nicht allzu kompliziert. Daher ist es auch egal, wer das Kind betreut und mit welchen Kindern es zusammen betreut wird.

2. Die Ferienlager, wie sie die freien Träger oder - im Auftrag der Senats- und Bezirksverwaltungen - der Verein "Student für Europa - Student für Berlin" anbieten, haben meistens eine am "Spaß" orientierte Konzeption. Sie ist aber durch das pädagogische Personal, das schlecht ausgebildet und oft sehr unerfahren ist (dafür aber für die vierwöchige Tätigkeit der gründlichen politischen Überprüfung unterzogen wird), und durch das Anmeldeverfahren und die Versorgungs- und Spielsituation, die nicht aufgehoben wird, pädagogisch im Lebens- und

Entwicklungsgang der Kinder unwichtig. Diese Ferienlager führen oft dazu, daß die - in Jugendpflegerkreisen geradezu berüchtigten - proletarischen Kinder aus Berlin reihenweise klauen, sich verprügeln, gegenseitig in die Suppe spucken, Schnaps trinken...

Die beschriebenen Verhaltensformen sind entweder auf ein Versagen, eine Überforderung oder aber falsche Erziehungsziele der Erzieher zurückzuführen. Aufgrund unserer Erfahrungen, die wir selbst erst nach den entsprechenden Fehlern gemacht haben, kommt es dann zu chaotischen, pressereifen Zuständen, die für die Kinder gleichwohl unproduktiv sind, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, wenn sie unter der Parole "Zu Hause werden sie genug geohrfeigt, sollen sie wenigstens in den Ferien das Reich der Freiheit sehen!" das machen können, wozu sie gerade Lust haben. Solche Sommerangebote haben keinen erzieherischen Zweck.

Nutzbar sind die Erziehungschancen, wenn die Heimleiter und Erzieher, die die Kinder jeden Nachmittag sehen, auch mit diesen Kindern wegfahren. Der Vorschlag ist ohne weiteres plausibel. Nur, in der Westberliner Wirklichkeit findet so etwas nicht statt. Die Leiterin der Senatsabteilung Erholungsmaßnahmen, Frau E. Dürr, liefert dafür eine kuriose, "wisenschaftliche" Begründung: Sie akzeptiert und propagiert den Erziehungsgedanken, führt dann folgende"pädagogische und strukturelle Beschränkungen" des besonderen "Erziehungsfeldes" an:

> "- Allein das zeitlich begrenzte Zusammenleben in z.T. größeren und unbekannten Gruppen erfordert von allen Teilnehmern immer die Bewältigung eines plötzlichen, einzelne Kinder überfordernden sozialen Umlernprozesses;

- die entstehenden Gruppenkontakte und die Annäherung an die pädagogischen Bezugspersonen können nach Rückkehr aus den Ferienlagern im normalen Ablauf des Soziallebens der Kinder meistens nicht aufrechterhalten und weiterentwickelt werden;

- die Teilnahmekriterien an Ferienlagern selektieren einen bestimmten, noch genauer zu untersuchenden Personenkreis, in dem z.B. das vornehmliche Klientel sozialpädagogischer Bemühungen (Behinderte, Gestörte, Gefährdete usw.) weitgehend nicht zu finden ist;

- die Erziehungsarbeit in Ferienlagern erfolgt in einem gesellschaftlich zugestandenen, doch weitgehend konsummanipulativ beherrschten Freiraum, nicht aber unter dem Anspruch gleichzeitiger Bewältigung der Alltagspflichten und Behinderungen der Kinder bzw. Jugendlichen."*

Der Senator für Familie, Jugend und Sport hat aber ein für 1977 geplantes Sommerferienlager abgelehnt, das die von Frau E. Dürr, die beim Senat dafür zuständig ist, selbst beschriebenen "Beschränkungen des Erziehungsfeldes" aufheben sollte. Wir hatten einen dreiwöchigen Ferienaufenthalt mit zwei Kindergruppen aus der "Gelse" vorgesehen. Die Kinder sollten mit ihren Erziehern in ein Haus fahren und sich dort in familienähnlichen Gruppen selbst versorgen. In der Ablehnungsbegründung des Senats heißt es, daß aus dem Etat für Erholungsmaßnahmen nur Fahrten in Senatsvertragshäuser mit vollständiger Verpflegung (Heimvater, -mutter, Köchin, Reinemachefrau...) bezahlt werden könnten, nicht aber solche mit Selbstversorgung, die weitaus billiger und vor allem erzieherisch sinnvoll sind.

So bestehen die oben genannten Einschränkungen weiter - zum schweren Nachteil der Berliner Kinder und Jugendlichen. Sie sind Folgen des erklärten Verzichts auf öffentliche Erziehung, Folgen einer

---

* W.Lauff/E. Dürr, Ferienlager als komplexe Arbeitsfelder der Jugendhilfe, a.a.O., S. 13/14

konzeptionslosen Wurschtelei, der es am ideologischen und finanziellen Ende der Reformphase immer schwerer fallen muß, ihre "Einzelmaßnahmen" zu begründen - pädagogische Gründe lassen sich dafür jedenfalls nicht finden.

Das gilt nicht allein für das Dilemma der "Sommererholungsmaßnahmen", sondern kennzeichnet die Jugendpflege generell. Besonders absurd ist es, wenn diese Zerstückelung des Erziehungswesens nicht wissenschaftlich kritisiert, sondern durch die Erfindung und Existenz sogenannter Einzeldisziplinen auch noch gerechtfertigt wird. In unserem Fall ist hier die "Ferienpädagogik" als besonderes wissenschaftliches Feld der "Freizeitpädagogik" besonders hervorzuheben.*

Wir haben vom Jugendheim "Gelse" aus nur Jugendgruppenreisen machen können, die geringer und ohne soziale Kriterien aus Mitteln des Bundesjugendplans bezuschußt werden. Und selbst das nur gegen erheblichen amtlichen Widerstand. Unsere Reisen ließen aber die von Frau E. Dürr behaupteten Probleme erst gar nicht aufkommen. Zwei Beispiele sollen die pädagogisch-inhaltliche Konzeption verdeutlichen:

Die Radtour in Bayern

Vorbereitung

Im Frühjahr 1976 beschlossen zwei Mitarbeiter der "Gelse" eine groß angelegte Fahrrad-Aktion. Möglichst viele Kinder sollten mit Fahrrädern ausgerüstet sein und so die Möglichkeit haben, flexibel

* Vgl. dazu H.Kentler/T. Leithäuser/H. Lessing: Jugend im Urlaub, 2 Bde., Weinheim 1970, und H. Giesecke/A. Keil/U. Perle: Pädagogik des Jugendreisens, München 1967

an Aktivitäten außerhalb des Hauses teilzunehmen. Viele Kinder besaßen kein Fahrrad, so daß zunächst die Beschaffung als Problem gestellt war. Erzieher gingen mit kleineren Gruppen (5-6 Kinder) durch die Gegend, klingelten an allen Haustüren und fragten die Leute, ob sie nicht alte Fahrräder zu verschenken hätten. Nach anfänglichen Hemmungen entwickelten die Kinder bald ein recht gutes Geschick im Fragen, so daß in kürzester Zeit neben zahlreichen Fahrrädern auch kistenweise Spielzeug beschafft wurde.

Im Frühjahr und Frühsommer haben wir dann einmal wöchentlich, manchmal sogar sonntags, Fahrradausflüge unternommen. Daraus entwickelten wir die Idee, in den Sommerferien eine Fahrradtour zu unternehmen. Da bereits ein Zeltlagergelände in der Oberpfalz gebucht worden war, schlug der Erzieher vor, von dort aus eine Fahrradtour durch den Bayerischen Wald zu machen. Es fanden sich sofort einige Kinder, die sich dafür interessierten. Bereits Monate vorher waren sie selbständig mit Planungen beschäftigt, so kamen sie immer wieder mit Fragen und Vorschlägen, was man alles mitzunehmen und zu beachten habe, ob die Fahrkarten schon bestellt seien und dergleichen.

Verlauf

1. Tag : B.R., 16 Jahre, will unbedingt mit G.F. "gehen", die im Lager bleibt, und verzichtet darum auf die Teilnahme an der Tour. Im Laufe des Vormittags will er dann aber doch mit. Er überredet die anderen, mit der Abfahrt bis abends zu warten. Das nutzen einige zum ausgiebigen Sonnenbaden.

Die große Fahrradanschaffung

Am 30.3.76 gehen wir zur Fahrradversteigerung. Wir brauchen die Räder für Ausflüge und für Reisen. Wer kein Rad hat, kann zur Fahrradversteigerung mitkommen. Wer vor noch ein altes Rad hat, kann es mitbringen und seinem

alten Rad wird X dann ein neues Fahrrad. Wer kein Fahrrad hat, kann keinen Ausflug und keine Reise mitmachen.

Jeden Freitag werden wir eine große Werkstatt

Der Erzieher versucht nicht, B.R. zur Teilnahme zu zwingen, und überläßt ihm die Entscheidung. Ein Umstimmen durch Gespräche ist wegen seiner "Angeberrolle" auch kaum möglich. Schließlich bleibt er jedenfalls im Lager. Später stellt sich heraus, daß seine zu erwartende Frustration schon nach wenigen Tagen eintrat, da er sein Ziel, mit G.F. zu "gehen", nicht erreichte. Durch das Sonnenbaden haben einige am Abend einen Sonnenbrand, so daß zunächst das ganze Unternehmen zu scheitern droht, schließlich geht es dann aber doch los. J.S. bleibt jedoch im Lager, weil er mit dem Sonnenbrand nicht fahren kann. Nach kurzer Strecke, etwa zehn Kilometern, wird das Nachtquartier im Wald bezogen. F.M. und der Erzieher kochen noch Tee. Als der fertig ist, schlafen die meisten schon.

2. Tag : Der Erzieher wird als erster wach und kocht Kaffee, dann weckt er die anderen mehr oder weniger brutal. Die Fahrt geht dann zunächst nach Weiden, von wo aus im Lager angerufen wird. Da sich J.S. wieder einigermaßen wohl fühlt, kommt er nach. Die anderen warten auf ihn. Es wird dann beschlossen, gleich weiterzufahren. Es ist ziemlich heiß, und die Strecke erweist sich als sehr bergig. Nach kurzer Zeit fangen einige zu motzen an und wollen umkehren. B.M. übernimmt eine gewisse Antreiberfunktion, obwohl er selbst durch seinen Sonnenbrand kaum fahren kann. Seine Rolle als "starker Mann" zwingt ihn dazu, dies zu verbergen. Abends erreichen wir einen Stausee, wo wir übernachten wollen. Der Erzieher erklärt den Jugendlichen, wie man aus Steinen eine Feuerstelle baut und läßt sie dann selbständig das Essen kochen. Inzwischen hat sich der Zustand von J.S. und B.M. wieder verschlechtert. Wir bitten einen Anwohner, mit den beiden zum Arzt

zu fahren, was dieser dann auch macht; der Arzt verschreibt ein paar Salben.

Der erste Streckenabschnitt zeigt gleich einige entscheidende Probleme der Fahrt auf: Zum einen ist das Gelände für einige wegen der vielen Berge zu anstrengend, zum anderen aber wissen sie nicht, wo die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit ist. Da sie bisher niemals eine eigene Leistung in irgendeiner Form erbringen konnten, weder intellektuell noch körperlich (von den Ordnungsleistungen im Schulsport abgesehen), wissen sie auch nicht, wie sie es machen sollen. So kommt es zu einer ablehnenden Haltung gegen die ganze Tour, weil man dabei ins Schwitzen kommt. Andere Teilnehmer dagegen, vor allem die, die bereits arbeiten, setzen andere Maßstäbe und Grenzen der Leistung, was mitunter zu Konflikten führt.

3. Tag : Es geht bereits im Morgengrauen los zum nächsten Ort. Dort muß mit dem Frühstück erst eine Stunde gewartet werden, bis der Bäcker aufmacht. Von dort weiter nach Oberviechtach. Mit B.M. ins Krankenhaus, da sich der Zustand verschlechtert hat. Er wird jedoch wegen fehlender Überweisung abgewiesen. Weiterfahrt nach Winklan, dort wird ein Krankenwagen gerufen und B.M. ins Krankenhaus gebracht, wo er bleibt. J.S. übernimmt die Führungsrolle und schlägt vor, die Nacht durchzufahren. Es gibt keinen Widerspruch, gegen 23 Uhr Abfahrt. Nach etwa 1 1/2 Stunden fangen die ersten an zu jammern. Wir übernachten auf einem Dorfplatz.

4. Tag : Morgens legen wir die Reststrecke nach Cham zurück und gammeln dort den ganzen Tag auf einem Spielplatz herum. Im Laufe des Tages beginnen alle, nach Essen zu schreien. Da nicht festgelegt

wurde, wer zuständig ist, findet sich keiner. Schließlich macht der Erzieher Milchreis, der allerdings anbrennt, worauf einige motzen. Dies führt zu lebhaften Diskussionen, die sich jedoch auflösen. Einige kommen auf die Idee, Ringkämpfe mit dem Erzieher zu veranstalten. Für die Herausforderer geht das negativ aus. Es ist beschlossen, abends weiterzufahren. Schon nach kurzer Strecke wollen F.P. und W.Q. nicht mehr, während andere, besonders J.S. weiterfahren wollen. Es kommt zu lebhaften Auseinandersetzungen. Der Erzieher beschimpft die Jugendlichen, was sie dazu bringt, aus "Trotz" besonders schnell weiterzufahren. Außerdem wird die Strecke einfacher.

5. Tag : Früh ins nächste Dorf, da sich aber keiner bereit findet, Kaffee zu kochen, gibt es nur trockene Brötchen, was aber niemanden stört. Wir fahren nach Straubing. Es ist geplant, dort auf dem Zeltplatz der Jugendherberge zu übernachten. Das geht aber nicht, da entgegen der Beschreibung im DJH-Verzeichnis kein Platz vorhanden ist. Auf dem städtischen Zeltplatz an der Donau stellen die Jugendlichen angeblich Türken ("Kanaken") fest und weigern sich, dort zu zelten. Sie fürchten Schlägereien und Mord. Sie sind auch - in dieser Situation wenigstens - nicht von ihrer Meinung abzubringen. So schlägt der Erzieher zunächst vor, für eine Nacht in der Jugendherberge zu schlafen. Es findet sich jedoch außerhalb der Stadt ein günstiger Platz an der Donau. Dieser wird aus Kostengründen bevorzugt. Wieder kümmert sich keiner um das Essen. F.M. ist dann immerhin bereit, einkaufen zu gehen. Im Laufe des Abends macht der Erzieher noch etwas zu essen, weil er selber Hunger hat und nicht nur trocken Brot essen will.

6. Tag : Für den Tag ist nichts weiter geplant- Man einigt sich darauf, noch länger an der Donau zu bleiben und gammelt den ganzen Tag am schattigen Ufer rum. Im Laufe des Nachmittags wird es einigen zu langweilig. Sie wollen weiterfahren. Sie sagen, sie würden die Nacht durchfahren - bis ins Lager zurück. Andere wollen nicht weiter und berufen sich auf vorherige Abmachungen. Sie werden aber überstimmt. F.M. macht selbständig Essen. Das ist aber kaum genießbar, so daß die Mahlzeit aus Brot und Milch besteht. Niemand motzt groß. Abends geht es dann weiter. In einem Dorf gibt es Ärger mit einem Autofahrer, der sich von G.S. provoziert fühlt und von ihm unter Androhung von Schlägen eine Entschuldigung verlangt. Der Grund des Streits ist nicht bekannt. Da sich G.S. weigert, andererseits aber für alle anderen die Aussichtslosigkeit einer Auseinandersetzung mit dem halben Dorf klar ist, richten sie sich massiv gegen G.S. und zwingen ihn zu einer formalen Entschuldigung, was die Sache zunächst klärt. Als der Typ dann mit dem Auto hinterherfährt, versteckt sich die Gruppe auf einem Feldweg, um zu übernachten.

7. Tag : Weiterfahrt nach Regensburg. J.S. übernimmt, von allen akzeptiert, die Führung und führt die Gruppe erst zweimal um die Stadt herum und nach dem Einkaufen gleich wieder ins Naabtal und weiter flußaufwärts. Am ersten Rastplatz werden Schlangen entdeckt. Man ergreift die Flucht. Die Suche nach einem geeigneten Platz erweist sich als recht schwierig, da das ganze Ufer privatisiert ist. Schließlich findet sich noch eine schmale Wiese zwischen Fluß und Straße.

8. Tag : Am Sonntag wird wieder rumgegammelt und gebadet. Die Wiese stellt sich als allgemeiner Treffpunkt der Sonntagsausflügler heraus, und es herrscht ein reger Betrieb. Da es Halbzeit der Fahrt ist, beschließen wir, wegen der vergangenen "Fastenzeiten" einmal im Restaurant zu essen. Abends fahren einige mit einem Boot, was am Ufer befestigt ist, worauf der Besitzer die Polizei holt. Die Sache wird jedoch geregelt, da die Benutzung von Booten nicht gesetzlich strafbar ist. Trotzdem haben einige ziemlich Angst gekriegt und wollen lieber weiterfahren, so daß wir ein paar Kilometer weiter auf einer Wiese übernachten.

9. Tag : Einige, vor allem J.S., haben die Idee, am Morgen einen Dauerlauf zu machen. Jeder soll soviel Schrippen bekommen, wie er Runden gelaufen ist. Fast alle machen mit (3-4 Runden). Nur M.K. weigert sich und läuft erst unter dem Druck der anderen eine halbe Runde, die ihm nicht angerechnet wird. Daraufhin ist er eingeschnappt und haut ab, kommt aber nach ein paar Stunden wieder. Den Tag gammeln wir rum und spielen Fußball.M.K. will Eierkuchen machen. Sie mißlingen jedoch. Das führt zur allgemeinen Aggression gegen ihn. Überhaupt macht sich eine größere Aggressivität bemerkbar, was darauf zurückzuführen ist, daß den ganzen Tag nichts passiert und auch nichts unternommen wird. Darum setzt der Erzieher abends noch einen Spaziergang durch die Stadt an, den auch alle mitmachen.

10. Tag : Es ist beschlossen, erst am Abend weiterzufahren, so daß wir noch einen Tag vergammeln. Fahrradputzen und Fußball sorgen auch nicht für genügend Abwechslung. Dementsprechend ist die Stimmung. Jeder motzt jeden an. Abends geht es

dann weiter, aber schon nach kurzer Zeit wollen einige aufhören und suchen einen Schlafplatz. J.S. ist sauer und will weiterfahren. Nach kurzer Diskussion kann er sich durchsetzen. Einige Zeit später schreit M.K. und behauptet, er habe einen Käfer im Hals und könne nicht mehr weiter, so daß wir auf einer Wiese neben der Straße übernachten.

11. Tag : Im Morgengrauen fahren wir weiter. Gegen Mittag wird auf einer Wiese Rast gemacht und einige Fahrräder repariert. Man will bis zum Abend im Schatten bleiben. Nach einer Stunde fangen einige an zu jammern, daß es zu langweilig sei, und wollen weiterfahren. Sie können sich nach kurzer Zeit auch durchsetzen. In Weiden geht F.M. verloren, da er einen anderen Weg nimmt. Auf der Fahrt entdecken wir einen Waldbrand, so daß zunächst die Feuerwehr alamiert werden muß und der Brand gelöscht wird. Am Abend erreichen wir den Wald kurz vor dem Zeltlager. Da es - erstmalig - regnet, werden die Zelte aufgestellt. In der Nacht schleichen dann einige ins Lager, verstecken die Fahrräder der anderen und "entführen" das Rad von B.R. Das Rad wird dann als Racheakt umgebaut und an einen Schlagbaum gebunden. Am nächsten Morgen fahren wir ins Lager. Schon nach kurzer Zeit klagen einige über Langeweile und daß im Lager nichts los sei. Andere finden Beschäftigung bei einer Mädchengruppe, die in der benachbarten Jugendherberge wohnt.

Die Kanufahrt auf der Altmühl

Im Sommer 1975 fuhren wir mit 50 Kindern und Jugendlichen nach Bayern. Wir hatten ein Haus der katholischen Kirche in Virnsberg gemietet.

Das Haus liegt mitten im Dorf - gegenüber von Kirche und Wirtshaus. Unser Plan war es, die einzelnen Alters- und Geschlechtsgruppen während der ganzen 14tägigen Ferienzeit möglichst gründlich zu trennen. Das Haus sollte als Stützpunkt dienen und für die Kleinen da sein. Wir hatten uns für die beiden Gruppen der Älteren zwei Sechser-Kanadier beim Berliner Kanuverband geliehen. Jede Gruppe sollte mit diesen Booten fünf Tage auf der Altmühl fahren. Und durch die zusätzlichen An- und Abmärsche möglichst lange aus Virnsberg wegbleiben. Die eine Gruppe leitete Knolle. Ihre Mitglieder kennen sich seit Jahren, gehen teilweise auf die Realschule, wohnen in den Einfamilienhäusern. Die andere Gruppe bestand aus dem eher zusammengewürfelten, schwierigen Rest. Die habe ich(G.A.)geleitet, allerdings mit der tatkräftigen Unterstützung von Richard und Horst. Meine Gruppe setzte sich aus 14 Leuten zusammen:

Sasse ist schon 20 und arbeitet als Elektriker bei der Bewag. Er ist sehr zuverlässig.

Evi, seine langjährige Freundin, geht noch zur Schule.

Manne besucht die 7.e Hauptschule, hat noch fünf ältere Brüder.

Thomas hat noch einen Bruder und zwei Schwestern. Der Vater ist Kranführer, die Mutter putzt halbtags. Thomas ist sehr aufgeweckt, für jeden Blödsinn zu haben. Er besucht die 9. Klasse Hauptschule.

Peppi, auch Hauptschüler, ist klein, etwas dicklich - eine der Witzfiguren der Gegend. Seine Eltern sind geschieden, seine Mutter wird mit ihm nicht fertig. Der Vater verwöhnt ihn an Fest- und Feiertagen.

Frank P. ist der älteste von fünf Geschwistern, die Mutter ist eine resolute Person, die sich für ihre Kinder einsetzt, Frank ist Hauptschüler. Frank ist sehr ruhig, weiß, was er will.

Frank S., genannt Seele, ein dünner, ganz nervöser Typ, er hat Beruhigungstropfen dabei, weil er zu Hause nie einschlafen kann. Er ist Discjockey im alten Klubhaus, das macht er pro Woche mindestens 20 Stunden.

Frank G., Hauptschüler, Karatetyp, mittlerer von fünf Kindern. Zum Abwaschen kriege ich ihn nur mit Terror. Dafür steht er fünf Minuten vor dem Essen mit der saubersten Gabel und dem saubersten Teller parat.

Hansi kommt nicht aus dem Falkenhagener Feld, sondern aus dem Obdach. Eine Kollegin der Familienfürsorge hatte mich gefragt, ob ich ihn mitnehmen würde. Er hat sich sehr schnell in unserer Gruppe zurechtgefunden.

Schulle ist Hauptschüler und sehr selbstbewußt. Innerhalb der Kanugruppe hatte er eine gewisse Anführerrolle - sowohl ,wenn es ums Durchhalten beim Paddeln ging ,als auch in Konflikten gegen mich.

Neben Sasse und Evi waren es vor allem Horst F. und Richard, die halfen, die Versorgungsprobleme und die pädagogischen Probleme der Fahrt zu lösen. Richard hatte ich sozusagen als Hilfserzieher mitgenommen. Er ist mit seiner bestimmten Art mit den Hauptschülern gut zurechtgekommen. Bei der Gruppe von Knolle hat er nach ein paar Tagen gestreikt. - Die Realschüler ließen sich von ihm nichts sagen.

Horst ist Familienvater. Er hat sechs Kinder. Arbeitet bei der Stadtentwässerung. Wenn die Frau

mitarbeitet und dann erst später nach Hause kommt, hat sie das Auto. Horst schmeißt dann nach seiner Arbeit den ganzen Haushalt. Außerdem ist Horst in der Gewerkschaft und Elternsprecher an der Grundschule. Ihre Kinder erziehen die beiden sehr gewissenhaft, ohne sie irgendwie zu behüten oder von etwas fernzuhalten. Horst kam mit, weil unsere Fahrt billig war, er nichts anderes vorhatte und mal sehen wollte, wie das Jugendheim verreist. Wir haben für ihn, seinen Sohn Christian und dessen Freundin Micki noch einen kleinen Kanadier besorgt.

Verlauf

1. Tag : Wir kommen am Spätnachmittag in Virnsberg an. Jürgen und Sasse sind bereits seit zwei Tagen mit den Booten da. Sie haben für uns Essen gekocht. Da es sehr heiß ist, setze ich den Abmarsch meiner Bootskolonne auf vier Uhr morgens am nächsten Tag fest. Zuvor bekommen immer zwei Leute zusammen einen Rucksack von mir ausgehändigt mit dem Hinweis, sie sollen aus ihren riesigen Koffern so viel heraussuchen, wie in die Rucksäcke hineinpaßt. In der Nacht schläft außer mir keiner.

2. Tag : Wir brechen um vier Uhr auf. Das Gepäck verladen wir in Jürgens Auto. Bis zur Altmühl sind es 25 Kilometer. Um 11 Uhr ist die Strecke geschafft. Unterwegs haben wir bei einem Bäcker gefrühstückt und noch Töpfe und etwas Geschirr eingekauft. Es ist höllisch heiß und schwül geworden. Wir treffen Jürgen auf einer Wiese - wie verabredet. Während alle schlafen, koche ich Mittagessen. Gegen drei Uhr haben wir alle Boote startklar, sind satt, das Gepäck ist verstaut. Wir verabschieden uns von

Jürgen und starten unter ungeheurer Begeisterung. Die Altmühl ist im Oberlauf ein sehr enger Bach, und ein Sechser-Kanadier ist nicht kurz. Auch das Paddeln klappte natürlich nicht annähernd im Takt. So hatten die Steuermänner der beiden grossen Boote, Richard und ich, viel zu tun. An diesem ersten Nachmittag sind wir noch zwanzig Kilometer weit gefahren, haben die Boote um vier Wehre herumgetragen und schließlich abends um neun Uhr kurz hinter Herrieden unsere Zelte aufgebaut. Alles schlief sofort. Seit Berlin war ja im wesentlichen durchgemacht worden.

3. Tag : Nachts hat es begonnen, in Strömen zu regnen. Unsere Zelte sind fast alle undicht. Wir haben sie in letzter Minute von der Jugendförderung Tiergarten geliehen. Es regnet und tropft. Die meisten Jungs sind trotz meiner vorhergehenden Reden schlecht ausgerüstet. Woher sollen sie auch Anoraks etc. haben? Horst schlägt vor, aus seinem Steilwandzelt das Innenzelt herauszuhängen, dann haben wir alle zusammen Platz im Trockenen. In der Zwischenzeit besorge ich mit Manne zusammen 48 Schrippen. Bis zum frühen Nachmittag drücken wir uns, langsam feuchter werdend, im Regen herum. Einige fischen ohne Erfolg. Dann beschließen wir zu starten, packen unsere nassen Zelte zusammen und fahren noch vier Stunden, bis es fast dunkel ist. Wir fahren dann in einen kleinen Stichkanal hinein, der sehr verschilft ist, und finden einen Zeltplatz. Es regnet noch etwas. Zelte aufbauen, Holz holen, Feuer machen, Wasser holen, kochen, Tee kochen, Schlafsäcke und Klamotten trocknen, damit sind wir bis Mitternacht beschäftigt.

4. Tag : Wir starten früh und nehmen uns vor, bis zum Zeltplatz nach Pappenheim zu fahren. Das sind über 40 Kilometer. Die Altmühl ist meist gestaut. Wir müssen die Boote an mindestens fünf Wehren herumtragen. Ein volles Boot wiegt vier bis fünf Zentner. Das Umtragen ist immer eine grosse Aktion: Alle 15 packen an. Oft ist es notwendig, über 200 Meter weit zu tragen. Bei Treuchtlingen sind es am Abend kurz vor dem Zeltplatz sogar zwei Wehre und ein Flußbad hintereinander. Zusammen über 500 Meter. Die Stimmung ist gut. Die Konkurrenz zwischen den Booten belebt das Tempo. Vom Zeltplatz erwarten sich alle "Weiber und warme Duschen". Doch als wir ankommen - nichts von alledem. Der Platz ist karg, sauber und sportlich, der Lagerwart findet unseren miserabel ausgerüsteten feuchten "Haufen" gut. Wir dürfen auf seinem Herd kochen. Er gibt uns ein Bier aus. Die Stimmung ist hervorragend. "Ja, die Wehre!" Mit einem breiten Lachen erzählt er uns, was wir noch vor uns haben: "Über 40 Wehre bis Kehlheim."

5. Tag : Es regnet. Der Lagerwart sperrt uns eine Hütte auf. Da ist es trocken. Abends spendiert er uns eine Flasche Kognak. Tagsüber macht jeder, was er will. Ich setze nur die Essenszeit fest und die Kochmannschaft. Wir angeln, besichtigen ein "cooles Kloster", suchen Versteinerungen, einige klauen, werden erwischt, kommen aber davon, die Berliner Jungen verhalten sich in dem provinziellen, kleinbürgerlichen fränkischen Pappenheim sehr großkotzig und provokatorisch. "Ja, die Bayern, die sind homosexuell", ziehen sie laut grölend durch die Straßen. Oder in einem unvergleichlich antiklerikal-großstädtischen Tonfall: "Ja, grüüüüüüß Gott!!" An diesem Tag bricht der große

Taschengeldhorror aus. Ich hatte den Eltern geschrieben: "Wir bitten Sie, Ihren Kindern nicht mehr als 40 DM Taschengeld mitzugeben." Bei unseren Besuchen zu Hause haben wir das auch begründet. Jedenfalls hielten sich die Eltern daran. Im Bus habe ich dann, schon um die Sauferei in Grenzen zu halten, von jedem noch 20 DM abkassiert mit dem Versprechen, das Geld nach der Halbzeit auszuteilen. Ich bin also die lebendige Bank. In Pappenheim sind die ersten 20 DM von den meisten längst verbraucht. "Du dumme Sau, du hast schon wieder meine Zigarettenblättchen verbraucht, kauf dir doch selbst welche..." - sowas höre ich immer öfter. Der Druck nimmt zu, ständige Betteleien. "Aly, gib uns was, sonst wird gestreikt." Ich habe dem jedenfalls standgehalten. In gewissen Grenzen wissen sich die Jugendlichen natürlich ganz gut zu helfen...

6. Tag: Abfahrt von Pappenheim. Halt und Mittagessen in Sollnhofen. Ich will alle für das Versteinerungsmuseum begeistern. Das schaffe ich nicht. Es kommt nur ein Teil mit. Der Eintritt wird aus der Reisekasse bezahlt. Wir fahren weiter. Es regnet wieder. Murren macht sich breit. Ich muß mächtig antreiben und gut zureden. Wir kennen schon eine Reihe von Faltbootfahrern, die wir irgendwo schon mal auf dem Fluß gesehen haben. Die Stimmung ist nicht gut. Schulle verbreitet Defätismus und Verweigerung. Immer wieder die Leier mit dem Geld. "Du Ausbeuterschwein, treibst uns an, wir haben nicht mal mehr Zigaretten..." Schließlich verspreche ich für abends jedem einen Halben aus der Gruppenkasse. Nach einigen Kilometern hinter Sollnhofen - wir sind seit Pappenheim höchstens zwölf Kilometer vorwärtsgekommen - müssen wir wieder links ran. Wir kommen an ein altes, verfallenes Wehr, halten ,

wollen umtragen. Doch Richard will mit seinem Boot versuchen, genau in der Mitte über das Wehr zu fahren. Ich erlaube das. Thomas, Sasse, Evi, Manne, Hansi und Richard starten und kentern. In voller Bekleidung, aber ohne Gepäck. Es regnet. Sie versuchen es mit dem anderen Boot zum zweitenmal und schaffen es. Wir bauen die Zelte auf, machen Feuer, Horst kocht Tee, ich mache Essen. Abends versuchen wir, mit Pfeil und Bogen Hasen zu jagen. Ohne Erfolg. Die Stimmung ist ausgezeichnet.

7. Tag : Regen. Kein Geld. Wehre. Die Stimmung ist schlecht, alles feucht. Ich prügele mich fast mit Schulle. Die Stimmung wird besser, als die Jungen nachmittags eine richtige Bauernente erschlagen und mitnehmen. Außerdem stifte ich ein Bier. Abends kommen wir nach Eichstädt. Wir zelten mitten in der Stadt, gegenüber von einem geheizten Freibad. Die Genehmigung dafür holt Horst am nächsten Tag. In der Nacht kommt Jürgen und holt die Boote ab für die andere Gruppe.

8.und 9. Tag : Zum erstenmal scheint die Sonne. Ich zahle das restliche Taschengeld aus. Wir liegen fast den ganzen Tag im Freibad. Ich gebe die Essenszeiten bekannt und koche auch selbst. Wir machen nur eine tägliche Aktion zusammen. Z.B. gehen wir auf Gruppenkosten ins Kino, alle sind in Hochstimmung. Hansi fängt sich für das Lied von den homosexuellen Bayern zwei blaue Augen. Peppi, Seele und Frank G.haben Bräute aus einem Ingolstädter Internat kennengelernt und wollen unbedingt hin. Gegen Vorlage von drei Rückfahrkarten und unter der Bedingung, bis zum nächsten Mittag wieder dazusein, erlaube ich das. Die drei sind bereits abends um 22 Uhr zurück.

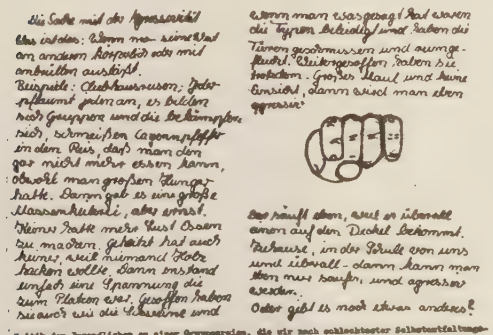
10. Tag : Ich habe vor, mindestens 20 Kilometer Richtung Pappenheim zurückzulaufen. Pappenheim ist ein gutes Ziel, die zweite Kanugruppe treffen wir dort, die Mädchengruppe soll auch hinkommen. Ich kann mich nicht durchsetzen. Die Jungen schalten auf stur. Nach mehreren Stunden sind wir gerade 5 Kilometer weit. All mein Geschimpfe, meine Hinweise auf die leere Kasse nutzen nichts. "Dann essen wir eben weniger." Wir steigen in den Zug - meine Niederlage ist komplett. Abends treffen wir die Mädchen und die zweite Kanugruppe.

11. Tag : Die Stimmung ist nicht besonders gut. Wir beschließen, nach Virnsberg, unserem festen Standort, zurückzufahren. Wir kommen bei einbrechender Dunkelheit an. Vom Bahnhof nach Virnsberg sind es 15 Kilometer. Jürgen holt die Mädchen ab. Die seien ja wenigstens hin gelaufen. Die Kanugruppe ist wütend und völlig aus dem Häuschen. Unter lautem Geschimpfe, gräßlichen Flüchen auf das "Schwein Jürgen" laufen wir nach Virnsberg zurück. Wir singen Berliner Bummler, Bolle, Bandiera Rossa, Weil der Mensch ein Mensch ist, die Stimmung ist ausgezeichnet. Ich gebe ein Bier aus. Mitten in der Nacht finden wir noch einen Kirschgarten... Die letzten drei Tage in Virnsberg mit 50 Jugendlichen und fünf Erziehern ohne Tagesprogramm sind hektisch, so ähnlich wie die Jugendheimnachmittage und -abende in Berlin.

Schlußfolgerungen

So wenig wie ein Kind im Trockenen schwimmen, so wenig es aus Sandkuchenbacken Kuchenbacken lernt, so wenig lernt es Lebenstechniken in methodisch schlauen Spielchen, deren Inhalt immer eine mehr

oder weniger "echte" Simulation der Realität ist. Es geht zunächst um nicht mehr als das Lernen von Lebenstechniken. Ein Kind lernt sie in der Wirklichkeit. Es ist gut, wenn ein Erzieher in der jeweils wirklichen Situation dabei ist. Er kann den Lernschritt unterstützen. Er kann Lösungsmöglichkeiten zeigen, die das Kind noch nicht kann. Aus diesem Grund sind wir davon abgekommen, Ferienlager zu veranstalten, bei denen man sich ein möglichst attraktives Nachmittagsprogramm und Tagesausflüge, Geländespiele etc. überlegen muß. Mit den beschriebenen Wanderfahrten haben wir gute Erfahrungen gemacht. Die Frage: "Wann machen wir welche Angebote, wann ist Freizeit?" stellt sich gar nicht. Die Kinder und Jugendlichen müssen sich selbst versorgen, den ganzen Tag über selbst kollektiv notwendige Entscheidungen treffen. Soziale Verhaltensweisen üben sie in einer realen Situation ein, in der sie auch real belastet sind. Der Erzieher ist kein gütiger Freizeitonkel, sondern er muß sich mit der Gruppe arrangieren, täglich 24 Stunden.*



Kritik der Jugendlichen an einer Gruppenreise, die wir nach schlechtester Selbstentfaltungs-Manier Ostern 1975 gemacht haben.
(aus Gelse-Zeitung Kochern wir mal wieder, Januar 1976)

---

* In diesem Fall, aber nur in diesem, gehen pädagogische Notwendigkeiten vor tarifliches Recht.

Es ist dabei nicht schlecht, wenn der Erzieher mit einer kleinen Gruppe von 10 bis 12 Leuten alleine unterwegs ist. Die Möglichkeit, sich gegenseitig auszuweichen, eine pädagogische Scheinrolle aufrechtzuerhalten, ist dann nicht mehr sehr groß.

Solche Reisen haben für das Jugendheim "Gelse", für viele Kinder und Jugendliche im Falkenhagener Feld, eine Bedeutung gehabt. Das könnte für die gesamte Jugendpflege so sein. Sie müßte sich dazu allerdings selbst vom Kopf auf die Füße stellen: Alle ihre Freizeit- und Spielangebote basieren auf der künstlichen Situation, es sind eben "Angebote", für die erst"Interesse" geweckt werden muß.

Familie Marschke (von links nach rechts): Rainer, Heidi, Mutter Marschke, Patricia (gen. Schneckchen), Peter, Christel, Monika mit Sascha (gen. Piesepampel)

4. Arbeit, Erziehung und Politik: Die Renovierung des Hauses der Familie Marschke

Gegenüber der "Gelse" steht das Haus der Familie Marschke. Als das Haus 1977 vom Bezirksamt abgerissen werden sollte, haben wir zusammen mit der Familie und einem Dutzend Jugendlichen aus der "Gelse" versucht, den Abriß des Hauses und die Abschiebung der Familie in eine Obdachlosensiedlung zu verhindern. Dabei kam es darauf an, den Beteiligten in einer ziemlich aussichtslosen Lage Mut zu machen und sie dahin zu bringen, ihr Haus zu entrümpeln und zu renovieren, trotz vieler Flüche auf das Rathaus und vieler Tränen über die Hoffnungslosigkeit der Situation dennoch zu hoffen, das Haus zu entrümpeln, zu renovieren, durchzuhalten und sich für ihr Haus einzusetzen und ihr Recht, dort zu wohnen.

Wir beginnen die Geschichte mit einem Brief an den sozialpsychiatrischen Dienst des Bezirksamts Spandau:

"Jugendfreizeitheim Gelsenkircherstr./
Jug VI

14. Sept. 77

An
Ges IV H1

Sehr geehrter Kollege Köling,

ich bitte Sie aus gegebenem Anlaß um eine ärztliche bzw. fürsorgerische Stellungnahme für Frau Marie Banach - sie ist 69 Jahre alt - und Herrn Peter Marschke - er ist 20. Beide wohnen in der Gelsenkircherstr. 15 in Berlin-Spandau.
Als Leiter des Jugendfreizeitheimes Gelsenkircherstr. bin ich seit knapp vier Jahren mit der Entwicklung von Heidi, Peter, Rainer, Monika und Christel Marschke vertraut. Die Kinder leben, bis auf Heidi, die inzwischen einen eigenen Haushalt gegründet hat, in dem Einfamilienhaus Gelsenkircherstr. 15 zusammen mit ihrer Mutter, Frau Helga Marschke, und ihrer Großmutter, Frau Marie Banach. Monika hat inzwischen einen Sohn bekommen und versorgt das Baby zusammen mit ihrer Mutter. Die Familie lebt in sehr bescheidenen materiellen Verhältnissen: Die Großmutter ist Rentnerin, Frau Marschke bezieht seit 17 Jahren für sich und die Kinder Sozialhilfe, Peter hat beim Gartenbauamt und auf dem Bau gearbeitet und bezieht zur Zeit Arbeitslosenhilfe, Rainer ist seit einem Jahr Rangierer bei der Deutschen Reichsbahn. Trotz dieser in der ganzen Gegend bekannten Armut ist der Vier-Generationen Haushalt Marschke/Banach ein sozialer Anziehungspunkt für die Freunde der Kinder, die sich hier gerne und regelmäßig aufhalten.
Die Familie ist derzeit in ihrer Existenz dadurch bedroht, daß der Erbbau-Pachtvertrag für das Grundstück nach 50-jähriger Dauer am 24.11. des Jahres ablaufen wird. Das Grundstücksamt Spandau hat die Familie zur Räumung des Grundstückes und des Wohnhauses aufgefordert da eine Verlängerung des Pachtvertrages oder eine Vermietung deswegen nicht in Frage kämen, weil der schlechte Zustand des Hauses eine Renovierung zu unwirtschaftlich erscheinen lasse. Daß das Haus in einem schlechten Zustand ist, ist unstreitig. Das Sozialamt Spandau, das seit

17 Jahren stillschweigend die Mietkosten der Familie Marschke eingespart hat, hat es auch nie für erforderlich gehalten, durch entsprechende Renovierungszuschüsse für die Instandhaltung des Hauses zu sorgen, die Familie selbst konnte es nicht, weil sie am Rande des Existenzminimums lebt und weil weder die Mutter noch die Großmutter in der Lage sind, selbst zu mauern oder dachzudecken. Wenn das Wirtschaftlichkeitsargument des Grundstücksamtes uns schon aus tatsächlichen und moralischen Gründen sehr fraglich erscheint, so muß es angesichts der Lebenssituation von Peter Marschke und Frau Banach ganz in den Hintergrund treten.

- Peter Marschke ist durch einen schweren Brandunfall körperlich und geistig behindert. In der Straße, in der er jetzt lebt, wird er inzwischen von allen akzeptiert, ja, wegen seiner freundlichen und hilfsbereiten Art geradezu geliebt, er wird nur noch Peter und nie mehr (wie früher) "Bullerbirne" genannt.
- Frau Marie Banach lebt seit 1953 im Haus. Sie ist seit Jahren zu 95 % schwerbeschädigt und nicht in der Lage, mehr als 50 Schritte zu gehen. Sie ist auf Pflege durch ihre Tochter und deren Kinder angewiesen.

Ich darf Sie bitten, Ihre Stellungnahme zu den kurz skizzierten Problemen möglichst bald anzufertigen. Die unsichere derzeitige Situation stellt für die Familie Marschke/Banach eine außerordentlich schwere Belastung dar, der wir möglichst bald abhelfen sollten.

Hochachtungsvoll
Götz Aly
(Heimleiter)"

Soweit die Vorgeschichte nicht aus dem zitierten Brief hervorgeht, wollen wir noch ergänzen: Gebaut hat das Haus der Reichsbahner Otto Pöhle in den Jahren nach 1927. Otto Pöhle war gelernter Rohrleger und hat bis auf den Dachstuhl alles selber gemacht. Wahrscheinlich aus dem Gefühl heraus, daß man ja nie wissen könne, hat er am 27. Nov. 1927 den Erbbauvertrag beim "Stadtoberinspektor

Paul Sasse aus Spandau" nicht für 99 Jahre, was damals im Falkenhagener Feld auch möglich war, sondern nur für 50 Jahre abgeschlossen.

Als in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs die Rote Armee von Falkensee aus nach Spandau einrückte, beobachtete einer der Untermieter Otto Pöhles die vorrückenden russischen Soldaten mit dem Feldstecher. Die scheinen das gesehen zu haben befürchteten wohl ein Widerstandsnest und schossen eine Granate in den Westgiebel des Hauses. Sie durchschlug zwei Mauern, den Kleiderschrank der Familie Pöhle und tötete die Frau des Untermieters Einige Risse und ein schlecht verputztes Loch sind noch zu sehen. Otto Pöhle starb 1949, seine Frau Minna 1953 im April. Erben waren die drei Kinder. Ein Sohn von ihnen war vermißt, der andere war bei der kasernierten Volkspolizei und durfte oder wollt das Erbe nicht antreten. Die Tochter Marie hatte nach Straußberg geheiratet und sich von dort aus zunächst um ihre Eltern und dann um das geerbte Haus gekümmert. Am 17. Juni 1953 war sie gerade in Spandau: "Als der Volksaufstand war, konnte ich nicht mehr zurück nach Straußberg und habe dann durch die Bundesnotaufnahme den Zuzug nach hier erhalten." Marie Banach ist Zeit ihres Lebens gehbehindert. Inzwischen hört sie kaum noch. Sie lebt völlig zurückgezogen zusammen mit 10 Katzen. Sie schläft tags und ist nachts wach. Seit ihrem 17. Lebensjahr raucht sie die Zigaretten der Marke "Juno".

Das Haus von Otto Pöhle hat 4 Zimmer, 2 Küchen, kein Bad, ein Plumpsklo im Garten. Als Marie Banach dort einzog, war die obere Etage bereits mit einer Flüchtlingsfamilie belegt, die das

Wohnungsamt dort einquartiert hatte. Diese Familie blieb noch weitere 10 Jahre - bis 1963 - im Haus wohnen; sie bekam in diesen Jahren sechs Kinder. Auch Marie Banach war nicht alleine in das Haus ihrer Eltern gezogen, sondern zusammen mit ihrer Tochter Helga. Die heiratete bald und bekam bis 1960 ihre fünf Kinder. Dann verschwand ihr Mann Bernhard Marschke. Sehr hilfreich war er ihr wohl nie gewesen. Seit 1960 bezieht Frau Marschke für sich und ihre Kinder Sozialhilfe.

In dieser Zeit ist das Haus stark heruntergekommen, das Dach wurde undicht, die Zentralheizung, die Otto Pöhle gelegt hatte, ging kaputt und wurde an einen Schrotthändler verkauft, die Dachrinnen fielen ab, Glas wurde manchmal durch Plastikfolie ersetzt, die Fenster verrotteten.

Der Verfall hat verschiedene Gründe. Für den Schaden, den die russische Granate verursacht hatte, hätte Marie Banach ein Wiederaufbaukredit zugestanden. Sie konnte aber die Unterschrift ihres Miterben, dem Volkspolizisten, nicht bekommen und beantragte die Einsetzung eines sogenannten Abwesenheitspflegers. Ein Rechtsanwalt wurde dazu bestellt und verschlampte die Sache... (Als derselbe Rechtsanwalt 20 Jahre später die Zustimmung zum Abriß geben sollte, gab er sie, ohne einmal vom Schreibtisch aufzustehen, postwendend.) Weiter ist, wenn man über den Verfall des Hauses berichtet, zu bedenken, daß das Spandauer Wohnungsamt das Haus nach dem Krieg belegt und überbelegt hatte. Renoviert hat es es nie. Seit 1960 bezieht die Familie Marschke Sozialhilfe, das Sozialamt hat sich nie um den Zustand der Wohnung oder um die Erhaltung des Hauses gekümmert, was nach § 15a des Bundes-

sozialhilfegesetzes in seinem "pflichtgemäßen Ermessen" liegt (Die Amtmänner im Sozialamt lesen: "Kann-Bestimmung"). Die Miete, die das Sozialamt für Familie Marschke an Marie Banach bezahlt hat, wurde vor 17 Jahren auf 104 DM festgelegt. Dabei blieb es.

Im Lauf der Jahre nannte man das Haus "Villa Kunterbunt".

Verfall und Dreck beschleunigen sich natürlich auch selbst. Der Onkel benutzte den Garten bald als Lagerplatz für alte Autos und für die vielen zwar brauchbaren, aber doch unbrauchbaren Dinge, die er von den Spandauer Baustellen mitgebracht hatte. Auch wir vom Jugendheim blieben nicht unbeteilgt. Das Boot, von dem auf S. 134 die Rede ist, haben wir, als uns der Druck vom Amt zu groß wurde, einfach zu Marschkes hinübergeschleppt - wenn auch unter lautem Protest der Großmutter Marie Banach. Und man kennt ja auch die Gewohnheit der Leute, dann, wenn sie sich neue "Garnituren" und

Schrankwände kaufen, am Wochenende vor der Lieferung ihr soziales Herz zu entdecken: "Die alte Couch ist doch noch ganz prima, man kann sie sogar ausziehen, und die Sessel... Frau Marschke freut sich bestimmt!" Der blieb gar nichts anderes übrig als sich zu freuen, und mit der Zeit entstand das, was wir später bei der Entrümpelung "Sozialdeponie" getauft haben.

Der Lebensstil der Familie Marschke, der ohnehin ländlich und vorindustriell ist - die Türen sind alle immer offen, Hunde, Katzen und Hühner gehören einfach zu ihrem Leben -, bekam dabei sicher auch schlampige und nachlässige Züge. Davon haben sich die Arbeiterkinder aus den neuen Hochhäusern naserümpfend mit sehr harten, diskriminierenden Redeweisen distanziert. Aber anders als in den zwar sauberen Hochhauswohnungen, herrscht bei Marschkes ein sehr herzliches, lautes Familienleben, das sich im wesentlichen im Wohnzimmer abspielt. Die Kollegen vom sozialpsychiatrischen Dienst waren, als sie auf unseren Brief hin zu einer "explorativen Visite" erschienen, stark beeindruckt:

> "Wir haben uns davon überzeugt, daß in der Familie eine warme herzliche Atmosphäre existiert, die für das gute Zusammenleben einer Familie so unbedingt notwendig ist. Dies ist auch bei der Entscheidung der Frage über die Weitervermietung von ausschlaggebender Bedeutung. Wirtschaftlichkeitsargumente müssen aus unserer Sicht hinter diesem Gesichtspunkt zurücktreten. Außerdem ist es außerordentlich fraglich, ob die Kosten, die eine nicht mehr intakte Familie und damit gefährdete Familie in kurzer Zeit mit sich bringt, nicht wesentlich über den jetzigen Ausgaben liegen."

Durch unsere Arbeit im Jugendheim ist die Distanz zwischen den Kindern aus den Hochhäusern und den subproletarischen Marschke-Kindern abgebaut. Wir selbst haben in den fünf Jahren seit Eröffnung der "Gelse" natürlich ein besonders enges Verhältnis zu ihnen entwickelt, wir sind mit ihnen nach Westdeutschland gefahren (zum erstenmal in ihrem Leben) haben für Peter und Rainer Arbeit gesucht und uns um verschiedene Amtsangelegenheiten gekümmert, aber auch um ein gewisses Maß an Sauberkeit und Ordnung. Diese Auseinandersetzung gipfelte immer in Kämpfen und Brüllerei um Zahnarzttermine und überhaupt um das regelmäßige Zähneputzen, vor allem von Rainer und Peter. Wir haben uns auch nicht davor gescheut, bei der Firma, bei der sie arbeiteten, nachzufragen ob sie pünktlich und regelmäßig arbeiten.

Dem Bezirksamt waren die äußerlich chaotischen Zustände auf dem Grundstück der Familie Marschke/ Banach natürlich nicht verborgen geblieben, und auf die dem Amt eigene Art registriert worden: "Wir beobachten seit 15 Jahren, haben alles prüfen lassen", sagte uns der verantwortliche Wirtschaftsstadtrat später, "haben aber eben keine Handhabe dagegen gefunden wegen des Erbbaurechts." Dieses Erbbaurecht lief am 24.11.1977 aus. Damit wurde das Bezirksamt wieder Eigentümer des Grundstücks und des von Otto Pöhle gebauten Wohnhauses. In dem entsprechenden Brief vom 19.Juni 1977 hieß es kurz:

> "Sehr geehrte Frau Banach!
> Wegen unterlassener, laufender Instandhaltungsarbeiten befinden sich die Gebäude in einem sehr schlechten baulichen Zustand. Den Baulichkeiten kann daher kein Wert beigemessen werden... Mit dem Ablauf des Erbbauvertrages ist das Grundstück dem Grundstücksamt zu übergeben. Wegen der Beschaffung eines Ersatz-

wohnraums stellen wir anheim, sich mit dem Landesamt für Wohnungswesen wegen eines Wohnberechtigungsscheins in Verbindung zu setzen. Wie uns bekannt, wohnen in dem Wohngebäude weitere Mitglieder Ihrer Familie. Wir fordern Sie daher auf, die bestehenden Vertragsverhältnisse umgehend zu kündigen und uns von dem Veranlaßten Mitteilung zu machen."

Diesen Brief hat die Familie Marschke/Banach noch genauso verdrängt wie die bekannte Tatsache, daß der Vertrag 1977 ablaufen würde. Nur aus mißtrauischer Routine schickte Frau Banach den Bezirksamtsbrief an eine Rechtsanwältin, die vor Jahren ihre Rentenangelegenheit geregelt hatte. Erst als Frau Marschke Anfang September per Fahrrad vom Rathaus zurückkam, erzählte sie weinend: "Wir müssen runter."

Für uns war klar, daß wir handeln mußten. Zunächst beschafften wir alle Papiere über das Haus von der Großmutter, fotokopierten sie im Amt, schrieben einen Bittbrief mit der ganzen Familie und versuchten, den Pfarrer, die Familienfürsorge und das Sozialamt einzuschalten und gegen den Abriß einzunehmen: Wie sie alle dagegen waren, waren sie auch alle in unterschiedlicher Weise von der Aussichtslosigkeit ihres Dagegenseins überzeugt.

Der Pfarrer wußte, als ich in seine Sprechstunde kam, gleich Bescheid und versprach mir auch, zum zuständigen Wirtschaftsstadtrat zu gehen, er machte das, kam aber niedergeschlagen und achselzuckend zurück. Die Amtsrechnung sei klar: Laut "interner Gutachten" hätte das Grundstück einen Verkehrswert von 160 000 DM, die Renovierung des Hauses würde ebenfalls 160 000 DM kosten, das sei dem Steuerzahler nicht zuzumuten, die Vorschriften erlaubten dies nicht, man sei, so argumentierte das Liegenschaftsamt, auf das Wirtschaftlichkeitsprinzip verpflichtet,

und schließlich könne man ja auch vom Rechnungshof in Regreß genommen werden... Der Pfarrer hatte keine Hoffnung, schrieb aber noch einen Brief an die Spandauer Rechtsanwältin aus dem Honoratiorenklüngel, die von Marie Banach aus Tradition mit ihren Angelegenheiten betraut worden war. Der Brief enthielt einen Scheck und die Mitteilung, daß man sich für "ihr Tätigwerden", das sich inzwischen aber erübrigt habe, bedanke. Damit war der Weg frei für einen Rechtsanwalt, der soziale Probleme mit entschiedenem Engagement juristisch bearbeitet.

Die Sachbearbeiterin im Sozialamt schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie hörte, daß die Familie Marschke/Banach exmittiert werden sollte, dann aber: "Das geht mich nichts an, wir müssen das so oder so bezahlen...!" Der Hinweis auf den § 15a Bundessozialhilfegesetz machte sie aggressiv, immerhin war sie aber bereit, bei Herrn Kagels, dem stellvertretenden Leiter des Grundstücksamts, anzurufen und dem zu sagen, daß sie es besser fände, wenn die Familie bliebe, sich da aber auf keinen Fall einmischen wolle.
(Herrn Kagels kennen wir übrigens schon lange: Früher verwaltete er im Jugendamt alles mögliche, jetzt war er eben ins Grundstückamt aufgestiegen: Ein sozialdemokratischer, steifer Beamter mit Goldrandbrille, blaß, förmlich und emotionslos - "ein ganz ekliges Stück", wie Frau Marschke sich ausdrückte.)

Der Arzt, der übrigens im Falkenhagener Feld sehr geschätzt wird, rechnete mir erst mal vor, wievielmal Peter Marschke versucht habe, sich krankschreiben zu lassen und Krankengeld zu "erschleichen", dann

machte er aber doch, was ich wollte, und schrieb: "Aufgrund der geistigen und körperlichen Behinderung bei Herrn Peter Marschke, geb. am 29.8.57, ist es ärztlicherseits nicht anzuraten, ihn aus seiner jetzigen Umgebung und Tätigkeit herauszunehmen."

Der zuständige Kollege in der Familienfürsorge überschüttete mich mit Dankbarkeit und Entgegenkommen, als ich ihm von den bevorstehenden Problemen bei Marschkes erzählte, er wollte schreiben und telefonieren, er war Feuer und Flamme. Ein paar Tage später machte ich meinen Kontrollanruf.
"Ja", sagte er, "ich habe einen Vermerk geschrieben und in die Akte gelegt."
"Und wie kommt der Vermerk nun an die richtigen Leute?"
"Ja, den bekommen sie doch in die Hand, wenn sie die Akte anfordern."
"Meinst Du? Das ist doch reichlich langsam."
"Ja, ich kann ohne unseren Amtsleiter nichts machen, außerdem ist das Grundstücksamt ja sehr fest entschlossen..."
"Und Du bist einen Fall los", dachte ich mir.

Ihn konnte man also vergessen. Schön war nur, daß er vor ein paar Monaten aus guten pragmatischen Gründen eine Pflegeerlaubnis für einen Säugling aus dem Freundeskreis der Familie an Frau Marschke erteilt hatte. Das jugendamtliche Heiligtum "Pflegeerlaubnis" mitten in den "menschenunwürdigen", deshalb abrißwürdigen Verhältnissen der Familie Marschke, das ist immerin ein juristisches Druckmittel.

Der Rechtsanwalt hat dann auch sehr schnell einen Brief geschrieben, die Stadtratssekretärin hat sogar auf unser Betreiben die Akte von der Familienfürsorge angefordert. Ob den Stadtrat der Vermerk des Fürsorgers sehr beeindruckt hat, wissen wir nicht. Jedenfalls beschloß das Bezirksamt (Bürgermeister und das Kollegium der Stadträte) noch einmal offiziell, das "Gebäude in der Gelsenkircher Str. 15 aufgrund der fachlichen Gutachten" abzureißen. Es sei baufällig, der Holzbock sei im Dach... Das war gelogen. Ausgerechnet der Kollege aus der Familienfürsorge ging zu Frau Marschke, um ihr "Ersatzwohnraum" im Obdach - sozialdemokratisch: "Kleinraumsiedlung" - anzubieten. "Eine wunderschöne Wohnung am Grützmacher Weg". Als einer von uns sagte: "Frau Marschke, der Unterschied zwischen Kleinraumsiedlung und Obdach ist genauso wie zwischen Hilfsschule und Sonderschule", zog er (etwas von Verantwortungslosigkeit zischend) mit rotem Kopf ab.

Wir haben dann zusammen mit Marschkes beschlossen, uns von dem Abrißbeschluß nicht beeindrucken zu lassen. Mit einer vagen juristischen Position: Sozialstaat, Gleichheitsgrundsatz, Pflegeerlaubnis, Behindertengesetzgebung, Verfahrensfehler- in der Tasche, versuchten wir zusammen, die Situation zu verändern und fingen einfach mit der Entrümpelung und der Renovierung an:

8. September: Wir beschließen, das Haus von außen zu streichen. Geld ist nicht da. Wir kaufen deshalb über einen Bestellschein des Jugendheims Außenwandfarbe. Peter hat noch Mörtel da und verschmiert die Löcher.

9. September: Wir schleppen Müll aus dem Garten zusammen auf einen großen Haufen in der Einfahrt. Kinder und Jugendliche aus dem Jugendheim beginnen damit, die Außenwände abzuwaschen. Ich arbeite immer mit und dirigiere die Arbeiten. Durch die Mitarbeit der Jugendheimbesucher, denen ich immer wieder erkläre, worum es geht, entsteht ein großer Druck auf die Mitglieder der Familie Marschke, zu arbeiten. Das ist auch nötig. Peter und Monika sind, wenn ich sie erstmal in Schwung gebracht habe, dabei, allerdings nur eine Zeit lang, dann sitzen sie wieder vor dem Fernseher.

Am 10./11. September ist Wochenende. Wir machen Pause.

12. September: Wir überlegen zusammen mit Heidi - das ist die älteste der Geschwister , Frau von Norbert und Mutter von "Schneckchen" -, welche Farbkombination schön wäre. So ganz demokratisch ging es dabei nicht zu. Jedenfalls beschließen wir, das Haus weiß, Holzteile und Gartenzaun braun zu streichen und die Fenstersimse lindgrün abzusetzen.

Beim Nebengebäude (Waschküche und Hühnerstall) und einer angrenzenden Garagenwand wollen wir lindgrün als Grundfarbe nehmen und weiß absetzen. Wir fangen natürlich mit der Straßenfront an - noch bevor die anderen Wände ganz abgewaschen sind, bevor auf der Hofseite der Putz erneuert ist. Die Einteilung und Abfolge der Arbeit haben keine Systematik im Sinne eines rationellen Arbeitsablaufes, sondern nur in dem Sinn, daß schnell Erfolge sichtbar werden, die verhindern, daß die Marschkes sich resignativ in ihr Schicksal schicken.

Jedenfalls räumen wir an diesem Tag den Vorgarten auf, streichen die Straßenfront des Hauses, umranden die Fenster lingrün, in der gleichen Farbe wird der Sockel abgesetzt, und streichen die Pfähle des Gartenzauns und die Gartentür dunkelbraun. Die Nachbarn trauen abends ihren Augen nicht. Vor allem Herr Zimmer auf dem rechts angrenzenden Grundstück: Er wohnt in einer eher bungalowartigen Laube, die er wie seinen Augapfel pflegt, streicht, wäscht, befummelt und verschönert. Der "Schandfleck von nebenan" hat ihn natürlich immer besonders verbittert.

13. September: Bei Marschkes ist Hoffnung ausgebrochen. Ich komme erst mittags nach Spandau, Monika, Peter und Heidi sind bereits dabei, die östliche Giebelwand zu streichen. Frau Marschke hat im Supermarkt warme Buletten eingekauft. Ich bringe verschiedene Bestellscheine aus dem Amt mit, die dort alle ohne Nachfragen fürs Jugendheim ausgestellt worden sind: Für das Ifa-Farbengeschäft, Eisenwarenhandlung Rothe, Aldi, Holz König und Siedlerbedarf Günter Glenn.

Nur einer, nämlich Rainer, macht nicht mit. Er geht zwar als einziger arbeiten, hat Schichtdienst und in unregelmäßigen Abständen freie Tage. Aber das spielt ja keine Rolle. Er hat jedenfalls die Haltung: "Ich ziehe hier sowieso aus, was geht mich das alles an!" Darüber zetteln wir lautstarke Auseinandersetzungen an. Im Jugendheim wird er als "Obervotze von Spandau" begrüßt. Ich lasse ihn auch nicht in Ruhe: "Du hast hier so lange gewohnt, nichts gemacht, alles vergammeln lassen." Er muß mir seinen Dienstplan geben, hat nichts zu lachen und bekommt ganz fest umrissene Aufgaben, die wir täglich kontrollieren. Nur Mutter Marschke springt ihm zur Seite: "Der Junge muß doch mal ausschlafen."

14. September: Das Wetter ist schlecht, wir kommen kaum weiter.

15. September: ebenfalls.

16. September: Wir verputzen die Hoffront des Hauses und arbeiten unter großer Teilnahme anderer Jugendheimbesucher. Frau Marschke verbietet mir zu klopfen, wenn ich in das Wohnzimmer komme.

An diesem Tag kommt auch die Großmutter, Marie Banach, entgegen allen ihren Gewohnheiten mitten

am Tag aus ihrem Zimmer, sogar mit ihrem Hörapparat. Sie bewundert die Arbeiten. Vielleicht hat ihr autistisch zurückgezogenes Leben, ihre Umkehrung des Tag-/Nacht-Ablaufs auch viel mit Protest zu tun, gegen die ihrer Meinung nach zu laxe Erziehung der Kinder.

17. September: Für heute ist die Entrümpelung von Haus und Grundstück vorgesehen. Ein Spediteur stellt uns einen kompletten (20 Meter langen) Fernlastzug zur Verfügung. Wir können ihn bis zur Höhe von 4 Metern beladen.

Wir sind 20 bis 25 Leute aus dem Jugendheim. Bei leichtem Nieselregen arbeiten wir von 9 bis 17 Uhr. Der Dachboden, der Keller, die Schuppen und der ganze Garten werden ausgeräumt: Matrazen, drei alte Couchen, ein Automotor, ein halber Ford, alte Baumaterialien, Wannen, Fässer, Kisten, unser Boot... Frau Marschke bekommt regelrechte

Zusammenbrüche, vor allem, als im Keller die alten, morschen Zwischenwände abgerissen werden. Der Tag ist sehr hart für sie. Abends ist der Lastzug voll. "Unter schöner Müll, jetzt ist er weg!", ruft Heidi dem abfahrenden Lastzug hinterher. Übers Wochenende steht er auf dem Speditionshof, damit nichts mehr abgeladen werden kann, und am Montagfrüh bringen wir das ganze Zeug zusammen mit Rainer, Werner und Peter auf die Müllkippe Wannsee.

Übrigens konnten wir nicht den ganzen Müll abfahren. Wir türmten noch eine weitere Fuhre auf. Als ein paar Tage später die Wohnungsaufsichtsbeamten, vom Grundstücksamt geschickt, für die Erstellung eines "weiteren fachlichen Gutachtens" kamen, bemängelten sie vor allem den "unglaublichen Müllberg" in der Grundstückseinfahrt.

Während der folgenden beiden Wochen haben wir dann das Haus von außen fertiggemacht: den Putz weiter ausgebessert, die Wände gestrichen, die Pappdächer geteert, Dachrinnen angebracht, einen Holzfußboden auf dem Dachboden eingezogen, den First abgedichtet und die Balken mit Karbolineum eingestrichen.

Der erzieherische Aufwand war dabei erheblich. Die Beteiligten mußten aus der Jugendheimbar vom Fernseher oder aus anderen Schlupfwinkeln weggeholt werden. Auch und vor allem war es notwendig, Optimismus zu verbreiten.

Eine Unterredung, die wir, Frau Marschke und der Rechtsanwalt beim CDU-Wirtschaftsstadtrat hatten, brachte nichts. Der Stadtrat ist ein frommer

Katholik, Sänger im Spandauer Männerchor, klein und dick, meistens gut gelaunt und unorthodox in der Amtsführung - er brachte weit mehr Verständnis auf als seine sozialdemokratischen Kollegen und Untergebenen, blieb aber in der Sache hart. Nach der Unterredung ließ er uns schreiben:

> "Sehr geehrter Herr Rechtsanwalt!
> Wir beziehen uns auf die Unterredung bei Herrn Bezirksstadtrat von Pich-Lipinski am 5.10.1977 und teilen Ihnen mit, daß uns nunmehr die Stellungnahmen der Abteilung Bauwesen - Wohnungsaufsicht und -pflege - und des Hochbauamtes, das inzwischen das Objekt nochmals eingehend besichtigt hat, vorliegen.
>
> Die Wohnungsaufsicht hat festgestellt, daß bei den hier befindlichen Wohnungen die Mindestanforderungen an erträglichen Wohnverhältnissen gemäß § 4 des Wohnungsaufsichtsgesetzes zum Teil nicht erfüllt sind:
>
> 1) Der Abort ist ungenügend, weil er sich außerhalb des Hauses befindet.
>
> 2) Der sogenannte Anbau ist nicht beheizbar und somit für Wohnzwecke ungeeignet.
>
> 3) Das im I. Obergeschoß nach Osten gelegene Zimmer ist unbewohnbar, weil ein ausreichender Wärmeschutz am daneben liegenden Dachboden fehlt.
>
> Daneben wurden Mängel festgestellt, die die Bewohnbarkeit des Hauses in nicht unerheblichem Umfange beeinträchtigen...
> Wir sind daher der Meinung, daß es wirtschaftlich nicht tragbar erscheint, diese Mittel zur Schaffung von erträglichen Wohnverhältnissen aufzuwenden..."

Schließlich hat die Familie Marschke sich zusammen mit uns aber doch durchgesetzt. Sie wohnt nach wie vor in der Gelsenkircher Str. 15, sie wird einen Mietvertrag bekommen, das Haus wird gründlich renoviert, und zwar von den Meistern und Lehrlingen der Spandauer Berufsfachschule auf der Zitadelle, die dringend nach pädagogisch sinnvollen Aufträgen sucht.

Das Bezirksamt hat eingelenkt, weil wir ihm nachhaltig auf die Nerven gegangen sind, deutlich gemacht haben, daß wir nicht nachgeben, vor allem aber,weil die Frauen der Familie Marschke bei dem letzten Gespräch auf dem Rathaus, das nach Ablauf des Erbbauvertrages stattfand, sehr massiv auftraten: Die Großmutter, Marie Bannach, ließ sich von uns zu diesem Zweck ins Rathaus tragen, Frau Marschke war dabei, Monika mit ihrem Sohn Sascha, genannt Piesepampel, auf dem Arm. Zu dritt haben die drei Frauen den Stadtrat und ein halbes Dutzend Amtmänner in Atem gehalten. Der Höhepunkt war der Aufbruch der versammelten Mannschaft zum Obdach und zum Haus der Familie, den die drei Frauen mit dem Argument erzwungen hatten: "Sie hier kennen ja weder die eine Wohnung,noch die andere von innen!"

Die Amtmänner drohten zwar weiter, räumten aber noch eine Bedenkzeit von zwei Tagen ein. Nach dieser Bedenkzeit fuhr Frau Marschke wieder mit dem Fahrrad zum Rathaus und sagte - niemand war sich vorher sicher, ob sie es dort wirklich sagen würde -: "Wir ziehen nicht aus, nicht freiwillig."

Danach lenkten die Amtmänner langsam ein, allerdings auf eine Art und Weise, die nur ihnen möglich ist: "Wir müssen da ja jetzt irgendwas tun, schließlich haben wir die Verantwortung, sonst nimmt uns das Haus feuerversicherungsmäßig keiner mehr ab, mindestens die gesamten elektrischen Leitungen und das Dach müssen erneuert werden..."

Das vorstehende Beispiel zeigt im Rahmen unserer Arbeit, wie politische Erziehung und Sozialarbeit aussehen können und auch möglich sind, ohne dabei die Schwelle der "Verfassungsfeindlichkeit" auch nur annähernd zu berühren.

POLITISCHE BILDUNG IM JUGENDHEIM

Politische Bildung hat innerhalb der Jugendpflege eine Sonderstellung. Bevor wir unsere eigenen Versuche darstellen, wollen wir einige aktuelle Ansätze politischer Bildung skizzieren:

1. Die bedürfnisorientierte politische Pädagogik. Sie beginnt und endet meistens mit der Frage des Teamers: "Wir wollten euch hier nicht irgend etwas überstülpen, was habt i h r euch denn so gedacht?

2. Die stadtteilbezogene politische Jugendfreizeitheim-Arbeit. Diese Position vertreten Marzahn, aber auch viele Jugendzentrumsstrategen sehr deutlich.*

3. Die Motivationskünstler. Sie reduzieren das Bildungsproblem auf die Schwierigkeiten beim "Vermitteln richtiger politischer Inhalte" gegen das träge Bewußtsein.**

4. Die konservative, systembezogene Einbürgerungspädagogik.***

1. Ein Seminar für jugendliche Arbeitslose

Die Gustav-Stresemann-Stiftung, die zum Deutsch-Französischen Jugendwerk gehört, schickte unserem Bezirksjugendpfleger am 9.10.1975 für ein bevor-

---

* Ch. Marzahn/Ch. Schütte/Hans Kamp, Konflikt im Jugendhaus, Hamburg 1976

** Rainer Behrendt, Methoden Politischer Bildung in der Außerschulischen Jugendarbeit, Berlin (West) 1975

*** Paul-Ludwig Weihnacht, "Kompetenz für Politische Bildung", in: "Aus Politik und Zeitgeschichte", Beilage zur Wochenzeitung das parlament, Heft 10/76, 6. März 1976

stehendes Seminar mit jugendlichen Arbeitslosen aus unseren Heimen folgenden programmatischen Brief:

"Die Teilnehmer sollen nach unserer Vorstellung sehr konkret und praktisch das Seminar erfahren und erleben. Wir haben versucht, das Treffen mit stark spielerischen Elementen zu strukturieren. Es sollen keine stupiden Diskussionen stattfinden, die Jugendlichen sollen mit allen unseren personalen, räumlichen und technischen Hilfen das Seminar - so viel wie möglich - selber bestimmen. Die Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen bestimmen demnach primär den Ablauf des Seminars. Was diese Teilnehmerorientiertheit angeht, so haben wir ein pädagogisches Team, welches in dieser Methode erprobt und erfahren ist (...)

Will man die Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen in den Seminarablauf einbeziehen, kann man diese natürlich nicht im vornhinein bestimmen und festlegen, es sei denn, man kann Vorbereitungstreffen durchführen (...)

Der Rahmen für das Treffen kann grob in 3 Phasen oder Schwerpunkten gesehen werden:

1. Die Teilnehmer lernen sich kennen (Aufbau von Kontakten), sie sollen nicht unter Leistungsdruck gestellt werden, damit eine Vertrauensbasis untereinander und zur Seminarleitung (Team) entstehen kann.

2. Planspiel: - Die konkrete Spielhandlung wird aus der Seminarsituation entwickelt.
- Spielfreude soll geweckt und gefördert werden.
- Die Teilnehmer sollen erfahren, daß Lernen auch Spaß machen kann.
- (Wir haben gerade in diesem Bereich einige, und, wie wir glauben - positive - Erfahrungen gemacht.)

3. Auswertung und Kritik: - Die Teilnehmer sollen verbal oder nonverbal darstellen, welches ihre positiven und negativen Erlebnisse im Seminar waren.

Wir möchten mit diesem Seminar einen Beitrag leisten, Perspektiven zu entwickeln, die es den Jugendlichen ermöglichen, lebensbejahend ihrer Zukunft und ihrem Alltag entgegenzutreten.

Auf jeden Fall wollen wir vermeiden, daß den Jugendlichen durch das Seminar zusätzliche Probleme entstehen."

Ablauf

Das hier angekündigte und vorgestellte Seminar hat tatsächlich stattgefunden. In der Zeit vom 23. - 29.11.1975 haben 15 arbeitslose Jugendliche aus zwei Spandauer Jugendheimen daran teilgenommen. Der Teilnehmerbeitrag betrug 20 DM. Unter 50 bis 70 Arbeitslosen, die regelmäßig in den beiden Heimen verkehren, hatten wir nach zwei Wochen die 15 zusammen. (7 Plätze konnten wir nicht ausnutzen.) Aber nur durch unseren guten persönlichen Kontakt; ein Zettel am Schwarzen Brett hätte wahrscheinlich nicht einen zum Mitfahren bewegt. Außerdem fuhren wir zu zweit als Betreuer mit.

Unsere eigenen Erwartungen waren nach der Lektüre des Konzeptionsbriefs gemischt. Die Erwartungen der Teilnehmer waren trotz unserer Hinweise auf die Partnergruppe aus Frankreich und ein Seminarprogramm mehr auf einen grandiosen, nicht allzu teueren Suff aus.

Seminarort war ein Schloß und ein Kloster. Das Essen war lukullisch, die Rahmenbedingungen sehr locker: Uns standen vier Sozialpädagogen mit einem Tagesgehalt von 100 DM zur Verfügung, drei voll ausgebildete Simultandolmetscherinnen, die sich allerdings weigerten, Fäkalausdrücke zu übersetzen, weiter gehörten Videorecorder und auf Abruf bereitstehende Busse zu den Selbstverständlichkeiten des Hauses.

Das Seminar selbst war ein Reinfall. Die beteiligten französischen Jugendlichen waren nicht arbeitslos, sondern sie waren Lehrlinge aus einer Kleinstadt.

> "Die waren alle irgendwie Bäcker oder Autoreparateur in solchen kleinen Klitschen, und deswegen konnten die sich gar nicht vorstellen, wie das so ist, arbeitslos zu sein und auf eigenen Beinen stehen zu müssen." (Aus dem Bericht des Teilnehmers Bernd)

Der Seminarleiter von der Stresemann-Stiftung setzte sich am ersten Morgen vor alle und sagte: "Jetzt reden wir mal über Arbeitslosigkeit." Darauf wurde zwei Stunden lang sehr engagiert über Arbeitslosigkeit und was jeder so darüber wußte geredet. Als nichts mehr kam, entstand eine Pause, die im Grunde das ganze Seminar über anhielt.

Die Sozialpädagogen der Stesemann-Stiftung haben keinen Versuch gemacht, dem Seminar eine inhaltliche Richtung zu geben. Der Verantwortliche für das Seminar begründete das entsprechend dem eingangs zitierten Brief so:

> "...daß ich ein pädagogisches Konzept habe, das methodisch darauf aus ist, die eine Sitzung erst methodisch zu planen, wenn die Sitzung vorher vergangen ist, also immer eine Sitzung nach der anderen und nicht eine über die andere springen lassen (...) Wir haben gesagt, methodisch gibt es eine Anfangsphase, in der unheimlich wichtig ist, daß die Leute miteinander warm werden, es gibt eine Mittelphase, in der es wichtig ist, daß die Leute etwas miteinander tun, und eine Schlußphase, in der die Leute reflektieren, was sie getan haben; inhaltlich haben wir gesagt, wir wollen im Bereich der Verhaltensformen der Teilnehmer bleiben."*

Die Teilnehmer haben fast alle fürchterlich gesoffen. Sie haben wenig geschlafen. Die Bereitschaft, überhaupt zu den angesetzten Diskussionen zu erscheinen, verlor sich immer mehr. Die Forderung nach Freizeit wurde immer stärker, aber dann wußte keiner, was er damit anfangen sollte.

---

* Aus: "Abschrift von der Teamsitzung zum Abschluß des Seminars am 28.11.1975", S. 4 f

Die beiden Erzieher aus Berlin versuchten, wenigstens das Freizeitprogramm etwas erlebnisreich zu strukturieren: gemeinsamer Besuch im Schwimmbad (hier sind zum erstenmal Kontakte zu den Franzosen geknüpft worden), Spaziergänge, Versuche, die Teilnehmer aus dem Bett und ins Bett zu kriegen etc.

> "Die Seminarleitung hat sich eigentlich wenig Mühe gegeben. Die wußten ja gar nichts mit uns anzufangen. Die waren zu lustlos. Beispiel: Wir wollten alle zusammen schwimmen gehen, und da sind sie einfach nicht mitgekommen." (Aus dem Bericht des Teilnehmers Kuckuck)

Kritik an der Bedürfniskonzeption

Wegen dieses Ablaufes kam es zwischen den Teamern der Stresemann-Stiftung und den Berliner Erziehern zu heftigen Auseinandersetzungen, die bis an den Rand des Abbruches des Seminars geführt haben. Die Kritik der Berliner Erzieher war in den wesentlichen Punkten folgende:

1. Der Einsatz von Medien

> "Es wurde uns auch die Möglichkeit gegeben, mit dem Video zu arbeiten, aber immer in demselben Raum, vier Tage lang, da macht Video auch keinen Spaß mehr. Mich packte jetzt das Heimweh, so langweilig war mir noch nie." (Aus dem Bericht des Teilnehmers M. Vollbrecht)

Medien sind kein Selbstzweck. Es ist ein Irrtum zu glauben, an ihnen entfalte sich Spontaneität von selbst. Deswegen eignen Medien sich hervorragend dazu, Erfolge in einem Seminar einzubauen. Es gilt aber hierbei, sich nicht zu scheuen, z.B. Konkurrenz unter den verschiedenen beteiligten Gruppen und die Einhaltung fester Arbeitszeiten, in denen die Geräte benutzt werden können, zur Lösung einer gestellten Aufgabe streng zu beachten.

Ein solches Vorgehen zerstört nicht Kreativität, sondern gibt ihr erst die Chance, sich zu entwickeln.

2. Eine Trennung in Freizeit und Arbeitszeit im Rahmen eines Seminars beweist nur das erzieherische Desinteresse der Teamer an den Teilnehmern ihres Seminars

Ein häufiges Argument der Stresemann-Seminarleiter lautete: "Jungs, nun macht doch noch mal zwei Stunden mit, dann habt ihr aber wirklich Freizeit." An der Freizeit hat sich keiner der Herren Teamer beteiligt. Für uns bietet ein solches Seminar die Möglichkeit, die Jugendlichen, die sich uns im Jugendheimalltag leicht entziehen können, an ihren Schwierigkeiten zu packen. Deshalb ist für uns gerade die Freizeit sowie die Organisation des Seminaralltags, das Essen, das Schlafengehen etc. von zentraler Bedeutung. Wer die ganze Nacht in einer Bar rumhockt, zum Frühstück nicht geholt wird, wird eben am nächsten Vormittag schon rein physisch gar nicht mehr mitarbeiten können. Wer stattdessen einen gemeinsamen Besuch in einem anderen Jugendheim mit einem sportlichen Wettbewerb und anschliessendem Gerede dort und natürlich auch einigem Suff hinter sich hat, sich bei der Rückkehr vielleicht noch verlaufen hat und einfach einen starken Abend verbracht hat, der wird auch Interesse an der gemeinsamen Bearbeitung anderer Fragen haben.

Das läßt sich am Abschlußfest zeigen. Im Kopf der Stresemann-Kollegen sah das so aus: "Da gehen wir in die Hausbar und dann wird sich das schon entwickeln." Eine solche Haltung spekuliert unverantwortlich auf die Wirkung des Alkohols, ja,verführt geradezu dazu. Die Berliner Erzieher haben stattdessen einen Festausschuß gebildet, möglichst viele Aufgaben an

möglichst viele Leute verteilt, Spiele überlegt, Preise gekauft, den Raum geschmückt, ein Lied einstudiert*, das den Franzosen beigebracht wurde, und alles bis ins Detail vorbereitet. Einer unserer Teilnehmer, der sonst große Schwierigkeiten zu reden hat, wurde trotz seines Widerstandes zum Conferencier gewählt, und alle waren begeistert. Das war ein Fest! Die Stresemann-Kollegen haben bis auf einen sich nicht daran beteiligt.

3. Die konzeptionelle Vorstellung von der Selbstentfaltung der Bedürfnisse im Rahmen eines solchen Seminars ist für Arbeiterjugendliche ein sinnloses Konzept. Mitbestimmung oder Selbstbestimmung sind Begriffe, die in einem solchen Rahmen das Gegenteil ihres Inhalts, nämlich Frustration hervorrufen.

Eine Konzeption, die auf Selbstentfaltung setzt, reproduziert nur die Unfähigkeit der Jugendlichen, ihre Bedürfnisse zu formulieren und konkret nach deren Befriedigung zu fragen. Die Jugendlichen erleiden bei einem solchen Konzept eine Niederlage, die ihnen die eigene Unfähigkeit bestätigt. Nicht politische Erziehung, sondern verstärkte Ablehnung politischer Diskussionen sind das Ergebnis dieser Pädagogik. Die Kommentare der Teilnehmer Kuckuck und Sabine belegen das:

> "Die Diskussion über die Arbeitslosigkeit hat nic viel gebracht. Wir haben immer um den Kern rumgeredet, aber den Kern nicht getroffen."
> "Unsere Gruppe bestand nur noch aus einem Häufchen Arbeitsloser, bei der es nur so an Interesselosigkeit schäumte."

*Das Lied wurde von unseren Teilnehmern auf Packpapier geschrieben und während des Festes gemeinsam einstudiert. Die Franzosen haben das schnell gelernt und wir haben alle zusammen gesungen: "Wir sind Berliner Bummler und koofen englisch ein,/wir haben tiefe Taschen, da geht so manches rein./Oh Petersilie, oh Futschikado, wir sind die Räuber von Westberlin./Daß wir Berliner sind, das merkt ein jedes Kind./Wir reißen Bäume aus, wo keene sin

Für ein solches Seminar muß eir konkreter didaktischer Plan erstellt werden. Selbstverständlich vor Beginn des Seminars und von den dafür bezahlten Pädagogen. Lernziele sind ebenso inhaltlich festzulegen, wie der Einsatz von Medien konkret zu planen ist. Eine solche Arbeit bedeutet keine "Verschulung". Sie ist der Versuch, die Bedingungen der Lernfähigkeit der Arbeiterjugendlichen zum Ausgangspunkt der Arbeit zu machen.

Die Stesemann-Kollegen haben uns einen "faschistischen Führungsstil" vorgeworfen, den sie sich nicht von uns aufzwingen lassen würden. Sie meinten, daß wir die Jugendlichen zu manchen Aktionen so quasi gezwungen haben. Haben wir, und zwar ganz bewußt: Beispielsweise haben wir so lange gedrängelt, bis alle mit ins Schwimmbad gekommen sind. Beispielsweise haben wir beim Essen jedesmal einen lauten Aufstand abgezogen, wenn sich einer an den Tisch setzte, losfraß, ohne zu gucken, wo die anderen sind, wieviel es zu essen gab, und der verschwand, wenn er vollgefressen war. Beispielsweise haben wir den Teilnehmern nach einem recht ekelhaften Abenteuer mit einem Mädchen eine öffentliche Debatte mit viel Gebrüll, Drohungen, Türenschmeißen über das "Vögeln" aufgezwungen.

> "Was ich unter unserer Berliner Gruppe noch gut fand: Wir waren 14 Jungen und 1 Mädchen. Das war für das Mädchen ganz schön schwierig. Die Hälfte von den Jungs wollte natürlich gleich an die Alte ran, das wurde aber von dem Mädchen nicht mitgemacht. In der ersten Nacht im Kloster (unsere Unterkunft, d.V.) wollte einer zu ihr ins Bett. Viele haben das gehört, alle waren plötzlich aufm Flur und dann haben wir bis tief in die Nacht über "Ficken", die Liebe, die Weiber und uns geredet. Diese Diskussion war gut, weil jeder seine Meinung offen gesagt hat, weil rauskam, daß es Scheiße ist, wie wir oft mit den Weibern umgehen. Am nächsten Tag warn wir

alle schon'n bißchen rücksichtsvoller mit der Alten. Obwohl das Mädchen schon mal'n bißchen überspitzt reagiert hat." (Aus dem Bericht des Teilnehmers Ricci)

Insgesamt ist die dargestellte Form der Selbstentfaltungspädagogik tonangebend in der Bildungsarbeit vieler Jugendorganisationen. Mit "linken" Vorzeichen und viel Geld betrieben, ist sie dennoch sinnlos.

2. Die stadtteilbezogene politische Jugendfreizeitheim-Arbeit

"Die Zielsetzung einer solchen stadtteilorientierten Jugendfreizeitheimarbeit ist demnach, das politische Lernen und die politische Aktivierung der Jugendlichen an eine Praxis zu binden, die sich auf Konflikte und Probleme bezieht, die für die Jugendlichen wie für den Stadtteil gleichermaßen von Bedeutung sind."*

Der inhaltliche Mittelpunkt dieses Konzepts ist die Aktion. Politisches Lernen vollzieht sich im Kampf. Positive Identifikation ist der Angelpunkt: statt mit dem herrschenden System allerdings mit seiner Abschaffung bzw. Veränderung. Deshalb ist die Arbeit auch von vorneherein auf den Konflikt mit den Institutionen angelegt. Jugendheim und Jugendliche sind ein Hebel, um die politische Auseinandersetzung im gesamten Stadtteil voranzubringen. Dabei verwechseln die Vertreter dieses Konzepts den Widerstand der Jugendlichen gegen Erwachsenwerden und Eingliederung mit revolutionärer Kampfbereitschaft.

Obwohl eine solche Position, vergleicht man sie mit den unklaren Methoden, Ängsten und Bemühungen der Seminar- und Wochenendteamer, in ihrer inhaltlichen

* Marzahn u.a., a.a.O., S. 119

Eindeutigkeit beeindruckend ist, zweifeln wir an der praktischen Realisierbarkeit eines solchen Konzepts wie an seiner pädagogischen Wirksamkeit:

1. Sozialarbeiter und Erzieher haben von ihrem institutionell festgelegten Auftrag her eine andere Stellung als die Kader einer revolutionären Organisation. Sozialarbeiter sind Teil des öffentlichen Dienstes, Teile von Ämtern, die die Bürger als unfreundliches und repressives Gegenüber erfahren haben. Aller Erfahrung nach dauert es sehr lang, bis hier in Einzelfällen ein tatsächliches Vertrauensverhältnis wächst. Kurzatmige politische Aktionen, die dann in der Regel Kündigungen der Sozialarbeiter und Niederlagen nach sich ziehen, werden leicht zu normalen Anpassungserlebnissen für die beteiligten Jugendlichen. Ähnlich wie der Kumpel, der sich mit dem Motorrad zu Tode fährt, ähnlich wie die vier Wochen Jugendarrest, so markiert die Jugendheimbesetzung, die Aktion dann in der Erfahrungswelt der Jugendlichen nichts weiter als eine Grenze, die zu überschreiten eben nichts bringt.

2. Sozialarbeiter und Erzieher können, wenn sie erziehen wollen und sich mit Jugendlichen auseinandersetzen müssen, nicht gleichzeitig politische Führer sein. Sie kommen in heillose Rollenkonflikte. Oder zugespitzt gesagt: Sehr viel Selbstbewußtsein und Konfliktfähigkeit können die Jugendlichen in Auseinandersetzungen g e g e n ihre Erzieher lernen. Es ist nicht sicher, was sie lernen, wenn sie mit ihrem Erzieher und unter dessen strategischer Oberleitung im Rathaus Protest machen. Sicher ist nur, daß der Erzieher dann nicht mehr die normalen Erziehungskonflikte wird durchstehen können.

3. Für Marzahn u.a. sind die Probleme der Jugendlichen alle analysiert und eindeutig. Fehlt nur noc das Lösungsrezept. Das haben sie auch schon: ein fast gradliniges Zusteuern auf revolutionäre Veränderung. Sie bewerten aber die "Konflikte im Jugendhaus" zu hoch und verkennen die Struktur der Probleme, wenn sie versuchen, den Widerstand der Jugendlichen gegen das Erwachsenwerden, gegen Eingliederung, Anpassung und Arbeit mir nichts dir nichts in politisch-revolutionäre Kampfbereitschaft umzumünzen. Diese Bereitschaft ist bei den Arbeiterkindern nicht anders entwickelt und bestimmt als be ihren Eltern. Ihre politische Entwicklung geht Umwege. Der politische Erzieher muß sie akzeptieren und begleiten. - Begleiten heißt für uns vor allem auch Akzeptieren der speziellen Formen jugendlicher Abgrenzung gegen die Welt der Erwachsenen. In den Mittelpunkt der "politischen Erziehung" haben wir daher das Ermöglichen von Siegen der Jugendlichen gestellt. Siege über politisch Verantwortliche, Siege über Erzieher, Siege über sich selbst, durch das Anregen und Durchsetzen von Vorhaben, die sie sich selbst nie zugetraut hätten.

Solche Siege sind die bewußte Konfrontation mit der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens, mit einem Blic hinter die Kulissen und wenn es gelingt, einem "Aha-Effekt".

3. Die Motivationskünstler

Diese Gruppe politischer Bildner versucht, durch die Entwicklung schichtspezifischer Methoden die Schwierigkeiten der Bildungsarbeit mit "Arbeiterjugendlichen" zu überwinden.

Ein Vertreter dieser Gruppe ist Reiner Behrendt. Er kennt aus seiner eigenen Arbeit im Berliner Wannseeheim für Jugendarbeit die Lebensverhältnisse der jugendlichen Arbeiter sehr genau. Er kennt auch ihr Desinteresse, ja ihre entschiedene Ablehnung politischer Aufklärung. Diese Ablehnung darauf zurückzuführen, daß den Jugendlichen die gesellschaftlichen Strukturen nicht erkennbar sind, weil sie ihrer "unmittelbaren Anschauung und Verfügung" entzogen sind, macht aus normalen Jugendlichen solche, denen irgendwo der Durchblick fehlt. Sie "leiden" an unterschichtspezifischen Defiziten und Motivationsmängeln. Motivationsfördernde Methoden sollen ihnen helfen. Dabei ist die ablehnende Haltung der Jugendlichen gegenüber politischer Aufklärung viel eher zu begreifen als Ausdruck der Erfahrung, daß alle Rederei und Planerei und aller politische Eifer an ihren konkreten Verhältnissen nichts ändern - eine Erfahrung, die sie täglich von ihren Eltern, auf der Arbeit, im Jugendheim vorgeführt bekommen.

Für Behrendt ist diese Haltung "irrational". Sie drückt für ihn "falsches Bewußtsein" aus:

> "Für die Arbeiterbildung aber vor allem gilt, daß die 'Irrationalität', das falsche Bewußtsein, als klassenspezifische Antwort auf falsche Verhältnisse, die nicht nur über den Kopf hergestellt wird, verstanden werden muß: also ein dialektischer Begriff von Bewußtsein und Erfahrung, der die innere Widersprüchlichkeit und Ambivalenz der durch gesellschaftlichen Druck in den Subjekten produzierten Abwehr von Einsicht faßt, muß entwickelt werden. Methode ist Vermittlung, auch und gerade in diesem Sinne."*

Unsere Erfahrung läßt uns bezweifeln, ob der "dialektische Begriff von Bewußtsein und Erfahrung" in der Lage ist, die realistische Einschätzung der

* Behrendt, a.a.O., S. 25/26

Jugendlichen über ihre und die politischen Verhältnisse aus dem Leben eben dieser Jugendlichen zu mogeln. Diese realistische Einschätzung ihrer eigenen Lage müssen wir als Ausgangspunkt aller politischen pädagogischen Arbeit akzeptieren. Sie kann nicht als schichtenspezifische Fehlentwicklung methodisch übersprungen werden.

Die eigentliche Schwierigkeit der Motivationskünstler in der politischen Erziehung ist nicht in der Methodenfrage zu sehen, sondern darin, wie sie zu einer kontinuierlichen, an den Lebens- und Erfahrungsbereich der Jugendlichen gebundenen Erziehungsarbeit kommen können. Nicht die sogenannten Defizite, die "aufklärungsfeindliche Haltung" der Arbeiterjugend zwingen zu Vermittlungsverrenkungen, sondern die institutionelle und persönliche Isolation der politischen Bildner. Ihre Defizite, ihre durch ihre bürgerliche Sozialisation bedingte Unlust, sich auf die Arbeiterjugendlichen einzulassen schafft das Problem. Sie igeln sich dabei gerne hinter marxschen Kategorien ein. Dort fühlen sie sich am wohlsten. "Der Grundwiderspruch", die "Mehrwerttheorie", "Assoziierung der Arbeiterklasse" - das kann man alles ins Volkstümliche übersetzen. Wenn aber schon die marxschen Kategorien kompliziert und vielschichtiger sind als ihre vulgären Verallgemeinerungen, die Wirklichkeit der Jugendlichen ist es erst recht. Die Verallgemeinerung und Typisierung ihrer persönlichen Situation müssen sie als überhebliche Besserwisserei empfinden.

Einrichtungen wie das Wannseeheim könnten für die politische Erziehungsarbeit in einer Großstadt eine sehr wichtige Funktion übernehmen. Anstatt die Jugendlichen mit viel Mühe und großen Schwierigkeiten

zu sich zu holen, wäre es sinnvoller, wenn die Politerzieher im Bezirk über Jahre präsent sein und spezielle Programme anbieten könnten, die den Lebensalltag der zu erziehenden Jugendlichen betreffen. - Fairerweise soll festgehalten werden, daß im Wannseeheim solche Themen diskutiert werden.

4. Die konservative, systembezogene Einbürgerungspädagogik

Eindeutig rechte Positionen werden erst seit einiger Zeit wieder offener - sozusagen theoretisch - vertreten:

> "...muß man zunächst den Sinn politischer Erziehung und Bildung wieder auf das Gemeinwesen orientieren, wo er als Einbürgerung erfaßt wird. Der Begriff wird zunächst funktional in bezug auf jedes existierende, Identifikation beanspruchende politische Gemeinwesen verwandt (...) Einbürgerung ist insofern Verinnerlichung und Habitualisierung fundamentaler Überzeugungen und Verhaltensstandards des westlich demokratischen Kulturkreises, auf denen das politische Mit- und Gegeneinander auch in unserem Lande beruht."*

Diese Position ist eindeutig positiv-unkritisch auf das herrschende System bezogen. Interessant ist aber, daß Weihnacht statt von Bildung gleich von politischer Erziehung und von Einbürgerung spricht. Er beschreibt als Ziel einen Anpassungsprozeß - "Verinnerlichung und Habitualisierung fundamentaler Überzeugungen" -, der sich, auch ohne politische Bildner, tagtäglich, von Theoriedebatten unbehindert, vollzieht. Diese Definition von politischer Erziehung hat jedenfalls den Alltag auf ihrer Seite. Sie ist weit realistischer als die Erwartung, politische Bildung könne dazu führen, Arbeiterjugendliche

* Weihnacht, a.a.O.

zu politischem Handeln in demokratischen Organisationen zu bewegen.- Das ist ebenso absurd wie die Vorstellung, positive Anhänger des Kapitalismus erziehen oder Revolutionäre per politischer Bildung backen zu wollen.

Die Schwierigkeit aller Positionen links von Weihnacht ist es (neben dem politischen Druck, den es auszuhalten gilt), Ziele, Handlungs- und Lebensperspektiven zu zeigen, die mehr sind als Träume, mehr als zusätzliche Frustrationsinstanzen - als Mauern, durch die man eben mit dem Kopf nicht durch kann.

Einbürgerung ist ein Zwang. Eine Lebensnotwendigkeit. Das vollzieht sich für die Jugendlichen -von denen in dieser Arbeit die Rede ist - als das Zerbrechen ihrer Wünsche und Träume. Sie "rasten aus", machen die tollsten Dinge, heiraten plötzlich und sind zur allgemeinen Überraschung ruhige Familienväter.

Das Ziel politischer Bildung und Erziehung kann es nicht sein, diesen Prozeß zu stoppen oder zu torpedieren, sondern diese Einbürgerung bewußt zu sehen, sie mit den Jugendlichen mitzuvollziehen und daran zu arbeiten, daß sie nicht zerbrechen, sondern Familienväter mit "aufrechtem Gang" werden - offen für neue gesellschaftliche Möglichkeiten.

Unsere Versuche politischer Erziehung in Spandau

Der politische Erzieher muß sich selbst in den Prozeß seiner Arbeit einbringen. Seine eigenen politischen Ansichten müssen sichtbar sein. Er muß jederzeit für einen guten politischen Streit aufgelegt sein. Er vertritt bestimmte Positionen, von

denen er nicht abrückt. Es ist nicht schlecht, wenn man beschimpfbar ist - z.B. als "rote Sau". Was man selbst tut an politischer Arbeit, muß für die Jugendlichen sichtbar sein: "Was rennst Du denn schon wieder zu der Scheißgewerkschaft? Mein Vater hat von Deiner Rede auf der Versammlung erzählt, stimmt das? Du verkaufst ja Zeitungen für die Idioten von der Bürgerinitiative!" usw. Das persönliche private Leben spielt hier eine große Rolle.

Einen breiten Raum in der politischen Erziehungsarbeit nimmt die konkrete Unterstützung und Hilfe der Jugendlichen bei ihren Schwierigkeiten ein (Richter, Bewährungshelfer, Arbeitssuche, Wohnungsprobleme, Liebe usw.). Dazu ist es erforderlich, daß der politische Erzieher sich am allgemeinen Freizeitheimbetrieb beteiligt und ihn auch verantwortlich mitgestaltet. Das Rumhängen bei Tanzveranstaltungen, das Mitmachen beim Tischtennisturnier, das Aufräumen, das Briefeschreiben an Amtspersonen, das Bierholen, das Bestehen auf dem Aufräumen, auch mal wütend werden, das Kennen der Kneipen und Diskotheken der Jugendlichen sind ein wesentlicher und nicht wegzudenkender Bestandteil politischer Erziehung.

Werden die ersten beiden Gesichtspunkte einigermaßen beachtet, ergibt sich nach längerer Zeit und einiger Geduld auch die Möglichkeit zu politischen Veranstaltungen.

Diese Veranstaltungen sind nun nicht primär politisch, sondern in der Regel Höhepunkte im Leben des Jugendheims, bei denen es eben auch um Politik geht. Solche Höhepunkte sind erforderlich, weil die Jugendlichen dauernde regelmäßige Anforderungen gar

nicht erst mitmachen. Wir haben mehrere Formen von Veranstaltungen durchgeführt, Einzelaktionen und Großveranstaltungen, Wochenendseminare, Bildungsfahrten nach Westdeutschland und internationale Begegnungen.

Beispiel Stadtrundfahrt:
"Berlin-Kreuzberg und das Märkische Viertel - was für ein Unterschied?"

Die Stadtrundfahrt wurde mit einem Architekten zusammen durchgeführt. Er hat vorher einige Male das Jugendheim besucht und war bei den Teilnehmern (15 Jugendliche im Alter von 15 - 18) schon bekannt. Anhand des Stadtplanes wurde die Route vorher besprochen. Dabei gab der Architekt schon Vorinformationen zu Fragen von Infrastruktur, Sozialstruktur, verkehrstechnischen Besonderheiten etc.

Dann sind wir losgefahren. Der Architekt hat erklärt. Im Märkischen Viertel: in die Hochhäuser rein, eine Wohnung ansehen, in einem Kindergarten mit Erziehern sprechen und eine der neuen Kneipen besuchen. Anschließend sind wir nach Kreuzberg gefahren. Hier haben wir uns in drei kleinere Gruppen aufgeteilt, sind in Hinterhöfe gelaufen, waren zu Gast in einer Wohngemeinschaft, einem Musikkeller, einer Kirchengemeinde und haben uns später in drei Eckkneipen niedergelassen.

Während der ganzen Fahrt wurde fotografiert. Die Bilder haben wir später entwickelt und eine Wandzeitung im Jugendheim aufgehängt. Es soll noch erwähnt werden, daß die Rückfahrt nach Spandau eine begeisternde Sache war.

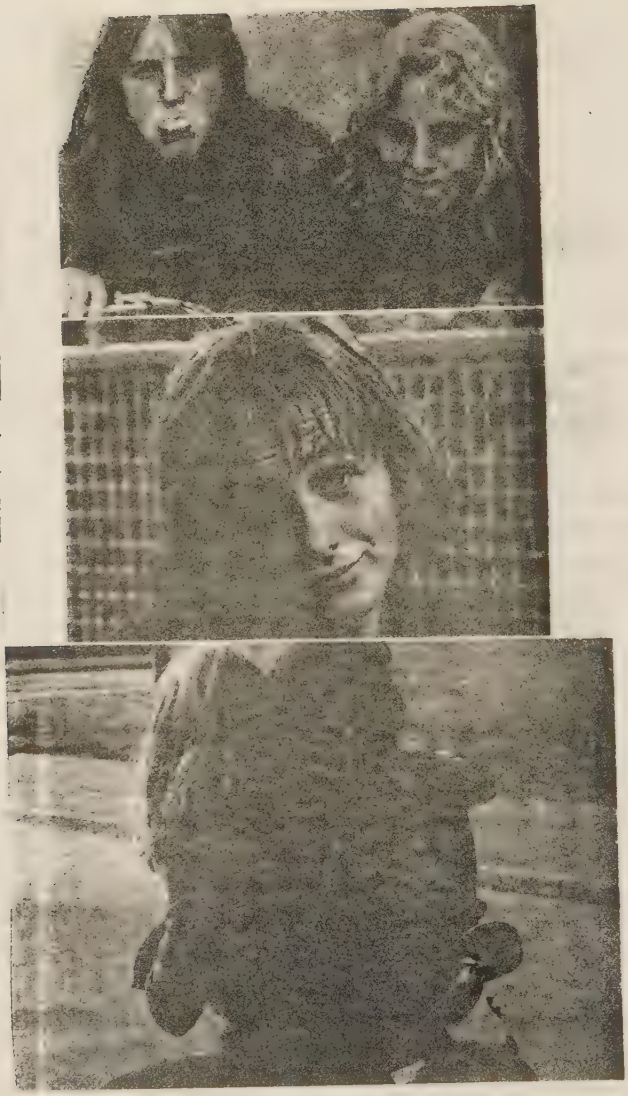
Die Stadtrundfahrt wurde an einem verkaufsoffenen Sonnabend durchgeführt, sie hat von 14 - 22 Uhr gedauert und inclusive Miete für den Bus und Honorar für den Architekten (er hat das zum Bezahlen des Bieres unterwegs gestiftet) 300 DM gekostet. Angemerkt werden soll auch noch, daß die Hälfte der Teilnehmer das erste Mal in Kreuzberg und im Märkischen Viertel waren.

Andere Veranstaltungen, die wir in diesem Rahmen gemacht haben, waren: Theater- und Kinobesuche, gemeinsame Besuche bei politischen Veranstaltungen, Besuche bei Künstlern und anderen Exoten, Besuche auf Baustellen und ein Stadtspiel als politisches Orientierungsspiel. Dabei mußten Lokalpolitiker interviewt, das Rathaus und die Polizei besucht, ein Antrag auf Sozialhilfe gestellt werden, und zwischendurch mußten die Teilnehmer im Hallenbad 200 m um die Wette schwimmen. Die Siegergruppe gewann einen Schweinebraten und Bier.

Beispiel Großveranstaltung

Großveranstaltungen sind Höhepunktaktionen, die wir in größeren Abständen im Jugendheim durchführen und die so wirken sollen, daß die Jugendlichen noch lange darüber reden können. Ein Beispiel ist die Veranstaltung "Sexualität und Politik - Eine Show über die Liebe", die wir im Dezember 1974 in der Gelse gemacht haben.

Das Verhältnis von Jungen und Mädchen im Jugendheim ist geprägt von der Unfähigkeit, Bedürfnisse nach Zuwendung und "Liebe" offen zu formulieren. Sexualität existiert oft nur in Form von Zoten und den entsprechenden Sprüchen auf allen Wänden. Für die Jungen ist Sexualität Instument, um ihre männliche



Stärke zu demonstrieren, entsprechend werden die Mädchen als Objekte behandelt. An diesem Verhalten haben wir wenig verändert.

Wir hatten uns vorgenommen, sechs Wochen im Jugendheim unter das Thema "Liebe und Sexualität" zu stellen. Dabei hatten wir nicht vor, große Debatten über die "Rolle der Frau in der Gesellschaft", Emanzipation etc. zu führen. Wir wollten versuchen, die Jugendheimbesucher mit Argumenten aus ihrem eigenen Verhalten auszurüsten.

Die "Rote Grütze", ein Berliner Kinder- und Jugendtheater, sollte eine Reihe von Szenen zusammenstellen, die aus dem Liebesleben unserer Jugendlichen abgeguckt waren, verbunden mit Spielen, Interviews zu einer Show über die Liebe. Die "Roten Grützler" kamen nun öfter abends ins Jugendheim und haben in allen Altersgruppen über die beabsichtigte Show geredet, Ideen produziert und Anregungen mitgenommen. Die Erzieher haben die Stimmung angeheizt, z.B. hat eine Diskussion mit einigen Mädchen stattgefunden, die dazu führte, daß sie auch einmal Platten auflegen wollten und die von "Trink-Dich-Frisch" okkupierte Anlage dazu brauchten. Als es schließlich ernst wurde und die Typen die Anlage nicht rausrückten, haben die meisten Mädchen gekniffen. Wenigstens kam eine Wandzeitung dabei heraus. Weiter hat jeder Erzieher mit einer Gruppe eine bestimmte Aufgabe für die Vorbereitung übernommen. Die einen haben Kuchen gebacken, die anderen ein großes Wandgemälde über das "Bumsen" auf der Bühne angebracht. Eine andere Gruppe hat aus Holzresten zwei überlebensgroße Figuren, einen Mann und eine Frau, gebaut, deren Genitalien beweglich waren und die im Saal aufgestellt wurden, andere haben Wandzeitungen

erstellt. Schließlich hatten wir noch beschlossen, das Ganze - feierlich - mit Tischdecken und Kerzen ablaufen zu lassen.

Auf jeden Fall hat diese lange Vorbereitung eine große Zahl von Leuten motiviert zu kommen, und darüber hinaus haben wir Erzieher viel über die Liebe und das Leben unserer Jugendlichen erfahren. Es ist noch zu ergänzen, daß das Amt diese Veranstaltung, wenn auch nicht ohne Vorbehalt, aber doch unterstützt hat. An Kosten für Honorare und Materialien sind insgesamt 800 Mark entstanden.

Am Tag der Veranstaltung war das Jugendheim für den normalen Betrieb geschlossen. Herein durften nur die Jugendlichen, die genau definierte Vorbereitungsaufgaben hatten. Um 18 Uhr 30 war Einlaß. Es kamen ca. 150 Jugendliche. Alle gingen in den Saal und waren sehr verdutzt über die Tischdecken und Kerzen; sowas kommt im Jugendfreizeitheim nur alle paar Jahre vor. Die Spannung war groß. Die "Rote Grütze" spielte, wie ein Junge und ein Mädchen nach einem Zimmer suchen, wo sie in Ruhe allein sein können, und was sie dabei erleben. Im Anschluß an die Szene verteilten sich die Darsteller mit Mikrophonen im Saal und stellten dann provozierende Fragen.

Dann kam die Darstellung einer Ehe, wo von Liebe nichts mehr war. Anschließend ein Wettbewerb zwischen zwei Gruppen: Thema: Wie stelle ich mir "das erste Mal" vor? Über die beste Variante wurde abgestimmt und ein Preis verteilt. Es war auch ein richtiger Arzt da, der war allerdings etwas maulfaul. Dazwischen war eine Tanzpause. An den Wänden hingen Wandzeitungen mit Aufklärungsmaterial und Daten über Mann und Frau. Anschließend gab es eine

Ins Jugendfreizeitheim Gelsenkirchener Straße kamen 400 Leute

Spandauer Debüt: An „Grips" entzündeten sich die Gemüter

Lange vor Spielbeginn war der Versammlungsraum des Jugendfreizeitheims Gelsenkirchener Straße in Spandau überfüllt: Das Kindertheater Grips spielte am Dienstag abend sein Stück „Das hälste ja im Kopf nicht aus". Dem Debüt des kontroversen Theaters war eine Reihe von Auseinandersetzungen vorausgegangen. Die Spandauer CDU hatte sich heftig gegen den Auftritt der Theatergruppe gewehrt, die SPD hatte die Aufführung befürwortet. Jugendstadtrat Hellwart Gabriel (CDU) hatte sich in der Vergangenheit gegen das Stück gewandt und die Vorführung in Spandau untersagt. Die Kontroverse wurde bis vor den Jugendwohlfahrtsausschuß getragen. Gegen die Stimmen der CDU kam er zu dem Entschluß, das Kindertheater in Spandau auftreten zu lassen.

Um 18 Uhr kündigte die Rockgruppe, die das Theater begleitet, die Vorstellung an. 400 Zuschauer, darunter Prominente, hatten den Versammlungsraum bis auf den letzten Winkel gefüllt.

Die Erwartungen wurden nicht enttäuscht. Zweieinhalb Stunden lang bot „Grips" ausgezeichnetes Theater. An den Gesichtern der Zuschauer war abzulesen, wie trotz der provisorischen Bedingungen im Jugendheim die Wirkung der Vorführung nicht verlorenging.

Mit einigen Tischen, Stühlen und Pritschen gelang es der Theatergruppe, die Erfahrungen von jugendlichen Hauptschülern darzustellen. Elternhaus, Schule, Jugendheim, Berufsberatung und Fabrik wurden, zum Teil mit kabarettistischen Mitteln, karikiert.

Nur wenige Zuschauer verließen nach Ende der Vorstellung das Jugendheim, als um 20.30 Uhr Hansjörg Wölke, Mitglied des Jugendwohlfahrtsausschusses, die vorher angekündigte Diskussion mit Jugendstadtrat Hellwart Gabriel ansagte. Vertreter der Senatsverwaltung für Schulwesen sowie für Familie Jugend und Sport und Vertreter von Gewerkschaft und Arbeitsamt nahmen an dieser Diskussion teil. Die Spandauer Hauptschulen vertrat Studienrat Virian.

Als ein ausgezeichnetes Lehrstück, das außer einigen Abstrichen das Problem der Jugendarbeitslosigkeit richtig darstellt, lobte DGB-Vertreter Pommeränink dann in seinem einleitenden Beitrag das „Grips-Stück". Ebenso äußerten sich auch die Vertreter der Senatsverwaltung Schulwesen sowie Jugend und Sport.

Diskussion mit dem Stadtrat

Über der Frage nach dem Grund der Ablehnung des „Grips"-Auftrittes in Spandau durch Stadtrat Gabriel kam es dann zu ersten Sprechchören und Mißfallensbekundungen der Mehrheit der anwesenden Besucher. Nach Meinung Gabriels bietet das Theaterstück eine „Aneinanderreihung von Klischees und Unwahrheiten", die „typisch sind für die kommunistische Propaganda, der die Gesellschaft täglich ausgesetzt ist."

Ein Vertreter der Senatsverwaltung für Jugend und Sport bestritt diese Vorwürfe entschieden. Vom ersten Tage an hätte Jugend und Sport das Theater zur Mitarbeit für die Jugendlichen herangezogen, da es die Situation einer großen Zahl von Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft richtig darstelle.

Zu den Vorwürfen von seiten der CDU nahm dann der Dramaturg des „Grips"-Theaters, Kolneder, erneut Stellung. Für ihn sei die CDU bisher die Beweise für ihre Vorwürfe schuldig geblieben. Bei über vierzigtausend Zuschauern, fügte er hinzu, hätte es noch keinen einzigen Beschwerdefall gegeben. Er sei sicher, daß sonst die CDU diesen bestimmt aufgegriffen hätte.

Gegen Ende der Diskussion um 21.30 Uhr wurde Jugendstadtrat Gabriel immer wieder von den etwa 30 bis 40 Jugendlichen des Jugendfreizeitheimes Gelsenkirchener Straße unterbrochen. In ihren Diskussionbeiträgen beklagten die Jugendlichen das Fehlen des seit 14 Tagen vom Dienst suspendierten Freizeitheimleiters Götz Aly.

Einstimmig erklärten sie, unter der Leitung von Herrn Götz Aly sei die Freizeitgestaltung außerordentlich gut gewesen.

● Aus diesem Grund wollen sie sich für eine Weiterbeschäftigung des Heimleiters einsetzen.

Szene, in der der Jugendheimoberfrauenheld karikiert wurde. Das Ganze endete in einer Tanzveranstaltung, die etwas länger dauerte als Tanzabende im Jugendheim im allgemeinen.

Solche Veranstaltungen, die von den Jugendlichen selbst mitvorbereitet werden, die eindeutig politisch-gesellschaftliche Zusammenhänge beinhalten, wirken sich auf das Klima unserer Arbeit sehr positiv aus. Auch dann, wenn sie nicht in einem so unmittelbaren Sinn mit politischen Konflikten zu tun haben wie z.B. das Gastspiel des Grips-Theaters in der Gelse.

Beispiel Wochenendseminar

Die 20 Leute, die wir zum Wochenendseminar nach Glienicke mitgenommen haben, treten im Jugendheim schon lange als lose Gruppe auf. Sie ist uns, obwohl wir einiges mit den Mädchen und Jungen gemacht und unternommen haben, immer durch die Lappen gegangen. Das lag an unserer Unsicherheit, an der Personalpolitik des Amts und an den spezifischen Merkmalen der "Marschke-Clique": Sie ist sozial gesehen sehr differenziert. Die Familie Marschke wohnt dem Jugendheim direkt gegenüber. Mutter und Großmutter haben die Kinder streng erzogen. Der Vater ist weg, die Familie lebt von Sozialhilfe. Rainer und Peter Marschke haben das Jugendheim von Anfang an als Teil ihrer Wohnung benutzt. Im Gegensatz zu den Hauptschülern haben sie viele lebenspraktische Fähigkeiten. Die Mädchen der "Marschke-Clique" stammen aus den Hochhäusern, die Jungens kommen aus den kleinen um die Gelse herumliegenden Einfamilienhäusern, einer wird sogar das Abitur machen. Zum Zeitpunkt des Wochenendseminar war der

dicke Manni, einer, der schon lange arbeitslos ist und alle Drehs kennt, wie man mit den Herrschaften Sozialpädagogen klarkommt oder umspringt, eine Art illegitimer König der Gruppe, die sonst eher durch individualistische, manchmal fast asoziale Strukturen gekennzeichnet ist als durch hierarchische. Bei dreimaligen Vorbereitungstreffen haben wir uns mit einem Kern der Jugendlichen darauf geeinigt, an diesem Wochenende gemeinsam eine achtseitige Zeitung zur Situation im Jugendheim zu machen.

Dennoch waren die Schwierigkeiten programmiert: Großer nächtlicher Wochenendzauber als offensichtliches Motiv und das vorprogrammierte Ausreizen unseres der Gruppe bekannten "autoritären Erziehungsstils"...

Nach zweistündiger Bus- und Schiffahrt kamen wir im Jagdschloß Glienicke - einer gut ausgestatteten "Internationalen Begegnungsstätte" des Senats - an. Bevor die Zimmerschlüssel ausgegeben wurden, setzten wir eine erste Besprechung fest. Eine Stunde lang brüllten sich alle an: "Ihr seid undemokratisch", "Wir streiken jetzt...", "Leckt uns am Arsch". "Was wollt Ihr denn machen, schließlich ist das hier politische Bildung, wenn Euch was nicht paßt, dann schreibt es doch in die Zeitung..." Am Schluß hatten wir jedenfalls eine Themenliste.

Der Abend war dann sehr produktiv. Mindestens zehn von den 20 Teilnehmern des Seminars haben immer mitgemacht. Wir, die beiden Erzieher, arbeiteten getrennt, saßen jeweils mit einer Schreibmaschine in einem Raum in der Mitte und schrieben nach dem Diktat der Jugendlichen die Artikel einmal runter. Das Gute an dieser Methode, alles gleich in die Maschine zu tippen, ist, daß dabei schon etwas

herauskommt, was hinterher als einigermaßen ernstzunehmendes Produkt anerkannt wird. Das Schreiben ist nicht wie in der Schule individuell, die Rechtschreib- und Schrifthemmungen fallen weg. Man sieht am Schluß, wir haben gearbeitet, nicht nur rumgeredet. Der Erzieher muß dabei die Schreiberei vorantreiben, Formulierungsstreits beenden, bereits genannte, doch schon halb vergessene Gesichtspunkte in Erinnerung rufen. Es ist wichtig, jeden formalen und inhaltlichen Umweg zu akzeptieren und nichts entsprechend den eigenen Vorstellungen glattzubügeln. Gerade inhaltlich sollte die ganze Widersprüchlichkeit der Argumente auf dem Papier stehen und nicht einer begradigenden, zielgerichteten Diskussion zum Opfer fallen. Ganz deutlich wird das an dem Artikel "Ein Tag bei den Bullen". Nitschi, genannt "Jungbulle"

Im Clubhaus sagen viele:
"Du den Bullen gehen nur die, die ohne viel Hirn 1000.-DM auf die Kralle wollen und dem Ochsen machen wollen!"

Ich will mal erzählen ,wie es wirklich ist:
Ich bin selber angeschissen bei den Bullen von den Vorgesetzten,z.B.: Wenn man seine Meinung laut sagt ,läuft man Gefahr nicht mehr gut angesehen zu sein .
Die praktische Ausbildung : marschieren , dann üben wir Polizeiball, Polizeikette, Angriff und sonst wat , das ist nicht so schlimm ,das macht mal Spass um mal nicht. Viel mehr Stress erfordert der theoretische Unterricht .Das ist viel zu viel auf einmal.

6.oo Aufstehen
6.oo - 7.3o in der Zeit muß man frühstücken,betten machen, waschen und saubermachen.
7.3o Dienstbeginn: Unterricht in Polisidienstkunde,Verkehrsrecht Strafrecht usw. und das geh bis 17.oo!
Zwischendurch sind ganz schöne Pausen.Es wird erwartet,daß jeder nach dem Dienst sich noch 2 Stunden mit den Waffen von Tag beschäftigt. Das macht aber keiner!
Um 17.oo kann man gehen und muss um 23.oo in Bett sein!

Ich will mal sagen:
die Bullen dürfen nicht alles machen ,was sie wollen,sie sen sich an Gesetze halten. Das mit dem unangenehmen Rechts von den Bullen ,die man so hört, kommt daher,dass die kleinen Polizisten immer machen müssen, was die Vorgesetzten verlangen-Befehl und so!
Den einzelnen Polizisten kann man nicht dafür verantwortlich machen ,was er tut ,das sind nun mal die "gesetze des Staates! Man kann eben nicht machen was man will.Man muss sich an gesetze halten und damit das klappt, muss es eben Bullen geben!
Alles klar Kollegen!

Wie haben wir das mit unserer Zeitung gemacht?
Angefangen hat es mit einer großen Streiterei und viel Gebrüll!
Jeder gegen jeden!Die einen wollten die Zeitung ,andere wollten blose nichts tun!Alle hatten Angst zuviel schreiben zu müssen.Alys Vorstellunge haben uns nicht gefallen.Bei dem war viel zuviel"muß" dahinter,deswegen waren wir von Anfang an dagegen.
Inzwischen ist eine hektische Nacht vorbei(bis morgens um 6.oo und mit Bereicherung in der Küche!)Die Zeitung ist schon halb fertig! Wieso?
Manche hatten dann plötzlich doch Lust Zunächst hat einer Überdie Liebe geschriebenundderÜberhabenwir gequatscht und dann ging es los! Das ist unser Ergebnis!
MACHMACHEN MACHMACHEN MACHMACHEN
Umfrage zur letzten NACHT:
Wanli: fetnig,die Schweinereien in der Küche störenmich nicht!
Peter: Die Schweinerei in der Küche war nicht so gut!

(aus: Gefa-Zeitung Machen wir mal weiter, Januar 1978)

war über die Aufforderung, über seine Ausbildung zu berichten, sowieso schon unsicher. Es wäre leicht gewesen, dem Artikel durch ein paar wohlmeinende Zwischenfragen eine eindeutige Tendenz zu geben - um den Preis von Identifikations- und Lernmöglichkeiten.

Es gibt in der Zeitung keinen Artikel, der nicht ein Stück gemeinsame Geschichte und Erfahrung der Jugendlichen, des Klubhauses und der Erzieher beinhaltet. Wir mußten nicht nach irgendwelchen "ansprechenden" Themen suchen. Die Inhalte der Zeitung waren selbstverständlich und klar. Diesbezüglich gab es nichts zu motivieren.

Beispiel Bildungsurlaub*

Mit Jugendlichen des Jugendheims "Quader" haben wir im Herbst 1975 einen einwöchigen Bildungsurlaub in Essen organisiert. Es ging uns um die politische und soziale "Eroberung" : Kohle, Energie, Stahl und Stahlverarbeitung, die kommunale Verwaltung und die gesamten Lebensverhältnisse. Dieses Ziel ist - auch wegen der organisatorischen Mängel - nur teilweise erreicht worden.

---

* Internationale Begegnungen waren bisher Gymnasiasten vorbehalten und wurden frei ausgeschrieben. Sie waren entgegen der gesetzlichen Bestimmung reine Urlaubsfahrten. 1976 haben wir das erste Mal eine Internationale Begegnung mit den proletarischen Stammbesuchern eines Jugendheims nach Luton/Großbritannien durchgeführt. Festzuhalten ist, daß im Ausland sich die Bereitschaft, gesellschaftliche Verhältnisse zu studieren, verstärkt. Es scheint daher geradezu erforderlich, Arbeiterjugendliche ins Ausland zu schicken. Wir beschreiben diese Begegnung nicht, da sie nach den gleichen Gesichtspunkten organisiert worden ist wie Bildungsurlaube in Westdeutschland.

Besichtigung der Kokerei

Die Herren von der Betriebsleitung empfingen uns. Plötzlich kamen Betriebsräte rein. "Warum sind wir nicht zur Begrüßung dazu eingeladen worden?!" beschwerten sie sich. Sie blieben jedenfalls da und erklärten, daß sie gerade über Stillegung von Betriebsteilen und über Kurzarbeit verhandeln. Sie waren sehr aufgeregt. Die Berliner haben Betriebsräte gesehen, die sich für ihre Kollegen einsetzten. "Na so ne Spinner, was die für eine Scheiße erzählen..." Das waren die Kommentare unserer Jugendlichen. Anschließend Besichtigung. Es stank fürchterlich, war dreckig und staubig. Die Berliner, sonst einiges gewohnt, verhielten sich mit ihren hochhackigen Schuhen und schnieken Klamotten wie ein Mädchenpensionat. "Das müssen totale Idioten sein, die hier arbeiten. In einem solchen Dreck würde ich nie Geld verdienen." - "Na, ihr Jüngelchen...", belustigten sich die Kokereiarbeiter, als sich die großmäuligen Berliner vor Rauch und Flammenwänden weigerten weiterzugehen und den Besuch abbrechen wollten.

Besuch im Bergbaumuseum

Das Museum ist historisch aufgebaut. Die Besucher können an allen Modellen rumspielen und dabei die Funktionsweise der einzelnen Maschinen erkennen. Die Jugendlichen haben sich - obwohl ihnen der einstündige Vortrag von einem PR-Manager der Ruhrkohle AG zu langweilig war - in die Geschichte des Kohlereviers hineingefunden. Dazu hat auch der Vorführstollen beigetragen.

Besuch des Jugendzehnthofes

Im Jugendzehnthof werden Hauptschüler, auch Schulabbrecher und Sonderschüler aufgenommen, die keine Lehrstelle bekommen haben. Sie werden dort auf Internatsbasis auf eine Lehre vorbereitet. Dem Zehnthof gelingt es aufgrund seiner Erfahrung auch heute noch, seine Jugendlichen zu nahezu 100 % in Lehrstellen zu vermitteln. Der Direktor selbst meinte nach einem kurzen Einführungsvortrag: "Es ist besser, einfach das Leben hier kennenzulernen, mitzuessen, in die Werkstätten zu gehen..."* Das haben wir gemacht. In vielen Einzelgesprächen kam es auch zu einem Erfahrungsaustausch. Dieser Besuch war sehr wichtig, systematisch gesehen hatte er die Funktion einer Klammer zwischen Produktion und sonstigen Lebensverhältnissen.

Besuch im Bergsenkungsgebiet Huckarde, zu Gast bei der Bürgerinitiative

Das Bergsenkungsgebiet Huckarde ist eine Siedlung, die wegen stillgelegter Zechen insgesamt 15 - 20 Meter abgesunken ist. Die Häuser stehen schief. Die Leute sollten ausziehen. Sie haben aber in einem zweijährigen Kampf die Aufrichtung ihrer Häuser erzwungen. Wir wurden in einer Kneipe mit Freibier von zwei pensionierten Bergarbeitern und einer Frau empfangen. Sie haben uns erzählt und anschließend gezeigt, wie sie leben und wie sie es hingekriegt haben, nicht einfach wegplaniert zu werden.

Bei unserem Rundgang wurden wir von vielen Leuten angesprochen, von einigen sogar in die Wohnung gebeten. Unsere Teilnehmer haben insgesamt drei

---

* Vgl. dazu: "Das Berufsvorbereitungsjahr des CJD, Abschlußbericht über den 6. Förderungslehrgang für noch nicht berufsreife Jugendliche 1973/74", Jugenddorf Zehnthof Essen, Arbeitsamt Essen

Stunden intensiv mitgearbeitet, gefragt, ohne einmal zu meckern. Wir waren sehr erstaunt darüber.

Neben diesen vier Beispielen haben wir im Verlauf der Woche noch ein Stahlwerk und ein Walzwerk besucht, ein Gespräch mit Kommunalpolitikern in Essen geführt, mehrere Jugendheime besucht und sind beinahe jeden Tag schwimmen gegangen.

Neben dem straffen und anstrengenden Bildungsprogramm spielten die normalen Erziehungsprobleme eine erhebliche Rolle. Wir sind aber zu der Meinung gekommen, daß diese Probleme nicht durch luxuriöse Perfektion, wie wir sie bei der Stresemann-Stiftung kennengelernt haben, aus der Welt geschaffen werden sollen. Um diese pädagogischen Probleme zu skizzieren, zitieren wir abschließend aus den Reisenotizen eines begleitenden politischen Bildners:

1. Abwaschen, Busdienst

Es mußte abgewaschen und der Bus regelmäßig gereinigt werden. Das wurde zu Beginn in einem Palaver eingeteilt. Es wurde laut debattiert. Das Ergebnis war, daß es hierbei kaum Probleme gab.

2. Das Essen

Waren der Tisch gedeckt und die Rationen für jeden Tisch aufgeteilt, wurden die Teller randvoll geknallt. Dann wurde möglichst schnell alles aufgefressen, um als erster beim Nachschlagholen zu sein. Dabei gab es immer genug zu essen. Es wurde an den Tischen sogar versucht, sich gegenseitig Essen wegzunehmen. Jeder fing an zu essen, wenn er am Tisch war, wer nicht kam, kriegte nichts. Oft wurde Nachschlag geholt, der dann übrigblieb. Einige Male wurden Pakete mit Broten gemacht, die nachts zusammen aufgegessen wurden.

Die Ursachen dieses Verhaltens sind in der totalen Versorgungssituation der Jugendlichen zu Hause zu sehen, die, werden sie in eine andere Situation versetzt, als Angst zum Ausdruck kommt, nichts zu bekommen. Dazu kommt, daß das Essen eine wesentliche Form des Verdrängens anderer Probleme ist und nirgends eigentlich angegangen

wird. Unser Fehler war es, daß wir die Konkurrenz um das Essen durch verschiedene Tische noch gefördert hatten, anstatt sie durch einen Riesentisch abzubauen. Bei der bei jedem Essen von uns offen geführten Auseinandersetzung über dieses Verhalten gab es großen Krach und ernsthafte Brüllereien. Das hat nur zu wenig Entspannung im Krieg ums Essen geführt.

3. Das Geld

Es gab Leute mit viel Geld, welche mit wenig Geld, so daß ein paar schon nach zwei Tagen nichts mehr hatten. Einige haben beim Erzieher Geld hinterlegt. Als die ersten pleite waren und ein Freizeitprogramm zu scheitern drohte, weil die ohne Geld zu Hause bleiben wollten, war großes Palaver über eine Umlage: Brüllerei: "Warum haben die nichts mit, warum haben sie schon alles versoffen, warum soll ich die Idioten unterstützen?"... Schließlich widerwillig ein Topf, aus dem an die, die schon bankrott waren, was ausbezahlt werden konnte.

4. Krankenhaus

Bei einer Prügelei wird ein Teilnehmer schwer an den Eiern verletzt. Es gibt heiße Debatten. Alle sind rührend besorgt; es wird über das Verhalten der Prügler und aller untereinander heftig gestritten; alle nehmen Anteil. Beide - der Prügler und das Opfer - werden beschimpft, aber nicht verstoßen. Fehler: Einen gemeinsamen Krankenhausbesuch, den alle eigentlich wollten, haben wir nicht geschafft. Racheakte wurden durch die offene Auseinandersetzung vermieden.

5. Schlafen, Schlafengehen, Aufstehen

Jede Nacht derselbe Terror, alle müssen in 8-Mann-Zimmern schlafen. Einzelne bringen endlos "Scheiße": Lachen, Musik, Kampf in den Betten, alle aufwecken... Alle ertrugen den Terror. Die Erzieher wurden in ihren Bemühungen, Ruhe zu schaffen, nicht unterstützt. Auch der Hinweis auf den nächsten Morgen und die Rücksicht auf andere zogen selten. Kleinere Zimmer wären besser, aber das ist ein technischer Ausweg. Das morgendliche Wecken, was immer funktioniert hat, ist auf die Dauer auch kein Mittel. Also bleibt nichts als offenes Palaver. Am Donnerstag, als wir ein sehr zufriedenstellendes Programm hatten sind alle von selbst ins Bett gefallen. Das ist auch das Beste. Alle beschriebenen Konflikte sin im Prinzip Herausforderungen an alle Teilnehmer und Erzieher, sich miteinander zu beschäftigen.

Sie sind eigentlich Chancen z u e r z i e h e n. Nur muß festgehalten werden, daß es den Erziehern oft nicht gelingt, sie zu nutzen, weil sie sich scheuen einzugreifen. Bei unseren zaghaften Versuchen haben wir festgestellt, daß Palaver, Kritik, Härte und Freundlichkeit doch was in Gang setzen können. "

Zusammenfassung

Um den Leser nicht zu langweilen, haben wir in diesem Kapitel nichts über die amtlichen Rahmenbedingungen der politischen Bildungsarbeit geschrieben. Sie unterscheiden sich nicht von denen der übrigen Jugendpflege - allenfalls hat der Referent für politische Bildung Probleme damit, im Amt aus seiner exotisch-abseitigen Politecke herauszukommen. Entgegen dem Auftrag der politischen Instanzen sieht das Amt für Jugendpflege die politische Bildung als praktisch nicht sinnvoll an. Konkrete Ziele oder auch nur Vorstellungen bestehen nicht. Bestenfalls vollzieht sich die Arbeit des Referenten für politische Bildung auf zwei Ebenen: einmal auf einer offiziellen, auf der vor allem versucht wird, Vorschläge so zu formulieren, daß sie keinen Anstoß erregen, und zum anderen auf einer praktischen in den Einrichtungen und Kursen, in denen mit einigen engagierten Kollegen das gemacht wird, was wir in den vorstehenden Berichten gezeigt haben. Diese Gegensätzlichkeit aufzuheben, erscheint uns augenblicklich unmöglich.

Zu den Erfolgen unserer Arbeit gefragt, müssen wir sagen: Der Kreis der Jugendlichen, die von dieser Arbeit erfaßt werden, ist sehr klein. Eine Überprüfung der Wirkungen ist schwierig. Entstanden sind eine große Zahl persönlicher Bekanntschaften und Beziehungen, die sich langfristig auch politisch auswirken können. Von der Jugendpflege her betrachtet gibt es keinen Fortschritt. Vor jeder Veranstaltung

ist der gleiche Aufwand an Schleimerei erforderlich wie vor fünf Jahren. Auch erweist es sich als große Schwierigkeit, daß die Erzieher in den Heimen, auch wenn das Mißtrauen nachgelassen hat, genauso große Ablehnung gegen Politik überhaupt haben wie die Jugendlichen, mit denen sie politisch erziehend arbeiten sollen. So gehört zu der Arbeit ein hohes Maß an Durchhaltevermögen. Wir sind nicht sicher, wie lange so etwas anhält.

Die Arbeit ist dann leichter auszuhalten, wenn,wie bei uns in Spandau,eine größere Zahl von Pastoren im Bezirk ähnlich arbeitet und eine größere Zahl von Lehrer und gewerkschaftlich organisierten Erziehern sich mit den gleichen Problemen herumschlagen. Die politische Bildungsarbeit der offiziellen Jugendpflege ist bedeutungslos. In der Praxis aber hat die Arbeit zumindest einige Male einige Höhepunkte ins Jugendheimleben gebracht, die für die Beteiligten wichtige Lernschritte bedeuten.

Nachsatz

Weihnachten 1959 kam es nach den Angaben des Bundesamtes für Verfassungsschutz zu 123 antisemitischen und nazistischen "Vorkommnissen" in Westberlin. Im wesentlichen haben sich daran Jugendliche beteiligt. Deshalb hat der Senat die Referentenstellen für politische Bildung damals geschaffen.
Zum 1.1.1977 sind diese Stellen zu streichen. Das erfordern die allgemeinen Sparmaßnahmen. Antifaschismus? Warum in der Vergangenheit herumstochern wenn es um die Zukunft geht...?

MALEREI UND THEATER IM JUGENDHEIM

Methodische Vorbemerkung:

Bei der Untersuchung des Lebens anderer Menschen ist es wichtig, Formen zu finden, die es diesen Menschen erlauben, sich in relevanter Weise selbst darzustellen und ihr eigenes Leben in ihren eigenen Kategorien - und nicht in den "wissenschaftlichen" Kategorien des Forschers - zu veranschaulichen. Zu unserer eigenen Überraschung waren dafür künstlerische Formen der Selbstdarstellung besonders gut geeignet: Wandmalerei und Theaterspiel haben sich als hervorragende Ausdrucksmittel für unsere Spandauer Jugendlichen erwiesen. Man könnte also sagen, daß es zur Methode einer emanzipatorischen Sozialwissenschaft gehören muß, die Ausdrucks- und Handlungsmöglichkeiten derer, die man untersuchen will, zu dokumentieren und im besten Fall mit zu entwickeln. In diesem Sinn ist die erfolgreiche Anleitung von künstlerischen, pädagogischen oder politischen Aktivitäten geradezu als "explorativ es Mittel" zu sehen. Spätestens an diesem Punkt verliert der Begriff "Untersuchung" seinen Sinn (wenn er nicht so gebraucht wird, wie ihn Mao Tse Tung entwickelt hat*).

Bei der Mal- und Theaterarbeit haben wir Künstler als Profis hinzugezogen. Während die Äußerungen der Jugendlichen zur Malaktion und im Rahmen des Theaterspiels ohne weiteres als "Zitate" in eine wissenschaftliche Arbeit eingebaut werden können, kann man die Äußerungen der Künstler deswegen - und das ist ja nicht untypisch - nicht einfach übernehmen, weil sie bereits in einem anderen Zusammenhang veröffentlicht worden sind.

---

* Mao Tse Tung, Über den Widerspruch, Peking 1964

Wir zitieren also einfach den Artikel, den wir zusammen mit Peter Schneider unter seinem Namen und in der Ich-Form geschrieben haben. Klaus Hartung hat das Mal-Projekt mitgeplant und -gestaltet und sich auch an der Analyse beteiligt, vor allem aber den Abschnitt über "Kollektive Arbeit und realistische Darstellungsweise"geschrieben.

Wir hoffen so, einerseits dem Plagiatsvorwurf zu entgehen und andererseits nicht dazu gezwungen zu werden, zwischen uns und die Jugendlichen namenlose Beobachter und Helfer zu schieben. Die im folgenden vorgestellten künstlerischen Aktionen hätten ohne die Arbeit der Künstler nicht stattfinden und auch nicht geschildert werden können. Genauso wenig hätten die Künstler ohne unsere pädagogische Arbeit mit Theaterspiel und Malerei beginnen können.

Der Leser soll aber bei diesem Kapitel besonders auf die Frage achten: "Ist es gelungen, daß die beteiligten Jugendlichen sich,ihr Denken und ihre Gefühle in eigenen Kategorien und Begriffen und Ausdrucksformen darstellen konnten und sind die Ergebnisse nicht besser als die normaler sozialwissenschaftlicher 'Erhebungen', Beobachtungen und Interviews?"

Die Malaktion

Die "Gelse" hat einen sehr großen Theatersaal. Die in der Bauplanung vorgesehene Funktion - "kultureller Mittelpunkt des Gemeinwesens Falkenhagener Feld" zu sein - erfüllt dieses Monstrum fast nie Die bühnentechnischen Einrichtungen sind von

Kindern und Jugendlichen zerstört worden. Die Fenster sind zum Teil kaputt. Die zuständigen Ämter verweigern inzwischen jede Raparatur. Wir benutzen den Saal, wenn überhaupt, zum Kinderturnen, Box- und Karatetraining und manchmal für Tischtennisturniere. Für Tanzabende oder als Diskothek ist er auch nicht zu gebrauchen. Er ist zu groß, zu hoch, zu kalt.

Die Seiten- und Stirnwand des sogenannten Großen Saals wollten wir seit eineinhalb Jahren bemalen. Die zu bemalende Fläsche ist 30 Meter lang und von der Türoberkante an vier Meter hoch: 120 Quadratmeter stehen also zur Verfügung. Es ist fast klar, daß dieser Plan im Bezirksamt auf Ablehnung stieß bzw. ignoriert wurde. Mal war es unmöglich, ein Gerüst zu besorgen, mal war kein Geld für Material, mal waren keine Honorarmittel da, - das Projekt war schon beinahe zwischen den Haushaltsstellen-"Töpfen" begraben. Aber schließlich konnten wir die Aktion (als Veranstaltung zur politischen Bildung) doch noch anfangen.

Bei der Malaktion kam es nicht darauf an, "Kunst am Bau" zu produzieren. Die Besucher des Jugendheims sollten an der inhaltlichen und praktischen Vorbereitung beteiligt sein. Klar war auch, daß nicht einfach eine mehr oder weniger pädagogisch-agitatorische Ermahnung an die Wand gepinselt werden sollte. Schließlich hat es keinen pädagogischen, auch keinen verändernden Sinn, statt überkommener Strebsamkeits-Malereien jetzt "Junge, verändere die Welt!"-Bilder zu machen. Es ging uns auch nicht darum, den Kindern und Jugendlichen eine modische Mal-, Farben- und Schmieraktion zu verschaffen. Das "Ausleben" der entsprechenden Bedürfnisse findet ohne unsere Hilfe täglich statt.

Im Fabruar 1976 haben wir damit begonnen, das Vorhaben im Jugendheim publik zu machen. Wichtig war: Es sollten richtige Profis beteiligt sein, die Jugendlichen sollten "mitmachen" können, in Gestalt eines Wettbewerbs (bei dem ein Schwein zu gewinnen war) sollte unter einem gewissen Zeitdruck gearbeitet werden, die gemalten Themen sollten etwas mit dem Leben im Falkenhagener Feld zu tun haben.

Der CDU-Jugendstadtrat übernahm die Schirmherrschaft unter folgenden Bedingungen: Das Schwein, der erste Preis also, durfte nicht über 300 DM kosten, das Gerüst mußten wir umsonst beschaffen, für Farben standen 1000 DM zur Verfügung. Für ein zumindest völlig beziehungsloses Kultur-des-Abendlandes-Mosaik im Foyer des Jugendheims hatte das Bezirksamt vor drei Jahren über 20 000 DM ausgegeben! (S. Abb. S. 72)

Für eine solche Aktion ist nicht nur wichtig, wie viele Personen malen, sondern daß sie in einer offenen Atmosphäre stattfindet. Jeder konnte gucken: beobachten, wie die Entwürfe auf die Wand übertragen, skizziert, ausgemalt, verändert und zu Bildern wurden. Auch einer, der nicht mitgemalt hat, ist auf diese Weise am Entstehungsprozeß beteiligt worden, konnte fragen, kritisieren, sich lustig machen, Sprüche klopfen... Das ist für die Jugendheimbesucher durchaus neu. Es ist hier gelungen, Malerei hineinzuziehen ins Leben des Falkenhagener Feldes, sie faßbar, kritisierbar, veränderbar zu machen.

Warum und wie soll realistisch gemalt werden ?

Es gibt eine Auffassung von Realismus, die dazu neigt, das Bild unter die Vorherrschaft einer sehr eindeutigen Aussage zu bringen. Die Jugendlichen haben aber gerade die Bilder abgelehnt, die das zeigen, was der Betrachter sehen soll. Deutlich wurde dies an dem Wandbild einer Frauengruppe. Es ist zweiteilig. Einerseits zeigt es eine untergehakte selbstbewußte Frauengruppe, andererseits dieselben Frauen, wie sie mit Werkzeugen Möbel bauen. Die Überschriften: "Die Mädchen sind doof" und "Dabei können wir alles besser". Unsere Jugendlichen gaben dem Bild sehr wenige Stimmen. Sie akzeptierten ganz offensichtlich nicht den Appellcharakter. Die Mädchen hatten sichtlich das Gefühl, daß ihre tatsachlichen Verhältnisse etwas schwieriger sind. Die Kinder und Jugendlichen stehen im Widerstreit zwischen "politisch richtigem" Thema und "schönem Bild" eher auf seiten des schönen Bildes.

Die bildnerische Arbeit mit Jugendlichen soll einen befreienden Charakter haben. Dem widerspricht ein Realismus, der ausschließlich die objektive Determiniertheit und die Übermacht menschenfeindlicher Verhältnisse zeigt. Realität schließt auch die subjektiven Beziehungen (in unserem Fall) der Jugendlichen zur Wirklichkeit ein. Dabei gibt es zwei zentrale Beziehungen: die Angst, die Bedrohung, die Einsamkeit einerseits, und der Wunsch, frei zu kommen, andererseits. Die beiden Bilder, die diese Inhalte aufnahmen, bekamen auch die meisten Stimmen. Das eine zeigt, wie die Jugendlichen mit dem Dach ihres Heims davonfliegen. Das andere Bild zeigt

ebenfalls die Fassade des Jugendheims. Die Besucher sehen auf einer riesigen Leinwand einen James-Dean-Film. Einer ist ausgeflippt, krümmt sich im Vordergrund vor Angst. Einige Jugendliche bewegen sich auf ihn zu. Das Bild thematisiert die Situation der Jugendlichen deutlich. Es beschwört dabei keinen unfreien Begriff der übermächtigen Verhältnisse.

Während Hartung, der Maler des Bildes, bei dem das Dach abhebt, von außen kommt und als Kunstmaler im Heim eingeführt wurde, ist Krüger, der das Bild, das Angst, Öde und Langeweile ausdrückt, gemalt hat, Mitglied der Heimband. Niemand von uns wußte, daß er malen kann. Thematisch-inhaltlich, aber auch in der Umsetzung, hat er die Kinder des Jugendheims am besten beteiligt. Er ist 21 Jahre alt, ungelernt, arbeitslos, hin und wieder als Binnenschiffer tätig.

Kollektive Arbeit und realistische Darstellungsweis

Die Arbeit an den Wandbildern sollte kollektiven Charakter haben. Dem ist die Malaktion gewiß nur zum Teil gerecht geworden. Hauptproblem war der Zeitdruck. Das Gerüst stand nur drei Wochen zur Verfügung. So war das Timing sehr bald von den individuellen Möglichkeiten der beteiligten Maler bestimmt. Da also auch zu Zeiten gemalt werden mußte, wo die Jugendlichen in der Schule oder im Betrieb sind, ist die Erfahrungsbasis etwas schmal. Zunächst einmal haben wir ein simples Konzept spontan-klecksender Selbstdarstellung ausgeschlossen. Aus den "bildlichen Niederschlägen" von Jugendlichen, die man im Freizeitheim findet, läßt sich kein Optimismus ableiten, daß es schon mit der Bereitstellung von Pinsel und Farbe getan s

Die pornografischen Graffiti sind zwar ein unvermeidlicher Ausdruck der Situation, kein Grund für Hausverbote, aber zu versuchen, hier irgendwo "anzuknüpfen", ist pädagogischer Opportunismus; dumm ist es, aus diesen Toiletten-Malereien "befreiende Spontaneität" herauszulesen.

Wir wollten wirklich gute Bilder. Wir wollten ästhetische Maßstäbe nicht von vornherein zwecks zweifelhafter breiter Mitarbeit preisgeben. Da die Wandbilder realistisch sein sollten, ergibt sich für die kollektive Arbeit eine banale, dennoch ernstzunehmende Schwelle, die heißt: "Ich kann nicht so gut malen!"

Um es gleich zu sagen; Wir fanden es nicht sinnvoll, diese Schwelle entweder zu umgehen oder auf Teufel-komm-raus mit pädagogischem Schwung zu überwinden. Der Satz "Ich kann nicht so gut malen" beinhaltet nämlich nicht nur eine resignative Selbsteinschätzung, sondern auch einen Begriff von Fähigkeiten und ästhetischer Qualität. Den Jugendlichen ist zu Recht suspekt, wenn der Maler sagt: "Ich bin einer von Euch." Das ist Anbiederei. Sie haben ein berechtigtes Interesse an seinen Fähigkeiten. Soll er erst einmal zeigen, was er kann.

Die Jugendlichen erwarten vom Künstler ganz selbstverständlich, daß er verbindliche Maßstäbe für die Ausführung des Bildes entwickelt. Zunächst auf einer ganz elementaren Ebene: Ist der Strich sauber genug gezogen, stimmen die Farben...? Gerade bei der realistischen Darstellungsweise stellt sich natürlich das Problem, daß die mitmalenden Laien von vorneherein aufgespalten werden in die,

die sich etwas zutrauen, und die, die sich nichts zutrauen. Bei unserer Malaktion wurden zur Umgehung dieses Problems zwei Techniken angewendet, die wir für nicht allzu sinnvoll halten: Einmal kann man den realistischen Anspruch ganz in die Thematik verlagern: "Hauptsache, die Aussage stimmt!" Bei dem Wandbild der Gruppe "Rote Nelke" hat sich z.B. kaum einer für den politischen Inhalt interessiert, aber alle sind über die grobe, verzerrte Ausführung hergefallen. Der andere Weg, quasi egalitäre Malbedingungen zu schaffen, besteht darin, das ganze Bild durch ein sehr kleines Raster und durch eine einfache, plakative Farbenaufteilung technisch so aufzubereiten, daß alle Umrißlinien für die gewünschten Farbflächen vorlagen. Mitmalen kann dabei jeder, aber kaum einer wollte. Wahrscheinlich deshalb, weil bei diesem Bild nichts mehr passieren kann, alles festgelegt und die Mitarbeit nicht weiter entwickelbar ist als bis zum korrekten Ausfüllen der Flächen. Nach unserer Erfahrung sind nicht nur die beiden genannten Techniken, sondern ist es überhaupt falsch, die beschriebene Schwelle einfach zu umgehen. Die sich aus der realistischen Darstellungsweise ergebenden handwerklichen Probleme müssen selbst Inhalt der kollektiven Arbeit sein.

Das läßt sich gut an dem Wandbild zeigen, das die höchsten Ansprüche an realistische Darstellungsweise stellte. Die Bildidee war: Jugendliche stehen auf dem Dach des Jugendfreizeitheims, das Dach hebt mit ihnen in einen klaren blauen Himmel ab, unten steht eine Gruppe amtlicher Charaktermasken, die wütend ("dumm guckend") diesen von seiten der zuständigen Stellen weder geplanten noch genehmigten

Vorgang zur Kenntnis nehmen. Diese etwas surreale Vorstellung von Selbstbefreiung bedurfte in der Ausführung einer ziemlichen Genauigkeit. Das Jugendfreizeitheim sollte nicht nur identifizierbar, es mußte auch "echt" sein, es mußte wirklich "da" sein, um den Vorgang des abreißenden Daches auch bildlich plausibel zu machen. Vom Dach sollten die mitmalenden Jugendlichen herabwinken.

Es zeigte sich, daß die realistische Ausführung, obwohl sie ganz offensichtlich die Fähigkeiten der Jugendlichen zu überfordern scheint, geradezu zum Mitmalen reizte. Während der gesamten Malaktion kamen laufend Kinder und Jugendliche auf das Gerüst und fragten, was sie jetzt machen sollten. Daß während des Malens nach Fähigkeiten differenziert werden mußte, akzeptierten sie nicht nur, sondern sie achteten selbst darauf.

Die zunächst gegebenen unterschiedlichen Fähigkeiten wurden nicht verwischt, wohl aber gefordert. Die Jugendlichen sind zum Teil richtig stolz auf die Stellen, die sie gemalt haben; sie zeigen anderen die Straßenecken oder das Hosenbein, das sie ausgeführt haben.

Die Ausarbeitung der Gesichter blieb dann zwar dem Maler selbst überlassen. Aber auch das war keineswegs eine bloß spezialistische,isolierte Tätigkeit. Vielmehr ergab sich daraus ein gemeinsamer Zusammenhang, den man mit "sehen lernen" umschreiben könnte. Damit sind zunächst so elementare Dinge wie die Erklärung von Perspektive, Farbperspektive, Verhältnisse von Licht und Schatten gemeint. Daß der Himmel nicht gleichförmig blau ist, daß das Gesicht auf eine bestimmte Weise aufgebaut ist etc. - das waren Dinge, die den beteiligten Kindern und Jugendlichen offenbar zum ersten Mal bewußt wurden.

Bei dieser Gelegenheit entdeckten sie, wie herabgewirtschaftet das Jugendheim schon aussieht. Auch wenn solche Erfahrungen banal klingen, sind sie wichtig. Eine solche anspruchsvolle Malweise verführt die Jugendlichen offenbar dazu, gegenüber ihrer Umwelt eine betrachtende Haltung einzunehmen. So kann man auch umgekehrt schließen, daß ein politisch aufklärend gemeintes Bild wenig Sinn hat, wenn bei seiner Entstehung die Kinder und Jugendlichen nicht zu einer beobachtenden Haltung gegenüber ihrer eigenen Wirklichkeit gebracht werden.

Die darüber hinaus wichtige kollektive Erfahrung, die vermittelt werden kann, ist die einer nichtrepressiven Arbeitsdisziplin. Einmal dadurch, daß sich die Produktion eines Wandbildes in Etappen vollzieht, die alle gemeinsam mitmachen: Übertragen der Skizzen per Raster, flächiges Ausmalen, Detailarbeit. Wichtig ist hier, daß das Ergebnis auf dem jeweiligen Entwicklungsstand des Bildes immer wieder zur Diskussion gestellt wird. Zum anderen gehört es zur gemeinsamen Erfahrung, daß wir von vorneherein handwerkliche Standards bezüglich der Ausführung formulieren: Wenn eine gerade Linie vorgesehen ist, muß man auch darauf dringen, daß die beteiligten Laien eine solche ziehen bzw. lernen, eine solche zu ziehen. Gerade aufgrund der sich aus der Bildidee sinnfällig ergebenden disziplinierten und genauen Malweise entwickeln die Jugendlichen eine Ausdauer und - um den beliebten Ausdruck zu benutzen - Frustrationstoleranz, die die anwesenden Sozialpädagogen bislang offenbar nicht bemerkt oder für möglich gehalten hatten. Einige der Jugendheimbesucher, die sonst als besonders "hektisch" und "flipprig" bekannt sind, haben jedenfalls bis zu sechs Stunden ohne Pause mitgemal

Der "Profi" und die Jugendlichen

Die vorhergehenden Überlegungen erfordern ein paar Sätze zur Rolle des Leiters, des "Profis". Bei der Vorbereitung hatten wir zunächst darauf verzichtet, eine feste Malgruppe zu bilden. Es schien uns fragwürdig, Thema und Form des Wandbildes von vornherein zu einem Diskussionsergebnis der Jugendlichen hinzustilisieren. Die Malaktion mochte für sie spannend sein, selbst aber ohne konkrete Vorstellungen und praktische Erfahrungen, hatten sie zunächst keine Ideen - es sei denn, die "tolle nackte Frau". Davon sind wir ausgegangen. Am Anfang haben wir nichts anderes versucht, als ein paar Jugendliche mit den Kunstmalern zusammenzubringen. Die Bildvorschläge kamen von seiten der Profis. Es hat sich gezeigt, daß die Jugendlichen desto eher mitzogen, je konkreter die Bildvorstellung war. Auf der Ebene allgemeiner Themen ließ sich nur schwer mit ihnen reden: Themen wie Jugendarbeitslosigkeit, Umweltverseuchung, die Langeweile des Falkenhagener Feldes riefen eher eine Gedankenflucht hervor. Betroffenheit, wird sie unmittelbar angesprochen, muß keineswegs produktiv sein. Die Lebensbedingungen und -konflikte sind eben so, daß ihre malerische Umsetzung zu allerletzt einleuchtet. Zudem ist es (jedenfalls im beschriebenen Zusammenhang) eine fragwürdige Einmischung von außen, wenn man auf die zentralen Bedrohungen und Krisen im Alltagsleben der Jugendlichen abfährt und erwartet, daß ihnen dazu noch Bilder einfallen. Eher umgekehrt: Fallen einem die richtigen Bilder ein, fällt den Jugendlichen auch ihre Situation ein.

Der Satz "Das Elend muß, soll es bekämpft werden, zuerst im Bewußtsein verdoppelt werden", kann auf eine solche Malaktion kaum wörtlich angewendet werden. Im Gegenteil: Die bildliche Wiederholung dessen, was einen Tag für Tag anstinkt und aggressiv macht, kann nicht befreiend sein. Zeigt man die Übermacht menschenfeindlicher Verhältnisse, dokumentiert man Ohnmacht. Die Jugendlichen erwarten- grob gesagt -, daß Maler Maler sind und nicht Spezialisten für die Deutung der Wirklichkeit. Diese Rolle gilt es zu nutzen, statt zu diffamieren. Es scheint uns wichtig, daß bei derartigen Malprojekten die beteiligten Künstler versuchen, ihre ästhetischen Vorstellungen offenzulegen, sie vor aller Augen anzuwenden und damit eine Diskussion erzwingen. Die Stellungnahmen der Jugendlichen hören sich zunächst einsilbig an, es scheint nur die Alternative zu geben zwischen "dufte, cool, stark" einerseits und "was soll denn das?!" andererseits. Aber diese vordergründig lakonischen Äußerungen sind kein Ausdruck für Indifferenz. Sie zeigen ein entwicklungsfähiges Interesse. Gerade unter Sozialpädagogen sind diese Ansichten umstritten. Kontrahenten argumentieren so: "Die Bilder sind ja doch von Künstlern, und so viele Jugendliche sind daran gar nicht beteiligt worden. Auch war der Anspruch viel zu hoch. Insofern war das eine Konsumaktion, mit der sich der Organisator profilieren wollte." Diese Argumentation zeigt eine fast typische resignative Tendenz bei Sozialpädagogen. Sie sehen den tristen Alltag als unveränderbares Schicksal und hoffen auf die Initiative der Kinder und Jugendlichen. Es bleibt bei einigen gesellschaftskritisch-amtsfeindlichen Bemerkungen. Nichts gegen solche

Bemerkungen. Nur muß man wissen, daß sie allzu oft als Entschuldigung für die eigene Untätigkeit, als Beweis für den Satz :"Da ist eben nichts zu machen!" mißbraucht werden.

Der Pädagoge, der hauptsächlich Freiraum gewährt, die beschriebene Malaktion kritisiert, weil die Anforderungen angeblich zu hoch sind, verzichtet auch darauf, den Kindern und Jugendlichen Perspektiven - vor allem Perspektiven der Veränderung - zu eröffnen. Er "entfaltet" den Status quo und teilt mit, daß "alles beschissen" ist.

Wir wollten mit der Malaktion im Jugendfreizeitheim Gelsenkircher Straße einen praktischen Beitrag zur Auseinandersetzung über pädagogische Arbeit und politische Bildung leisten. Die beteiligten Fachleute haben es wenigstens teilweise erreicht, mit Kindern und Jugendlichen zusammen Kunst zu machen, d.h.: beobachten, lernen, leben, gestalten und begreifen. Die Kinder können sich, obwohl oft Sitzenbleiber, Sonderschüler, Lehrabbrecher und "Versager", mit einem durchaus anspruchsvollen Wandbild als ihrem Produkt identifizieren.Die Schlußveranstaltung war eine der besten in der dreijährigen Geschichte der "Gelse". Es gab Musik, Bier, Kaffee und Kuchen. Das Schwein wurde gebraten. Der Sieger in allgemeiner Abstimmung ermittelt. Die 300 bis 400 Besucher haben sich für etwas engagiert, was sie nach landläufiger Meinung "aus sich heraus" nie interessieren würde. Sie wären bei der Abstimmung so begeistert wie sonst nur bei Hertha BSC.

Peter Schneider
Bier und Theater

"Ein städtisches Theater hatte mich (Peter Schneider) im Frühjahr 1975 gefragt, ob ich nicht "Lust" hätte, ein Stück über Jugendarbeitslosigkeit zu schreiben. "Lust" hatte ich schon, aber keine Informationen außer denen, die aus den Zeitungen und Fernsehfeatures zu holen waren, Informationen also und keine Ahnung. Der Jugendsekretär einer Gewerkschaft gab mir viele Informationen, aber in seinen Unterlagen kamen die jugendlichen Arbeitslosen auch nur als Zahl vor, er selbst kannte keinen. Auch er konnte eigentlich nur über Jugendarbeitslose sprechen, nicht mit ihnen, weil die meisten jugendlichen Arbeitslosen nicht zur Gewerkschaft gehen. So landete ich schließlich im Jugendfreizeitheim Gelsenkircher Str. in Spandau.

Da der Heimleiter Götz Aly zu diesem Zeitpunkt beinkrank war, fand das erste Treffen mit zwei Jugendlichen außerhalb des Heims an einem Sonntagvormittag statt. Wir mußten ein paar Blöcke laufen, bis wir eine Kneipe fanden, in der Ito und Dino nicht Hausverbot hatten. Wahrscheinlich war es nur mir unangenehm, daß mich Götz Aly den beiden als einen "deutschen Dichter" vorstellte, der ein Stück über sie schreiben wollte. Ito und Dino machte das eher neugierig: Erzieher kannten sie, auch Studenten und Stadträte, reichlich Polizisten, deutsche Dichter waren ihnen noch nicht begegnet. Womöglich war ich überhaupt der einzige deutsche Dichter außer Simmel, von dem sie je Näheres gehört hatten, und zwar durch Götz Aly, der ein Freibier am Sonntagvormittag in Aussicht stellte.

Mit Ito und Dino verabredete ich ein Gespräch in größerem Kreis. In diesem Gespräch, das im Heim stattfand, bekam ich auf meine Fragen so viele Antworten und so gleichzeitig, daß mein Kassettenrecorder nur noch Bässe, Tenöre und einige Sopranstimmen heraushörte. Das erste, was ich zu hören bekam, als ich mein Projekt vortrug, war die Frage, ob ich mich für Arbeitslose interessiere oder für Arbeitsscheue - für die zweite Gruppe fühle man sich eher zuständig.

Peter Schneider: Könnt ihr mal erzählen, wie man überhaupt arbeitslos wird? Was die Anlässe für so eine Kündigung sind und was wirklich dahinter steckt. Wer hat denn sowas schon mal erlebt?

Ricci: Mit den Kündigungen ist das so, daß wir von uns aus gekündigt haben oder wir wurden gekündigt, weil wir Schuld hatten.

Peter: Was heißt denn Schuld?

Ricci: Naja, entweder haben wir gesoffen und sind am nächsten Tag nicht mehr zur Arbeit gegangen, weil wir so müde waren. Das ist bei den meisten von uns hier, die ich so kenne, der Fall. Mit der Kündigung - ich bin eigentlich noch nie gekündigt worden.

Dino: Die meisten von uns haben auf dem Bau gearbeitet, da verdienst du auch ganz gut Geld. Dann siehst du, wie das im Jugendheim alles ganz gut läuft, dann hat einer in den Sack gehauen, dann denkst du, die gehen sich morgens sonnen, du arbeitest, mußt da die Scheiße machen, dann haut man halt auch in den Sack. Dann kündige ich auch.

Peter: Die meisten, die ich bisher gefragt habe, sagen, was heißt Arbeitslosigkeit, irgendwie sind die, die arbeitslos sind, auch selber schuld. Bei euch kommt das ja auch wieder raus. Es ist doch aber eine Tatsache, daß gegenwärtig eine Million weniger Jobs angeboten als vor einem Jahr.

Ricci: Natürlich.

Frank: Wir haben es ja auch am eigenen Leibe gemerkt, daß es jetzt viel schwieriger ist, wieder Arbeit zu finden. Früher, da haben wir gesagt, ach Scheiße, es gibt genug Arbeit, arbeiten können wir überall, bloß jetzt bei der Krise auf dem Bau und woanders ist das nicht mehr so einfach.

Peter: Jetzt suchen die doch viel mehr aus, wen sie da nehmen.

Ricci: Natürlich.

Dino: Ich habe einen Job als Lagerarbeiter gesucht, dort angerufen, da haben die gefragt, wie lange haben Sie denn vorher gearbeitet? Einen Monat, sage ich. Da haben die gesagt: Ne danke, das reicht.

Peter: Und früher hätten sie dich einfach genommen?

Dino: Früher hätten sie mich einfach genommen!

Ricci: Am liebsten wollen die immer so Familienväter haben. Einen Älteren, von dem sie denken, der hat mehr Durchblick. Was Schwachsinn ist.

Das offizielle Mitleid, das einen proletarischen Musterknaben konstruiert, der jeden Tag zum Arbeitsamt rennt, um sich schließlich einen Ersatzjob als Parkfeger andrehen zu lassen, war ihnen zuwider. Lieber gaben sie sich als ziemlich wilde Burschen, die eben einmal ausschlafen müssen oder aus anderen wichtigen Gründen eine Arbeitsstelle aufs Spiel setzen. Auch wenn es gar nicht den Tatsachen entsprach: Das Gefühl, einen Job nicht zu wollen, war ihnen geheurer als das Bewußtsein, Opfer irgendwelcher Arbeitsmarktlagen oder Veränderungen der Qualifikationsstruktur zu sein. Und wenn einer genau erzählte, in welcher Zeit er arbeitslos war und wann er Arbeit gefunden hatte, so stellte sich oft genug heraus, daß die Perioden seiner Arbeitslosigkeit sich zur allgemeinen Arbeitsmarktlage durchaus antizyklisch verhielten.

Das wichtigste Ergebnis dieses Gespräches war für mich: Die Meldungen über Jugendarbeitslosigkeit, die Tatsachen der Arbeitslosenstatistik sagen wenig oder nichts darüber aus, wie diese Tatsachen von den Betroffenen subjektiv verarbeitet werden.

Ein Beispiel dafür:

Peter: Auf den Kapitalisten wirkt sich die Arbeitslosigkeit ja nicht aus. Der arbeitet ja nicht. Aber bei euch, was macht ihr denn so den ganzen Tag?

Dino: Wenn man arbeitslos ist?

Peter: Ja, was macht ihr dann?

Ito: Trinken. Naja, im Sommer kann man baden gehen. Oder du trinkst mal ein Bier oder sonst was.

Peter: Das ist nicht nur ein Bier, was man trinkt! Das habe ich schon oft gehört, die Sauferei nimmt ungeheuer zu, aber woher kommt die Kohle?

Ricci: Das ist eben so, das wird dann solidarisch. Die wissen, die haben alle kein Geld...

Frank: Dadurch werden die Leute zu Gewohnheitstrinkern...

Ricci: Da wird dann alles in einen Pott geschmissen. Wenn der kein Geld hat, kriegt er automatisch eine Zigarette von mir oder ein Bier, so ist das, das müßte immer so sein. Bis dann zu Hause mal die Spannung kommt, der Pott überläuft, dann muß man wieder arbeiten gehen. Oder man fliegt raus.

Peter: Hat das einer von euch erlebt?

Dino: Ich!

Peter: Erzähl mal.

Dino: Bei uns zu Hause sind wir eine ganze Menge Gören. Mutter ist alleine und muß sehen, daß die Wirtschaft zu Hause läuft, mit Waisenrente, Kindergeld und so. Ich bin jetzt zu Hause der Älteste. Wenn ich nicht arbeite, wird Mutter sauer und droht mich rauszuschmeißen. In ihren Kopf geht nicht rein warum man keine Arbeit kriegen kann. Dann bin ich eben öfters zu Hause rausgeflogen. Meine Mutter sagt, die Zeitung steht voll, da mußt du was kriegen

Carmen: Dino, bist du jetzt eigentlich wieder zu Hause?

Dino: Ja, aber ich habe wieder ein Ultimatum, zum Monatsende. Aber ich hab keine Arbeit.

Peter: Hast du gelernt?

Dino: Ich habe Tankwart gelernt. Das macht mir aber keinen Spaß.

Peter: Was schwebt dir vor, was dir Spaß machen würde?

Dino: Rentner. Jedenfalls was anderes. (Dino wurde im Sommer 1975 zum Mister Spandau gewählt.)

Peter: Ich weiß von manchen, die dann Brüche machen, in den Knast wandern. Seht ihr da irgendeinen Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Kriminalisierung?

Hatte: Klar, wenn man arbeitslos ist, läßt man sich schon mal überreden.

Dino: Das ist bei uns nicht groß der Fall.

Peter: Bei euch war also noch keiner im Knast?

Dino: Doch schon, aber nicht wegen der Arbeitslosigkeit.

Peter: Sondern wegen dem schlechten Charakter...

Dino: Ne, das war... (alle lachen)

Ito: Übermut war das, wir waren einfach besoffen.

Ricci: Vielleicht sind etliche Sachen passiert, weil man arbeitslos ist. Du fliegst zu Hause raus, hast keine Klamotten, nichts zu saufen, nichts zu fressen, dann fliegst du halt raus.

Frank: Auf alle Fälle kann sowas passieren.

Dino: Mir ist das noch nicht passiert.

Da ich häufig das Gefühl hatte, durch die Art meiner Fragestellung die Antwort vorwegzunehmen, suchte ich eine Form der Recherche, in der die Jugendlichen sich besser darstellen könnten als in dem einseitigen Frage- und Antwortspiel eines Interviews. So entstand der Plan - unabhängig von dem zu schreibenden Stadttheaterstück -, gemeinsam mit den Jugendlichen ein eigenes Theaterstück zu entwickeln, in dem sie nicht nur Informanten, sondern auch Autoren und Darsteller der Handlung wären. Dies ungefähr war der Plan, aber der Plan hatte einen Haken. Schon bei den ersten Versuchen, zu einem gegebenen Thema eine Szene zu improvisieren, stellte sich nämlich heraus, daß die Vorstellung von "gemeinsam" und "entwickeln" viel zu vage war. Ich war als Dichter angekündigt und war mit einem bestimmten Vorhaben zu den Jugendlichen

gekommen. Also sollte ich auch die Geschichte liefern und meine Kompetenzen nicht hinter der Frage verstecken: "Wie könnte die Geschichte jetzt weitergehen?" Es bewährte sich nicht, wenn ich mich zu Anfang immer wieder auf die eigenen Erfahrungen der Jugendlichen berief, aus denen sich die Handlung dann schon ergeben würde. Erfahrungen hatten sie genug, und sie erzählten sie sofort. Aber wenn ich dann vorschlug, eine eben erzählte Geschichte zum Gegenstand einer Szene zu machen, hieß es: "Die Geschichte habe ich doch gerade erzählt, die brauche ich jetzt nicht noch einmal abzulassen." Ich lernte allmählich, daß von mir eine klare und eindeutige Vorgabe erwartet wurde. Die eigenen Erfahrungen wurden dann dazu benutzt, die Vorgabe zu kritisieren und zu verbessern, aber das Stück sollte nicht einfach eine Wiederholung und Zusammenfassung dieser Erfahrungen sein. Ich legte zunächst einmal das Thema des Stücks genauer fest. Erzählt werden sollte die Geschichte vom Lehrling Ricci, der folgender Überzeugung ist: Der Mensch arbeitet, wenn überhaupt, nur um zu leben, nicht umgekehrt. Eine Liebeserklärung, die er mit dem Versprechen verbunden hat, eine gemeinsame Wohnung zu finden, zwingt ihn, Arbeit zu suchen. Und nun findet er keine. Aus einem, der Arbeit sucht, wird ein Arbeitsloser. Aus einem Arbeitslosen wird ein Krimineller. Aus einem Kriminellen wird einer, der ganz von vorn anfangen will und wieder Arbeit sucht. Die "Trink-Dich-Frichler" interessierten sich vor allem für das Mittelstück dieser Geschichte. Überhaupt war es ihnen nicht so wichtig, ob die Geschichte repräsentativ wäre. Ein wichtigeres Kriterium war, ob sie spannende Situationen zustande kommen ließ, ob sie lustig war und Raum

gab für Aktionen: Liebe, Streit, Verarschung, Entlarvung, gute Sprüche. Es war zunächst auch nicht wichtig, ob die Geschichte einen roten Faden hatte, ob sie logisch war. Hauptsache, jede Station der Geschichte war für sich genommen konfliktreich und witzig. Zusammenhänge und Übergänge zur nächsten Szene konnte ich mir bis zum nächsten Mal ausdenken.

Bei den ersten Versuchen waren praktisch alle meine Szenenvorschläge unter den Tisch gefallen. Sie wurden auch nicht kritisiert. Sie waren aber der Nährboden dafür, daß die Jugendlichen eigene formulierten und mich auf neue Ideen brachten.

Je genauer die einzelne Szene vorher festgelegt war, je eindeutiger die Figuren charakterisiert wurden, desto mehr fiel den Jugendlichen dazu ein. Es reichte nicht, wenn ich eine zu improvisierende Szene nur beschrieb mit dem Satz: "Vater kommt müde von der Arbeit nach Hause und ärgert sich über den arbeitslosen Sohn, der sich gerade vor dem Spiegel für seine Braut zurecht macht." Die Szene, die sich aus dieser Vorgabe entwickelte, wurde hinterher kritisiert: "Da muß mehr Konzept rein, zu viel, zu dusselig dahergequatscht, war nur Hektik, mir fehlt der Faden." War dagegen festgelegt:"Der Sohn will sich vom Vater schon wieder Geld leihen, schuldet ihm aber noch ein paar Zehner, was den Vater deswegen ärgert, weil er sein Geld lieber selbst versäuft, die Mutter will den Sohn hinauswerfen, wenn er sich nicht endlich Arbeit besorgt, legt sich dann aber mit dem Vater an, weil der wieder zu spät und angetrunken von der Schicht kommt, der Vater seinerseits legt sich mit dem jetzt aufkreuzenden Freund des

Sohnes an, weil der den Sohn zum Saufen verführe, will ihn hinauswerfen, traut sich aber nicht, weil er in letzter Minute erkennt, daß der Freund zu stark ist...",dann wurde die Szene spielbar und korrigierbar. Dann wurde aus dem Vater der Hausfreund der Mutter, der Sohn hat ihn zuletzt im Pornokino gesehen, und die Mutter muß eine Schlägerei zwischen beiden verhindern...

Becker: Willst du schon wieder ausgehen?! Was soll denn dieser Gesellschaftsparasit da vor der Türe?

Carmen: Schon wieder ein Kumpel? Sauferei...

Ito: Mach mich nicht nervös!

Becker: Ist Schönmachen das einzige, was du kannst?

Carmen: Ito setz dich hier hin, wir wollen mit dir reden.

Becker: Wie stellst du dir das eigentlich weiter vor, wie soll denn das ablaufen?

Ito: Ich habe mir eine Zeitung geholt, war da, habe mich vorgestellt, das war aber Scheiße. Gartenbauamt - bei dem Wetter mit der Schippe rumrennen.

Carmen: Das ist dem Jungen zu kalt.

Becker: Du mußt aber!

Ito: Ist mir klar, ich habe echt Lust. Ein Kumpel hat noch eine urige Stellung für mich, ich werde mal morgen vorbeigehen.

Dino kommt, die Mutter macht auf.

Ito: Hallo, Dino!

Becker: Der bleibt draußen, das ist kein Umgang für dich.

Dino: Guten Tag, Herr Wodtke!

Ito: Ich versteh gar nicht, warum du den so anschreist, das ist nämlich der, mit dem ich morgen arbeiten gehen könnte.

Becker: Wo wollt ihr denn hingehn, saufen???

Ito: Er hat doch die Stellung für mich.

Dino: Wir wollen morgen beide zu Ohrenstein und Popel gehen.

Carmen: Sagen Sie mal, was machen Sie eigentlich beruflich?

Dino: Mitternachtssport - nein, ich war auf dem Bau, dort bin ich mit dem Polier nicht ausgekommen.

Ito: Laß dich doch nicht aushören.

Carmen: Komm mir nur nicht dämlich.

Becker: Ich habe gedacht, daß du bald arbeiten gehst, sonst mußt du ausziehen.

Ito: Soll ich mich unter die Dischingerbrücke legen - oder was? Ich habe gesagt, ich geh morgen mit ihm hin.

Becker: Wir können dich rausschmeißen.

Ito: Ich werde auch das Wohnzimmer renovieren.

Carmen: Das kann ich auch.

Chaos, Durcheinander.
Für das nächste Mal wird besprochen, mit Requisiten, Sesseln, Fernsehen etc. zu spielen.

Von mir wurde erwartet, daß ich den Ablauf der Szene aufschrieb und die besten Sprüche der Schauspieler festhielt. Zwar wurde ich mehrfach gedrängt, den ganzen Dialog vorher festzulegen, aber im Ernst wollte niemand einen vorgeschriebenen Text auswendig lernen. Das Vertrauen in die eigenen Sprüche war im Zweifelsfall größer als in meine Formulierungskunst. Nicht der einzelne Satz, aber der Szenenablauf, die Reihenfolge der Auftritte, die Stichworte, die Stärken und vor allem die Schwächen jeder Figur - das alles mußte vorher festgelegt sein, damit die Lust zur Improvisation aufkam.

Da wir jede Szene in wechselnder Besetzung ausprobierten, ergaben sich immer neue Variationen, und die Jugendlichen stießen sich gegenseitig zu immer tolleren Einfällen und Stilisierungen an. Manchmal kam es bei diesen Übungen ganz unvorhergesehen zu so glanzvollen Höhepunkten, daß man sich wünschte, in diesem Augenblick Premiere zu haben. Aber da es in diesem Stadium keine fest-

gelegten Rollen gab, da also das Stück bei jedem Treffen und mit jedem Darsteller von vorn anfing, ließen sich solche Höhepunkte nicht festhalten und reproduzieren. Es wurde notwendig, jede Rolle mit einem festen Darsteller zu besetzen, eine feste Theatergruppe aufzubauen.

Nicht, daß die Jugendlichen diese Notwendigkeit nicht eingesehen hätten. Aber dann wirklich so vorzugehen, erwies sich als schwierig. Es war schon eine organisatorische Leistung ersten Ranges, die am Theaterspielen interessierten Jugendlichen zum festgesetzten Termin aus der Diskothek, dem Hof, einer langen Umarmung herauszuholen und in unserem Übungsraum zusammenzubringen. Das schnell sich verbreitende Gerücht über einen frischen Kasten Bier, der dort stehe, gab dabei meist den Ausschlag. Aber die Hoffnung, daß sich jeweils die gleichen Jugendlichen um diesen Kasten versammelten, wurde meistens enttäuscht. Der Hauptdarsteller vom letzten Mal hatte inzwischen eine um zehn Jahre ältere Geliebte außerhalb des Hauses und war von ihr restlos in Anspruch genommen. Jeder sah ein, daß er bis auf weiteres ausfiel. Sein Vorgänger war bereits durch eine Schlägerei außer Gefecht gesetzt worden, von der niemand mehr Ort, Anlaß und Beteiligte nennen konnte. Es gab nur ein einziges Mädchen, das bereit war, regelmäßig mitzumachen. Alle anderen erklärten sich aus den merkwürdigsten Gründen für unzuständig. Damals hatte ich die Selbstdarstellung der "Trink-Dich-Frisch"-Gruppe noch nicht gelesen, in der der Satz steht: "In unserem Club gibt es nur männliche Mitglieder. Unsere Freundinnen sind mit dabei, aber sie gehören nicht zum Club." Ich verstand deswegen nicht, wieso sich außer Carmen kein

Mädchen auch nur für einen Versuch zur Verfügung stellte. Die ermutigenden Zurufe und Sprüche einiger Wortführer des Männerclans anläßlich einer Werbeaktion waren offenbar so neu und wirkten so unglaubwürdig, daß sie im Hohngeschrei der Mädchen untergingen.

In der kurzen Zeit vor der Sommerpause gelang es nicht, diese Probleme anzugehen. So entwickelte sich ein Stück, dessen beste Einfälle aus der Not entstanden, in immer neuer Besetzung sich ständig verändernde Szenen spielen zu müssen. Der große und starke Dino, der sich nicht nur für das Stück, sondern auch sonst mit seinem Spruch empfahl: "Hast du im Leben Sorgen, Dino wird alles besorgen", mußte ersetzt werden. Für ihn sprang der kleine, aber nicht weniger starke Ito ein, der mit Recht die Mitspieler vor seinen Sprüchen warnte. Er brachte sie so zum Lachen, daß ihnen nichts mehr einfiel. Außerdem paßte es Carmen nicht, mit ihm eine Liebesszene zu spielen, und da sie als einzige weibliche Darstellerin der Mutter, der Geliebten und aller anderen Frauenrollen am unentbehrlichsten war, mußten wir ihre Wahl respektieren. Überhaupt wirkten als stabilisierende Faktoren der Theatergruppe am ehesten die Macken und Eigenarten ihrer Mitglieder. Acer, der auch beim Spielen die Bierflasche nicht aus der Hand geben wollte, schlug immer Szenen vor, in denen aus guten oder schlechten Gründen ein Betrunkener auftauchte. Gegenüber Ito war es unmöglich, das letzte Wort zu behalten. Becker war besonders überzeugend in Autoritätsrollen: Egal, ob als Polier, versoffener Hausfreund oder Beamter auf dem Arbeitsamt - er konnte seine Mitspieler immer wieder zur Wut aufreizen.

Daneben gab es etwa noch zehn andere Jugendliche, die mal mitspielten, mal zuschauten, mal fehlten, egal wie kurz oder lang sie dabeiwaren, sie hatten immer etwas zu sagen. Trotz dieses ständigen Wechsels stellte sich allmählich ein Szenengerüst heraus, und diejenigen, die regelmäßig mitspielten, drängten darauf, daß wir weiterkamen.

Der arbeitslose Ricci fliegt von zu Hause raus und sucht Arbeit beim Bau. Da er auch dort abgewiesen wird, gerät er an einen Dealer. Von da an geht es immer weiter bergab mit ihm. Die mit Abstand am häufigsten Szene war die Szene: Arbeitsloser - Bauführer - Polier. Als ich zu Beginn des Theaterspielens nach dem Ablauf von Eignungstests und nach einem Spielort für eine derartige Szene fragte, brüllten alle: "Auf dem Bau!" Mein Vorschlag, einen Lehrling auf dem Bau eine Stelle suchen zu lassen, ging unter. Die allen bekannte Vorstellung eines Ungelernten beim Polier setzte sich durch.

Ricci meint: Der Bauführer müßte zum Polier reinkommen, den Arbeiter erst einmal links liegen lassen...

Ito: Ruhe im Saal!!!

Hatte: (sehr unsicher) Ja, ich hab in der Zeitung gelesen und da wollte ich mich mal...

Polier: Ja, wann ham Sie denn die Zeitung gelesen?

Hatte: Naja, ich hab Arbeitsanzeigen gesucht.

Polier: Wann Sie die Zeitung gelesen haben. Das ist doch schon eine Woche her.

Hatte: Ne, gestern morgen habe ich das gelesen. In der BZ, ich habe sie, glaube ich, noch dabei.

Polier: Und warum waren Sie da nicht schon gestern da?

Hatte: Da ist meine Mutter ins Krankenhaus gekommen.

Polier: Warum wollen Sie arbeiten?

Hatte: Naja, ich brauche Geld.

Polier: Sie brauchen Geld! Sie wollen auch länger hier bleiben?

Hatte: Ja.

Polier: Was ist mit Überstunden machen, Akkord arbeiten?

Hatte: Ja klar!

Polier: Es kann sein, daß Sie in die Schichtkolonne kommen!

Hatte: Ja.

Polier: Man muß ein bißchen am Betrieb Interesse zeigen. Ich muß Sie leider erst mal verschieden, wir haben hier noch andere Bewerber...

Bauführer kommt rein.

Kaiser: Kollege, ich muß Sie nochmal stören,ach, ist das hier der neue Bewerber...?

Polier: Ja, das ist er.

Kaiser: Sie wollen sich also hier vorstellen, ja?

Hatte nickt.

Kaiser: Kommen Sie jetzt direkt von der Schule, oder haben Sie schon mal...?

Hatte: Ne, ne, ich habe schon mal. Von der Schule bin ich vor einem Jahr gekommen. Und dann habe ich ne Lehre gemacht und dann habe ich nicht gearbeitet.

Kaiser: Was für eine Lehre war das denn?

Hatte: Bauschlosser.

Polier: Warum haben Sie das abgebrochen?

Hatte: Jaja, Probleme, keine Lust gehabt.

Kaiser: Naja, wir wollen hier aber nicht für Tagelöhner die Arbeit machen, wir brauchen Fachkräfte! Würden Sie denn nochmal ne Lehre weitermachen?

Hatte: Ne, ich glaube nicht.

Polier: Wie alt sind Sie denn?

Hatte: 19.

Kaiser: Wohnen Sie noch bei Ihren Eltern?

Hatte: Ja.

Kaiser: Was sagen die nun dazu, daß Sie die Lehre abgebrochen haben?

Hatte: Naja, gut finden sie es nicht.

Kaiser: Hm.

Polier: Ich würde sagen, wir überlegen uns das noch.

Kaiser: Wie lange haben Sie denn überhaupt gelernt?

Hatte: Ein halbes Jahr.

Kaiser: Können Sie uns da ein Zeugnis vorlegen?

Hatte: Ja, hab ich aber nicht dabei...

Kaiser: Na, dann kommen Sie nächste Woche vorbei und legen uns das Zeugnis vor. So was bringt man doch mit!

Die Szene wird diskutiert. Der Dichter lobt. Kaiser findet sich selber gut: "Wir haben den (Bewerber) so richtig ins Kreuzfeuer genommen. Von da kommt ne Frage und von da." Alle finden die Szene ganz gut. Hatte: "Man muß noch mehr darstellen, wie es wirklich ist. Da steht du schon mal früh auf, rufst um sieben Uhr an. Der Polier sagt, kommen Sie mal vorbei, das ist dann aber dahinten in Friedenau. Dann bist du um 9 Uhr dort. Dann sagt er: Tut mir leid, die Stelle ist weg, gerade besetzt worden..." Den Gedanken finden alle wichtig.

Zwei Forderungen - die oft miteinander in Widerspruch gerieten - waren es vor allem, die die Jugendlichen an jede Szene stellten: "darstellen, wie es wirklich ist..." und:"die Szene muß Pfiff haben, sie muß losgehen". Eine Situation, die nur wirklichkeitsgetreu wiedergegeben war, war eben auch langweilig, dann entwarf man schon lieber eine Szene des Typs: "Leutnant und Rekrut schaffen es nach sechs Monaten, die Unterwäsche zu wechseln."

Bei der Charakterisierung der Figuren durch die Jugendlichen fiel mir auf, daß sie keinerlei

Schematisierung in gut und böse duldeten. Natürlich sollte der Held auch ein Opfer der Umstände sein. Aber er sollte auch genügend auf der Latte haben, sollte faul, frech, versoffen und mit einem überdurchschnittlichen Mangel an moralischen Skrupeln ausgestattet sein. Auch der Vater, die Mutter, der Polier wurden für die Jugendlichen erst interessant, erst spielbar, wenn sie eine menschliche Schwäche hatten und zeigten. Der Hausfreund mußte ein Trinker sein, die Mutter mußte am Hausfreund mehr hängen als am Sohn, der Polier mußte sowieso eine Macke haben.

Auch die dramaturgischen Vorschläge der Jugendlichen zielten jeweils auf eine Störung jeder zu sauberen, zu logischen Szenenentwicklung. Immer, wenn die Szene eine Zweisamkeit zustande kommen ließ, zwischen Mutter und Sohn, zwischen dem Helden und seiner Geliebten, zwischen Polier und Arbeitslosem, sollte jemand in die Szene hereinplatzen und nachhaltig stören.

Alles in allem kam ein bilderstarkes Stückfragment zustande, das Ricci nach Art eines Comic Strip inmitten immer neuer Abenteuer und Verirrungen zeigte. Auf seinem Weg nach unten wird Ricci allen Prüfungen und Härtetests unterzogen, die die Subkultur bereithält: Er läßt sich von einem Dealer anheuern, verkracht sich mit seiner Freundin, plant einen Bruch. Der letzte Stand vor den Sommerferien war, daß Ricci von einem reichen Schwulen in dessen Villa gelockt wird. Ob er den Schwulen dann umbringt oder nur ausnimmt, sollte nach den Ferien geklärt werden. Überhaupt kam der Held bis hierhin immer erstaunlich heil und heiter aus allen Verstrickungen, er ähnelte mehr

Sindbad dem Seefahrer als jenem mitleiderregenden Arbeitslosen, den wir aus dem Fernsehfeature kennen.

Diese Mischung aus Erfahrung und Witz, Phantasie, Überspitzung war es, die die Szenen lebendig machte. Worauf immer sich der Naturalismus in den neuen Arbeiterfilmen stützen mag - vom Witz, der Schlagfertigkeit, den kruden Träumen der proletarischen Jugendlichen hat er sich jedenfalls nicht anstecken lassen. Ich vermute, daß ein so fiktiver und stilisierter Film wie Kubricks Clockwork Orange von proletarischen Jugendlichen spontaner und besser verstanden wird als ein Film, der ihnen möglichst genau ihren Alltag vorführt. Der Begriff von Realismus, den die Jugendlichen in ihrer Spiel- oder Zuschauerhaltung ausdrücken, ist jedenfalls keinesfalls auf die genaue Abbildung der äußeren Wirklichkeit beschränkt. Er begreift den inneren Wirklichkeitstraum - Träume, Phantasien, Überspitzung, Stilisierung, Witz, Schlagfertigkeit - spontan ein. Das Ende unseres Stücks, das wir alle nur ahnten, sollte, obwohl frech und optimistisch in der einzelnen Szene, keineswegs aufbauend sein. Man war für ein jähes, ein starkes Ende, einen Mord oder ähnliches, jedenfalls sollte das Ende nicht durchschnittlich sein, es sollte schockieren und einen starken Eindruck hinterlassen.

Zu diesem Ende allerdings kam es nicht. Ich hatte den Fehler gemacht, nicht rechtzeitig genug die Behauptung aufzustellen, daß wir das Stück jetzt beginnen und in vier Wochen, also noch vor den Sommerferien, spielen. Man hätte praktisch am

ersten Tag mit der Plakatierung beginnen sollen und ein angemessenes Honorar in der "Gelse"-Währung in Aussicht stellen müssen, ein Honorar, wie es Ito mir aufs Tonband sprach, als ich gerade nicht im Zimmer war:

Ito: Hey Alter, wenn das Stück aufgeführt wird, müssen da mindestens 10 Kästen stehen, damit sie alle mitmachen.

Acer: 10 Kästen...

Ito: Du mußt vorher erstmal trinken, in der Pause, mindestens sechse, nach der Halbzeit, und danach bist du breit."

DIE JUGENDARBEITSLOSIGKEIT UND DER JUGENDRICHTER ALS GRENZZIEHENDE ZURICHTUNGSINSTANZEN

Jugendarbeitslosigkeit

Die Polizei hat Jugenddezernate eingerichtet. Jugendheime werden geschlossen oder die Leiter "spezialisieren" sich auf Kinderarbeit. Das Arbeitsamt und der DGB verbergen ihre Unfähigkeit, die arbeitslosen Jugendlichen überhaupt zu erreichen, hinter allerlei Erklärungen. Gelegentlich geistern irgendwo "ein paar Millionen DM" für Arbeitslose herum.

Der Senator für Jugend und Sport rettet sich in Reformvorhaben, ändern tut sich nichts, dafür gibt es dicke Expertisen, die "...neue Wege dafür suchen, daß sich das Jugendamt von der Eingriffsverwaltung über die Leistungsverwaltung zu einer Verwaltung für Emanzipationshilfe entwickeln kann..."* Emanzipationshilfe, das ist heute für jugendliche Arbeitslose ein entwürdigendes, schlecht bezahltes Arbeitsbeschaffungsprogramm. Dino beschreibt es so:

> "Irgendwas gibts bestimmt. Ich habe nur keine Lust, für 4,30 zu machen. Zum Beispiel nach Silvester habe ich sone beschissene Arbeit gemacht. Mit Federharken die Reste von Knallkörpern zusammengekehrt, nur damit meine Mutter befriedigt ist. Ich habe mich geniert. Wenn einer gekommen ist, den ich kannte, habe ich die Harke in die Ecke gestellt. Da ist eine Braut von mir gekommen und hat mich zusammen mit Richard erwischt, wie ich da geharkt habe. Die hat gefragt: 'Was machst du denn hier?' 'Ich', sage ich, 'bin hier vom Clubhaus, wir machen eine Aktion 'Umweltschutz'."

---

* Planungsteam "Neuorganisierung der Abteilung Jugend und Sport" der Bezirksämter von Berlin, Abschlußbericht, S. 4

Im Sommer 1976 hat dem Berliner Abgeordnetenhaus ein Senatsbericht über Jugendarbeitslosigkeit vorgelegen. Dort steht:

> "Da bei jugendlichen Arbeitslosen die Gefahr rascher Arbeitsentwöhnung und damit einer Entwicklung zum längerfristigen Sozialfall in besonderem Maße gegeben ist, erscheint es erforderlich, die Eingliederung jugendlicher Arbeitsloser in den Arbeitsprozeß schon nach weniger als sechsmonatiger Arbeitslosigkeit zu fördern."*

Außer der "Vermittlung individueller Hilfen", "persönlicher Beratung" und der "Motivierung der Jugendlichen zur Teilnahme an berufsqualifizierenden Maßnahmen"**enthält dieser Bericht nicht viel. Von einer gewissen Angst vor einem Ansteigen der Sozialfälle abgesehen, scheinen sich Senat und Abgeordnetenhaus bereits mit einer ständigen Quote jugendlicher Arbeitsloser abgefunden zu haben. Das entspricht auch dem Selbstverständnis der Betroffenen. Die Arbeitslosigkeit trifft die Jugendlichen nicht als Schicksalsschlag, sie ist nur ein Mosaikstein in ihrem ohnehin nicht einfachen Alltagsleben.*** Arbeitslosigkeit ist ihnen nicht fremd. Sie kennen sie als alltäglichen Teil ihres Lebens. Zu Hause, im Freizeitheim gibt es immer Kumpels oder Väter, die über längere Zeit keine Arbeit haben. Die allgemeine öffentliche Aufregung betrifft sie nicht.

---

* "Mitteilungen des Präsidenten des Abgeordnetenhauses von Berlin", Drucksache 7/499, S. 14

** ebenda, S. 18

*** Vgl. Erziehung und Klassenkampf 18-20, Frankfurt/M. 1976. Unter dem Obertitel "Jugendliche arbeitslos" enthält das Heft sehr wertvolle Materialien, insbesondere das Interview "Die Arbeitslosigkeit ist nur in den Zeitungen das Hauptproblem der Jugendlichen. Ein Gespräch mit Pädagogen aus einem Freizeitheim am Münchener Stadtrand", S. 3 ff.

Ihr Verhältnis zur Arbeit ist nicht von dem Bedürfnis bestimmt, sich zu verwirklichen. Das, was sie als Arbeit von ihren Vätern her kennen, die Erfahrungen, die sie selbst damit gemacht haben - das alles ist widerlich, anstrengend und ohne viel Reiz. Arbeitslosigkeit empfinden die betroffenen Jugendlichen auch als Chance, ein wenig ihren Träumen vom wilden, unabhängigen Leben nachzuhängen.

Wer arbeitslos ist, verhungert nicht gleich. Das wissen sie und entwickeln, wie der Club "Trink-Dich-Frisch", vielfältige Formen gegenseitiger Hilfe - für Suff und Zigaretten wird zusammengeschmissen. "Irgendwann", denken sie sich, "werden wir halt mal wieder malochen müssen."

Wir haben im Freizeitheim gelernt, daß die Arbeiterkinder und Jugendlichen einen sehr realistischen Begriff von ihrer Lage haben, sie wissen, welches ihre Perspektiven sind und was die kapitalistische Alltagsnormalität für sie bedeutet. Ihre Apathie gegenüber politisch-agitatorischen Patentrezepten, ihr achselzuckendes Sich-Entziehen vor amtlich-pädagogischen Ermahnungen ist nicht als "falsches Bewußtsein", schon gar nicht als "Bewußtlosigkeit" zu interpretieren. Vielmehr steckt dahinter ein klassenspezifisch-historisches Bewußtsein, das die Realität kennt und mit ihr lebt. Die Analytiker, Interpretatoren und Verwalter der Jugendarbeitslosigkeit werden aber auch bald, wie es der Senat von Berlin bereits getan hat, lernen, daß Arbeitslosigkeit in all ihren Formen, nur in politisch-ökonomischen Ausnahmesituationen nicht, zum festen Bestandteil kapitalistischen Wirtschaftens gehört.

Die Möglichkeiten des Erziehers sind gering. Wir können versuchen, die mit der Arbeitslosigkeit

einhergehende "negative Sozialisation" zu begleiten. Wir können mit den Jugendlichen so arbeiten, wie wir es mit dem Club "Trink-Dich-Frisch" versucht haben oder wie es z.Zt. im Berliner Kirchenkreis Neukölln geschieht. Das ist nicht viel. Oft ist es aus verschiedenen Gründen auch nicht möglich. 1951/52 hat der Berliner Senat den Jugendlichen sowohl materiell als auch erzieherisch in großem Maßstab geholfen*; eine solche grundsätzliche poli-

---

* Vergleicht man mit diesen halbherzigen Programmen die Denkschrift zur Jugendnot "Die Jugend in West-Berlin", als Manuskript gedruckt zusammengestellt vom Senator für Arbeit, Senator für Volksbildung und Hauptjugendamt, Berlin (West), Dezember 1951, überarbeiteter Nachdruck März 1952, dann wird klar, daß es nur auf der Grundlage entsprechender politischer Entscheidungen auch Lösungsmöglichkeiten gibt. Wir zitieren die wichtigsten Maßnahmen, wohl wissend, daß die Notstandssituation und ein rigider Antikommunismus die Antriebskraft für diese Maßnahmen waren. Der Senat hatte es 1951/52 mit 25 000 jugendlichen Arbeitslosen zu tun.

1. Maßnahmen im Bereich der Berufsausbildung:

"Um dieser Situation wenigstens etwas entgegenzuwirken, hat der Senator für Bau- und Wohnungswesen (...) festgelegt, daß alle Bauvorhaben, soweit es sich dabei um städtische Bauten handelt, der Nachwuchsausbildung nutzbar zu machen sind. Bauaufträge dürfen daher nur vergeben werden, wenn der Bauunternehmer sich verpflichtet, auf je 5 Fachkräfte mindestens einen Lehrling zu beschäftigen." (S. 19)

"Auch die arbeitslosen Lehrlinge aus den Bauberufen wurden in Forbildungslehrgängen zusammengefaßt, und zeitweise waren mehr als 50 Kolonnen von ihnen in Berlin unterwegs, um in den Bezirken Ausbesserungs- und Instandsetzungsarbeiten an städtischen Anlagen und Einrichtungen durchzuführen..." (S. 19)

"In Buckow-West wird der Bau einer großzügig geplanten sozialen Wohnsiedlung in Angriff genommen. Der Anfang wurde mit 15 Zweifamilienhäusern gemacht. Inzwischen ist das Bauvorhaben auf 50 Zweifamilienhäuser angewachsen. Je 10 Lehrlinge bauen unter Anleitung eines Ausbilders jeweils ein Zweifamilienhaus. Sämtliche vorkommenden Arbeiten, auch die der Bautischler, Klempner, Elektroinstallateure, Maler usw. werden von den Lehrlingen ausgeführt. Die Bauzeit von 6 Monaten für ein Doppelhaus und die nach der NOD errechneten Baukosten sind bis jetzt eingehalten worden." (S. 19)

2. Zusammenarbeit zwischen Sozial- und Arbeitsverwaltung:

"Besonders zahlreich sind - eine Folge des Ost-Dumpings - die abgebrochenen Lehrverhältnisse in der Damen- und Herren-Maßschneiderei. Dieser Umstand veranlaßte die Senatsverwaltung für Arbeit, über die Sozialämter an Minderbemittelte Gutscheine auszugeben, die zur kostenlosen Anfertigung eines Kleidungsstücks berechtigen. Der Stoff und die erforderlichen Zutaten müssen von dem Gutscheininhaber geliefert werden. Damit entfallen die Kosten für Ausbildungsmaterial. Bis jetzt sind rund 5 300 Gutscheine ausgegeben und mehr als 4 000 Kleidungsstücke genäht worden. (...) Hinzu kommen rund 12 200 Kleidungs- und Wäschestücke, die für karitative Zwecke unentgeltlich genäht wurden. Insgesamt sind rund 350 000 Arbeitsstunden für gemeinnützige Arbeiten dieser Art aufgewandt worden." (S. 19)

3. Maßnahmen im Bereich der Schulverwaltung:

"Der Staat hat die Pflicht und Aufgabe, auch über das 9. Schuljahr hinaus (...) alle erwerbslosen Jugendlichen, dem Stand ihrer Vorbildung entsprechend, im Rahmen eines erweiterten Berufsschulunterrichts bildungsfähig und damit vermittlungsfähig zu erhalten.(...) Arbeitslose Jugendliche unterliegen der Vollschulpflicht an einer Berufsschule." (S. 23)

"Aus erzieherischen Gründen ist es notwendig, auch den Schülern, bei denen infolge der durch die Erwerbslosigkeit hervorgerufenen seelischen Not [illegible] Bildungsziele nachgelassen hat und resignierende Gleichgültigkeit eingetreten ist, durch Gewährung der Beihilfen einen Anreiz zum regelmäßigen Besuch der Klassen (Sonderklassen für erwerbslose Jugendliche - d.V.) zu geben und sie durch den berufsvorbereitenden Unterricht aus ihrer Resignation und Gleichgültigkeit zu befreien. Es wäre abwegig, die erwerbslosen Jugendlichen durch schulpolizeiliche Maßnahmen zum Schulbesuch zu zwingen.

Seit dem 1. November 1950 werden Beihilfen in folgender Höhe gewährt:

→

tische Entscheidung fehlt gegenwärtig völlig. Es besteht offensichtlich kein Zwang dazu.

Die gegenwärtige "öffentliche Erziehung" ist nichts weiter für die Arbeiterjugendlichen als die "passive Bedrohung" durch staatliche Instanzen. Wenn diese staatlichen Grenzmarkierungen, an denen die Arbeiterjugendlichen im Prozeß ihres Erwachsenwerdens zerbrechen, die eigentlich wirkungsvollen "öffentlichen Erzieher" sind, dann kann man folgern, daß durch eine konstante Quote jugendlicher Arbeitsloser das Instrumentarium grenzziehender passiver Repression noch erweitert worden ist. In erster Linie sind es aber der Jugendrichter, die Jugendgerichtshilfe, Schadenersatzklagen, Strafen und Gefängnis, mit deren Hilfe der Staat die Grenzen des "Ausrastens" der Jugendlichen in der Bruch- und Anpassungsphase bestimmt.

1,25 DM je Anwesenheitstag für V-Schüler des 10. Schuljahrs, 1,50 DM je Anwesenheitstag für V-Schüler des 11. und 12. Schuljahrs."(S. 2

Man muß bedenken, wieviel damals 1,50 DM für einen Berliner Jugendlichen waren. Im Winter 1951/52 waren zwischen 11 000 und 16 000 erwerbslose Jugendliche in V-Klassen. "Durch den allgemeinbildenden und durch den berufsbetonten und somit berufsvorbereitenden Unterricht an fünf Tagen in der Woche wird der Jugendliche in zielbewußte Arbeit eingespannt; die Freude am Schaffen, an der Schularbeit reißt ihn aus seiner Resignation, regt seinen Bildungswillen an, verhindert eine Arbeitsentwöhnung und stärkt durch die Leistung sein Selbstbewußtsein. (...) Es wird vermieden, daß zwischen dem Verlassen der Schule und dem Lehrbeginn seine stete Fortentwicklung unterbrochen wird." (S. 26)

4. Maßnahmen im Bereich der Jugendfürsorge:

"Erwerbslose Jugendliche, die einer besonderen fürsorgerischen Betreuung bedürfen, die keine Aufnahme in den V-Klassen finden oder sich in den Schulbetrieb nicht einfügen können, werden dem Hauptjugendamt für den Jugendnotdienst zugewiesen..." (S. 26)

"In jedem Jahr (werden) während der Sommer- und Herbstmonate mehrere hundert erwerbslose Jugendliche zu Tariflöhnen mit diesen Arbeiten beschäftigt. Insbesondere handelte es sich in den letzten Jahren um solche Jugendliche, die über 18 Jahre alt, zum Teil langjährig arbeitslos und wirtschaftlich besonders schlecht gestellt sind. Unter Anleitung bewährter und pädagogisch erfahrener Gruppenleiter sind so in jedem Jahre zahlreiche Spiel- und Sportplätze errichtet worden." (S. 29)

"Vornehmlich hat sich hier die Einbeziehung des Jugendnoteinsatzes in die Arbeit der Ämter für Jugendförderung im Jahre 1949 als positiv erwiesen. Erst von diesem Zeitpunkt an ist es gelungen, die arbeitslosen Jungen und Mädchen für die Veranstaltungen der Jugendförderung stärker zu interessieren." (S. 27)

"Seit einem halben Jahr wird im Jugendnoteinsatz großer Wert auf das Entstehen von Jugendgruppen und Interessengemeinschaften gelegt. Die Gruppen entstehen in Anlehnung an die praktische Betätigung oder im Anschluß an ein Gemeinschaftserlebnis. Durch die Arbeit in der Werkstatt, auf dem Gebiet der Leibesübungen oder nach der Teilnahme an Kursen und Zeltlagern bildeten sich Gemeinschaften." (S. 27)

"Aus den vergangenen drei Jahren praktischer Erfahrung auf dem Gebiet der Gruppenarbeit im Jugendnoteinsatz hat sich ergeben, daß es darauf ankommt gerade Jugendliche aus den sozial gefährdetsten Schichten an diese Veranstaltungen (kulturelle Veranstaltungen der Jugendförderung, d.V.) heranzubringen, da nur so ein Einfluß auf ihre persönliche Lebensgestaltung ausgeübt werden kann." (S. 27)

Die"Mordbande" aus dem Falkenhagener Feld -
und die Macht des Jugendrichters

Unter der Überschrift "Endlich. Deutschlands brutalste Bande vor Gericht" schreibt die Bild-Zeitung am 23. September 1976:

> "... Zuschauer, die gestern in Berlin den Prozeß gegen Deutschlands brutalste Raubmord-Bande verfolgten, glaubten zuerst, sich im Gerichtssaal geirrt zu haben. Die vier, die im Kriminalgericht Moabit auf der Anklagebank saßen, waren eigentlich noch Kinder...

Zum Beispiel der kleine Bernd John - er war 16, als der erste Raubmord passierte. Oder der schmächtige Horst Kranich, 20, sein Vater ist evangelischer Pfarrer. Er war der Boß der Bande und wollte so aussehen wie der Mafia-Boß Lucky Luciano. Deshalb zog sich der blonde Junge mittags nach der Schule eine dunkle Nadelstreifenhose an, ein weißes Spitzenhemd, eine rote Samtjacke mit Goldbrokataufschlägen und setzte sich einen schwarzen Borsalino-Hut auf. Über den linken, wegen einer Kinderlähmung kraftlos herunterhängenden Arm einen eleganten Stockschirm. "So gefall ich mir".
Ein Kind - ein gefährliches Kind. "Mein kleiner Begleiter" - so nannte der Pfarrerssohn seine 7,65-mm-Pistole, die er stets geladen bei sich trug.
Und das sind die Verbrechen, die den jungen, brutalen Leuten vorgeworfen werden: Ein Raubmord an einem Berliner Fleischwaren-Millionär, Mordversuch an einem Arztehepaar, drei Raubüberfälle, 50 Villeneinbrüche, Beute: 750 000 Mark, davon das meiste Schmuck.
Fünf Tage vor Heiligabend mußte der Millionär August Rozansky 1974 sterben. Der 71jährige Mann hatte sich in seiner Zehlendorfer Villa gerade zum Mitagsschlaf hingelegt, als Horst Kranich und seine Leute kamen...
Host Kranichs Verteidiger gestern: "Der junge Mann kann nicht als ganz normal bezeichnet werden. Er hat sich absolut unklug und leichtsinnig verhalten. Er fuhr sogar in Mafia-Montur mit einem gestohlenen 100 000-Mark-Bentley spazieren. Diesen Luxuswagen hatte die Bande von dem Filmproduzenten von Chamier gestohlen.
Kranichs Vater sagte gestern: "Ich habe noch fünf Kinder. Es geht mir wie jedem Vater. Das Kind, das auf die schiefe Bahn geraten ist, liegt mir besonders am Herzen."
Der Prozeß geht weiter."

Die vier in der Bild-Zeitung beschriebenen Jugendlichen kommen aus dem Falkenhagener Feld. Die meisten unserer Clubhausbesucher haben sie gut gekannt und wissen so gut wie der Jugendrichter, daß es diese Bande nie gegeben hat, daß weit mehr als vier in unterschiedlicher Weise an den Verbrechen beteiligt waren...

Wir haben versucht, anhand der Lebensläufe und durch Interviews den Ursprung der Verbrechen und die allgemeinerzieherische Bedeutung ihrer Aburteilung zu verfolgen.

Lebenslauf von Michael Schmidt (selbstverfaßt)

Wenn mich mal jemand fragt, ob ich meinen Vater gerne habe, müßte ich lügen, wenn ich diese Frage mit "ja" beantworten würde. Meinen Vater könnte man nämlich als Alkoholiker bezeichnen, der im besoffenen Zustand besonders aggressiv und brutal ist. Einmal kam er nach drei Tagen nach Hause, und da hat er dann Krawall gemacht, weil Mutter kein Essen auf dem Tisch hatte. Das mit dem Essen war aber so eine Sache, Vater hatte nämlich das ganze Kostgeld in den drei Tagen durchgebracht.

In der Schule war ich nach den Angaben meiner Lehrer sehr unkonzentriert. Wir sind dann bald nach Spandau in eine größere Wohnung gezogen. Die neue Gegend hat mir ja ungeheuer zugesagt. Weil es da so viele Baustellen gab, die man noch untersuchen konnte und überhaupt war alles viel freier als im Wedding. Ich war keine vier Wochen in der neuen Klasse, da mußte ich dann schon wieder in eine neue. Diesmal hatte man für alle, die neu nach Spandau gezogen sind, eine Klasse eingerichtet. Zwischenzeitlich hatte man in unserer Gegend eine neue Schule gebaut. Die besuchte ich dann in der fünften und sechsten Klasse.

Die Beatles-Ära war zu der Zeit in vollem Gange und alle aus meiner Klasse fingen an, sich die Haare länger stehen zu lassen, ich bin noch mit Lederhosen rumgefegt. Es dauerte nicht lange, da hatte ich dann meinen Spitznamen "Seppel" weg. Jeden, der mich so nannte, habe ich mir dann mal gegriffen, wenn er allein nach Hause ging.

Die Schule habe ich dann mehr schlecht als recht und ohne größere Reibereien hinter mich gebracht. Heute frage ich mich oft, warum hatte ich immer so viel Ärger mit den Paukern. Ihnen habe ich schon von jeher die gleiche Abneigung entgegengebracht wie meinem Vater, warum, weiß ich eigentlich auch nicht so genau. Jedenfalls war die Schule vorbei und ich dachte mir, jetzt muß es doch endlich besser werden.

Ich fing eine Lehre als Betonwerker an und zum Anfang war alles in bester Ordnung. 163 Mark habe ich verdient. Aber als ich dann merkte, daß ich dafür den Handlanger der Gesellen machen sollte, war bei mir der Ofen aus. Ich hatte keine Lust mehr, eine Lehre zu machen und bin dann mit meinem Alten auf den Bau gegangen, für ca. 750 DM. Ich bekam dann die Einwilligung zur Schiffahrt und machte meine ersten eigenen Schritte im Leben. Ich hatte da noch meine Tellerwäscherillusionen und habe mir alles in den schönsten Farben ausgemalt. Ich wollte doch unbedingt beweisen, daß ich auf eigenen Beinen stehe kann. Meine Träume waren aber schnell vorbei. Der Schiffsführer konnte nicht sehen, wenn ich mal fünf Minuten nichts zu tun hatte. Dafür bekam ich 400 Mark. Nach vier Wochen war Feierabend.

Am 15. März fing ich eine Lehre als Binnenschiffer an. Der Schiffsführer und die Arbeitsbedingungen waren o.k. Ich fühlte mich wie im Paradies, außerdem bin ich endlich überall rumgekommen. Von meiner ersten Heuer (1000 DM) kaufte ich erstmal für die Leute zu Hause ein, als wenn ich auf eine Ölquelle gestoßen wäre. So hatte ich mir das immer vorgestellt mal nicht auf die Mark schauen zu müssen. Der Empfang war groß, wie beim reichen Onkel aus Amerika. Zum Schifferball bin ich mit einem Freund von mir hin.

War nur Scheiße, daß da nur eine freie Braut in unserem Jahrgang da war. Wir beide also ran wie Hektor an die Buletten und uns gegenseitig ausgetrickst. Ich habe mir ja nicht große Gedanken um Bräute gemacht, lange hielt ich es sowieso nicht mit einer aus, aber die Braut war genau meine Kragenweite. Das ging 'ne ganze Weile, und jeder von uns hat sich eingebildet, sie würde mit ihm gehen...

Als ich mit einem geklauten Wagen auf dem Weg nach Mannheim war, bekamen mich die Bullen zu fassen, und ich kam zum erstenmal in den Knast. Nach sechs Wochen U-Haft hatte ich dann Termin und bekam trotz meiner 18 Jahre nur vier Wochen. Ich bin dann zur Schultheiß-Brauerei gegangen, auch das ging zuerst noch gut, aber dann brach ich mir den rechten Mittelhandknochen und wurde daher krankgeschrieben. Da begann für mich ein richtiges "Lotterleben". Ich schlief den ganzen Tag über, und abends bin ich dann mit den Typen los, die auch nur den ganzen Tag schliefen. Ich lernte dabei auch, wie man Autos fachgerecht knackt, und damit begann auch mein Untergang...

Am 6.6.73 bin ich dann in die U-Haft Moabit eingefahren und hatte am 5.9.73 Verhandlung. 18 Monate war das Ergebnis meiner Unternehmungen, und ich habe mir damals gedacht, das ist ja schon fast lebenslänglich. Ich nahm im Knast an mehreren Gruppen teil. So lernte ich z.B. Gitarre spielen und auch Schreibmaschine und Steno. Als ich dann Freigänger wurde, habe ich mich für den Führerschein angemeldet, denn ich hielt das für sehr wichtig. Alle aus unserer Familie glaubten daran, daß ich mich ändern würde, nur mein Alter und mein Onkel nicht, und das bekam ich auch immer wieder zu hören! Einen Tag nach

meiner Entlassung am 26.11.74 verlor ich meine Arbeitsstelle. Meine Mutter traf das noch mehr als mich, denn sie hatte für mich einen Kredit aufgenommen, damit sie mir Klamotten kaufen kann, und ich sollte ihr das dann abzahlen. Neue Arbeit war schlecht zu bekommen, erstens war es kurz vor Weihnachten, und zweitens mußte ich passen, wenn ich nach der Vergangenheit gefragt wurde. Zwischendurch habe ich dann auch noch viele Sozialverbände angerufen und habe versucht, mir von da Geld zu besorgen. Die Raten gingen ja weiter, und Mutter alleine konnte das nicht schaffen. Das hätte mich aber vielleicht noch nicht umgehauen, doch als es dann darum ging, die Weihnachtsgeschenke zu verteilen, war ich ja pleite.

Unter diesen Gesichtspunkten habe ich dann mit meinen jetzigen Tatgenossen Verbindungen aufgenommen, weil ich ja wußte, daß die sich um Geld keine Sorgen machten. Der Erfolg ist ja ersichtlich.

Lebenslauf von Bernd Dieter John
(nach Gesprächen mit Freunden und der Mutter verfaßt

Bernd Dieter John, das jüngste Mitglied der Gruppe, geb. am 24.12.1957, ist vorehelich geboren. Seine Eltern ließen sich nach zweijähriger Ehe 1961 scheiden, woraufhin seine Mutter seine und seiner jüngeren Geschwister Erziehung allein übernahm. Schon bald danach lernte sie einen neuen Lebensgefährten kennen, der auch in ihre gemeinsame Wohnung zog. 1964 siedelte die Familie nach Berlin-Spandau in das Falkenhagener Feld um, wo sie auch heute noch wohnt. Bernd fand zu dem Verlobten seiner Mutter nie ein echtes Verhältnis, da dieser sich in keiner Phase der Beziehung bemühte, ein nur annähernd

väterliches Verhältnis aufzubauen. Er trank häufig und viel und neigte in diesem Zustand zu tätlichen Handlungen gegen alle fünf Geschwister. Bernds Mutter befand sich in solchen Situationen immer in einem gefühlsmäßigen Zwiespalt, da sie einerseits eine starke emotionelle Bindung zu ihrem Verlobten hatte und andererseits durchaus die verständliche Abneigung ihrer Kinder gegenüber diesem mitverfolgte.

Bernd wurde erst 1965, siebenjährig, wegen einer schwachen körperlichen Konstitution eingeschult und bereits nach der zweiten Grundschulklasse "wegen leichter Ablenkbarkeit und mangelnder Beteiligung am Unterricht" in eine Sonderschule umgeschult.

Im Klubhaus Falkenhagener Feld lernte er Joachim Heiden und Michael Schmidt kennen.

Lebenslauf von Joachim Heiden
(Joachims Lebenslauf ist vom Gericht beschlagnamt worden)

J.H., geb. am 21.6.1954, ist als drittes von insgesamt sechs Kindern geboren. Die Eltern selbst bezeichnen ihre Ehe als nicht spannungsfrei, was nicht zuletzt auf ihre unterschiedlichen Erziehungsvorstellungen zurückzuführen sei. Joachim fand wohl in keinem seiner Eltern eine wirkliche Bezugsperson; er charakterisiert die Erziehung seines Vaters als lasch und sieht in seiner Mutter mehr jemanden, der "ihm immer das Leben sehr erleichtert, sehr viel abgenommen und alles erledigt" habe.

Bei Joachim ist der Tag, das Gespräch, in dem er vom auffälligen Jugendlichen zum Kriminellen befördert wurde, festgehalten worden. Wir zitieren das Gedächtnisprotokoll der Praktikantin Frau D. im

Klubhaus Falkenhagener Feld über ein Gespräch vom 24. August 1973:

"Gestern gegen 19.30 Uhr kam ein etwa 30jähriger blonder, lässiger, gepflegter Mann ins Klubhaus. Ich quatschte gerade mit B. im Sozialarbeiterzimmer. Er fragte: "Wo ist denn hier das Büro?", ich sagte:"Ein Zimmer weiter, aber wir sind hier zuständig." Er: "Arbeiten Sie hier, früher waren das doch ganz andere Leute?" B: "Was wollen Sie denn?" Er: "Wissen Sie, ich bin Jugendrichter und würde gern mal wieder mit einigen Sozialarbeitern sprechen, schließlich passiert im Umkreis des Klubhauses ja so einiges, im September habe ich einen Termin mit einer Autoknackerbande von hier."

B. und ich wurden verbindlicher und forderten ihn auf, sich zu setzen. Es sei ja sehr interessant, daß der Jugendrichter zu uns käme, schließlich wüßten wir auch, daß unsere Jugendlichen häufig mit ihm zu tun hätten.

"Wie ist es denn jetzt mit dem Rauschgift?", fragte er. Ich: "Es ist nicht so schlimm." Inzwischen kam der Sozialarbeiter M. herein. Er hat früher bei der Jugendgerichtshilfe gearbeitet. M. und der Richter kannten sich offensichtlich gut, und im Verlauf des weiteren Gesprächs waren sie sich immer einig. Zwischendurch hörte auch der Sozialarbeiter E. eine Zeitlang dem Gespräch zu. Der Richter sagte: "Im Jugendrecht haben wir ja sehr viele Möglichkeiten: wir können ein und dasselbe Verfahren einstellen, wir können aber bei demselben Verfahren auch ein Jahr Plötze verhängen." Es käme nun darauf an, die Spreu vom Weizen zu trennen. B. und ich fragten: "Wie machen Sie das denn?" "Deswegen bin ich ja hier", antwortete er. Bei einigen wisse er aus Erfahrung, daß die einzige Möglichkeit die sei, sie aus dem Verkehr zu ziehen, z.B. sei Joachim Heiden, der im Klubhaus verkehre und der 11 Monat auf Bewährung offen habe, ein solcher Fall. Bei ihm sei nun der Bart endgültig ab. M. nutzte die Gelegenheit: "Ich weiß, daß Achim mit seinen Taten vor den Kleinen prahlt und die mit hineinzuziehen versucht." -"So jemand gehört natürlich aus dem Verkehr gezogen", meinte der Richter. M. weiter: Achim habe auch einen Plattenspieler des Klubhauses mutwillig zerstört, er selbst sei zwar nicht dabeigewesen, aber er hätte natürlich einen Riecher, denn als der Plattenspieler kaputtgegangen sei, seien nur Kleinere im Raum

gewesen, und die würde Achim natürlich massiv bedrohen und einschüchtern. "So etwas ist natürlich ganz finster", bemerkte der Richter... Anschließend ging es um Dino. Bei dem könne man ja noch warten."

Charakteristik von Horst Kranich
(von einem Familienmitglied geschrieben)

Horst wurde geboren, obwohl meine Mutter keine Kinder mehr haben wollte, weil wir schon vier waren und sie mit diesen genügend Schwierigkeiten hatte. Mit 1 1/2 Jahren bekam Horst Kinderlähmung am linken Arm und wurde von da an speziell von meinem Vater, der Pastor von Beruf ist, übertrieben verwöhnt. Er wurde aufgrund seiner Krankheit zu völliger Unselbständigkeit und Abhängigkeit vom Vater erzogen. Daher entwickelte sich bei uns langsam ein gewisser Neid.

In der Schule verbündete sich Horst mit einem gleichaltrigen Jungen, dessen linker Arm ebenfalls gelähmt war. Bei Prügeleien wehrten sie sich zu zweit, um so ihr Manko auszugleichen. Obgleich Horst dies in Einzelfällen zusammen mit seinem Freund gelang, verstärkte sich dennoch im Laufe der Schulzeit (acht verschiedene Schulen in Berlin und Westdeutschland) das Bewußtsein, wegen des gelähmten Armes besonders benachteiligt zu sein.

Meine Eltern stritten sich permanent über Horsts Erziehung. Meine Mutter tendierte zu einer strengeren Erziehung unter Einschluß von Verprügeln, wobei sie dies zum Teil selbst besorgte, zum Teil den Vater dazu drängte, Horsts "Ungezogenheiten" abends zu bestrafen. Wir Geschwister gaben Horst die Schuld an dem ständigen Krach zu Hause. Als er 12 Jahre alt war, befürworteten wir, daß er in ein heilpädagogisches

Heim kam, von dem wir hofften, daß es ihm helfen würde. Auslösendes Moment dafür war, daß Horst angefangen hatte, die Familienmitglieder zu beklauen, um die Wertgegenstände in die Pfandleihe zu tragen.

Nach seiner Rückkehr nach Westberlin wollte Horst einen neuen Anfang machen und nicht mehr stehlen, was ihm auch für 1 1/2 Jahre gelang. Verhalten und Schulleistungen wurden besser. Der Krach zu Hause blieb jedoch. Mit 14 Jahren erwachte Horsts Interesse für Motorräder, und weil er kein eigenes hatte, fing er an, sie zu stehlen und zu fahren, bis der Tank leer war. Wegen wiederholten Motorraddiebstahls wurde er zu verschiedenen, sich ständig steigernden Jugendstrafen verurteilt. Die Haft in Schönstedt/Neukölln hinterließ jedoch keine spürbaren Wirkungen. Er empfand es nach dem Abklingen des ersten Schocks eher wie einen "Internatsaufenthalt".

Bezeichnend war, daß wir das Ziel Abitur und Studium, das auch das Ziel meines Vaters war (weniger das meiner Mutter), für Horst keineswegs aufgaben. Auch Horst glaubte noch an dieses Ziel. Von allen Familienmitgliedern wurde die Illusion der heilen Welt, in die er nach seiner Strafe zurückkehren sollte, aufrechterhalten, obgleich die Konflikte zwischen meinen Eltern sich weiter verschärften. Tatsächlich lebte Horst jedoch schon in einer anderen Welt, die uns so fremd war, daß wir keinen Zugang mehr zu ihm fanden. Die Kluft wurde weiter vertieft durch verschiedene Verurteilungen zu insgesamt drei Jahren Haft.

Während Horsts zweiter Freigängerzeit Mitte 1974 merkten wir mehr oder weniger alle, daß sich an seiner Situation und Perspektive nichts geändert

hatte, wollten uns dies jedoch nicht eingestehen. Besonders auffällig war für uns, daß Horst stets über sehr viel Geld verfügte. Wir waren uns nicht sicher, woher er es hatte, doch ahnte ich und wahrscheinlich auch die anderen Familienmitglieder, daß es sich wieder um krumme Sachen handeln mußte. Meistens behauptete Horst, er habe das Geld von einem älteren Freund, was mein Vater wider besseres Wissen als eine akzeptable Erklärung zur Besänftigung seines schlechten Gewissens akzeptierte. Wir hofften wohl, daß er sich "plötzlich" bessern würde und standen der Situation hilflos gegenüber. Im September 1974 kam er aus dem Gefängnis und gab sofort die Schule auf. Alle Versuche, ihn auf den rechten Weg zu bringen, schlugen fehl, so verschieden sie auch waren: Meine Mutter beschimpfte ihn und drohte ihm mit einer Anzeige, wenn er nicht aufhören würde zu klauen, mein Vater nervte ihn, indem er ihn inständig bat, wieder zur Schule zu gehen. Beide versuchten es außerdem mit gutem Zureden und Bestechungen (höheres Taschengeld, bessere Kleidung, Reisen usw.). Wir Geschwister standen vor der Alternative, Horst anzuzeigen oder ihn weiter gewähren zu lassen und uns über die wahre Situation zu betrügen. Die Ausmaße und Gefährlichkeit seiner "Geldbeschaffung" waren uns in ihrer ganzen Tragweite nicht bewußt. Fast alle hätten wir geschworen, daß Horst nie Gewalt anwenden würde gegen Menschen, sondern nur um des Geldes willen klauen würde. Als die Festnahme im Januar 1975 erfolgte, konnten wir mit der Tatsache des Mordes und der Gewaltanwendung "nichts anfangen". Dies drückte sich auch darin aus, daß der erste Besuch in Moabit, wohin Horst nach seiner Verhaftung gebracht worden war, vom Äußeren her nicht anders ablief als früher die Besuche in Plötzensee. Dort saß für mich mein

Bruder und nicht ein Mörder, obwohl er es de facto und nach dem Gesetz ist.

Das sind die vier. "Deutschlands brutalste Bande", analysierte die Bild-Zeitung in dem eingangs zitierten Artikel, setzt sich aus "Kindern" zusammen, denen ein "Raubmord passiert" ist. Eines der Kinder sagt, laut Bild, "so gefalle ich mir!", wenn es sich an den linken, "wegen einer Kinderlähmung kraftlos herunterhängenden Arm" einen "eleganten Stockschirm" einhängt und die durchgeladene Pistole - "den kleinen Begleiter" - in der Tasche trägt. Betrachtet man die Lebensläufe der vier genauer, fällt sofort auf, daß Michael Schmidt und Bernd Dieter John, früh stigmatisiert, in ihrem Selbstwertgefühl zerbrochen wurden - der eine als Sonderschüler, der andere, mit kurzen Haaren und Hosen, war eben der Seppel. Horst Kranich und Joachim Heiden sind dagegen in Familien aufgewachsen, die ihnen das Leben immer sehr erleichtert haben.

Die vier Verurteilten kommen nicht aus gleichen oder auch nur ähnlichen sozialen Verhältnissen. Kleinbürgerliche und proletarische Elternhäuser scheinen den Problemen der Erziehung ihrer Kinder zumindest in diesen Fällen gleich hilflos gegenübergestanden zu haben. Die Familie hat ihre Funktion als der zentrale Erziehungsmittelpunkt ganz offensichtlich in allen vier Fällen nicht erfüllt.

Handelt es sich hier um vier Einzelfälle? Wir haben am 3.1.1976, am Tag nach der Verurteilung, versucht, in Interviews dieser Frage nachzugehen. Wir haben mit Jugendlichen des Klubhauses gesprochen. Sie kennen die Verurteilten gut und haben mehrmals an der Hauptverhandlung teilgenommen.

Frage: "Wie ist eure Meinung über das, was die vier gemacht haben?"
"Also meiner Meinung nach sind die vier Verurteilten genau solche Klubhausgänger wie wir, bloß daß die eben probiert haben, mit anderen Mitteln hier durch Raub und so aus dieser Scheisse selbst rauszukommen, sich irgendwie höher zu stellen, irgendwie es zu Geld zu bringen. Die haben eben nicht eingesehen, 50 Jahre da zu arbeiten."
"Anfänglich sind es genauso normale Typen wie wir, die hatten eben bloß keine Kohle."
"Ja, ich bin der Meinung, also wenn sich mir die Gelegenheit bieten würde, Geld zu machen, dann würde ich das machen, nur um irgendwie zu bremsen, daß ich für den Rest meines Lebens, also 40 Jahre, noch arbeiten brauche."
"Die Dinger, die sie gemacht haben, Mord abgesehen, fand ich gut, war eben genug Kohle. Bei dem Alten hätte ne Backpfeife auch gereicht."
"Wenn sie Villeneinbrüche machen und dabei keine Personen zu Schaden kommen, wenns gut geht, warum nicht. Wenns natürlich sichere Dinger sind, dann würde ich vielleicht auch mitmachen."
"Ich meine, wenn sie in den Villen einbrechen, ohne einen um die Ecke zu bringen, ich meine, dann haben sie echt was Gutes gemacht, dann haben sie den Leuten was geklaut, die zuviel haben."

Wer in der Bild-Zeitung zu "Deutschlands brutalster Bande" gehört, ist im Falkenhagener Feld ein Klubhausgänger wie jeder andere, einer allerdings, der nicht eingesehen hat, 50 Jahre zu arbeiten, es irgendwie zu Geld bringen wollte, es aber nicht geschafft hat und hart dafür bestraft wurde.

Die griechischen Götter bestraften den Zeus-Sohn Tantalus aus Gründen, die hier keine Rolle spielen, ebenfalls besonders hart und grausam. In der Sage heißt es:

"Tantalus wurde in die Unterwelt gestürzt. Über ihm hing ein Felsen, der ständig herunter zu stürzen drohte. Tantalus litt ewigen Durst und Hunger. Dabei stand er in einem See, der zurückwich, wenn er trinken wollte - über ihm hingen in Griffhöhe an Zweigen Früchte, an langen Zweigen, die wegschnellten, sobald Tantalus nach ihnen griff."

An diese mythische Geschichte anknüpfend hat Siegfried Bernfeld den sozialen Ort der Tantalussituation - ständige Entbehrung inmitten von Luxus und erregender Fülle - beschrieben und die Auswirkungen dieser Situation auf Verwahrlosung und Kriminalität untersucht.*

Die ganzen Qualen der Tantalussituation sind für die Jugendlichen, die wir im Falkenhagener Feld kennengelernt haben, von zentraler Bedeutung. Betrachten wir die "Trink-Dich-Frischler", so hatte zunächst keiner, zwei Jahre später kaum einer, einen Führerschein, eine etwas anspruchsvollere Stereoanlage, ein eigenes Zimmer oder eine eigene Wohnung, kein Motorrad, weder mit 50 noch mit 500 Kubik. So etwas kann man aber erreichen und besitzen, das demonstrieren die täglichen Lebensumstände mit immer härterer Deutlichkeit, und nicht nur im Fernsehen, sondern auch z.B. in der Gestalt des Nachbar-Sohnes, der "es zu etwas gebracht hat".

Man könnte nun sagen, auch der Arbeiterjugend ginge es heute - materiell wenigstens - relativ gut.

> "Es interessiert (aber) in unserem Zusammenhang", schreibt Bernfeld, "die extremste Entbehrung, die zum Tode führt, am wenigsten, weil in ihr für Psychologie kein Raum mehr ist. Für uns ist der soziale Ort bedeutsam, bei dem man noch 'gerade zu essen hat', manchmal sogar physiologisch ausausreichend. Auch hier, ja gerade hier, wird die Tantalussituation bedeutsam."

Sie wird durch demokratische Verhältnisse, auch dann, wenn sie nur scheindemokratisch sind, noch unerträglicher, - die Grenzen zum Reichtum der Bourgeoisie sind fließend, vor allem aber, sie sind nicht gottgewollt, mit Anstrengung und einigem Glück kommt man

---

* Siegried Bernfeld, Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse, ausgewählte Schriften Bd. 2, hg. v. L.v. Werder und R. Wolff, Frankfurt/M. 1969, S. 329 ff.

bei uns voran. Kommt man auch. Es fragt sich nur: Wie viele? In dieser Situation, die in den modernen Großstädten zum Massenschicksal geworden ist, schwindet das Verhältnis zur Legalität. Sie bringt nichts. Gewissensangst hört auf zu existieren. Was bleibt, ist die Realangst vor Strafe, die Kalkulation des Risikos. So formulieren die befragten Jugendlichen ihre Meinung nicht leichtsinnig, sie kennen ihre Situation, aber sie verdrängen auf der Suche nach dem großen risikolosen Coup zu einem "bequemeren Leben" die Auseinandersetzung mit sich selbst und ihren jeweiligen Möglichkeiten. Ihr Interesse an dem Prozeß und an den Strafen ist nicht platonischer oder sensationslustiger Natur, sondern von dem Interesse bestimmt, das Risiko zu wägen, zu kennen. Auf unsere Frage, warum sie zu dem Prozeß gegangen sind, kamen folgende Antworten:

> "Das war eben interessant mit anzusehen, und weil ich den kannte, fand ich interessant zu sehen, was mit dem passiert."
> "Ich kenne sie doch alle viere, und mich hat es eben interessiert, was sie mit solchen Leuten machen, die auf die schiefe Bahn geraten."

Hier wird den infrage kommenden Jugendlichen an ihren Freunden hautnah die Grenze vorgeführt. Hier hilft nichts mehr, hier müssen sie sich selbst fragen, ob sie das, was mit den vier geschehen ist, für sich selbst wollen.

> "Ich finde, der Richter hat überhaupt nicht versucht, auf die einzugehen, in seinen Augen war das von Anfang an klar, daß das Penner sind, die er verurteilen muß."

Am 2. Januar 1976 wurden die vier zu folgenden Strafen verurteilt (die Revision hat der Bundesgerichtshof inzwischen verworfen): Horst Kranich zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe wegen Raubmordes, Raubmordversuchs in zwei Fällen, schweren Raubes

in Verbindung mit gefährlicher Körperverletzung, gemeinschaftlichen Raubes in zwei Fällen, fünffachen schweren Diebstahls und versuchten Diebstahls.
Bernd Dieter John zu einer Jugendstrafe von acht Jahren wegen zweifachen Mordversuchs, gemeinschaftlichen schweren Raubes und Diebstahls.
Joachim Heiden zu einer Freiheitsstrafe von fünf Jahren wegen gemeinschaftlichen schweren Raubes und Diebstahls.
Michael Schmidt zu einer Freiheitsstrafe von drei Jahren und sechs Monaten wegen gemeinschaftlichen schweren Raubes und Diebstahls.

Das Zusammenfügen dieser vier Jugendlichen zu einer verschworenen kriminellen Bande:"Eine Millionenstadt zittert vor einer Mordbande" ("Wochenende", September 75) ist eine bewußte Erfindung der Jugendgerichtsbarkeit, die von der Presse begierig aufgegriffen worden ist.

Über diese Raubzüge war wohl eine stets wechselnde größere Zahl von Jugendlichen informiert und auf die eine oder andere Weise auch beteiligt. Eine bewußte professionelle Planung und Absicherung der Aktionen, eine Kalkulation des Risikos, hat es nicht gegeben. Von einer Hierarchie innerhalb der vier auszugehen und Kranich zum "Banden-Boß" (Morgenpost, 13.1.76) zu machen, entspricht nicht der Realität.

Entgegen den psychiatrischen Gutachten, entgegen den sonstigen Gepflogenheiten des Jugendgerichts, verurteilten die Richter Horst Kranich zu lebenslänglichem Gefängnis. Ihn,der in brutaler brachialer Weise aus der Tantalussituation ausgebrochen, mit einem Bentley zu den Spandauer Jugendheimen und Diskotheken kutschiert ist. Die anderen Jugendlichen

Freunde und Bekannte von ihm, müssen sich damit auseinandersetzen, daß für einen von ihnen, der versucht hat, was alle gerne täten, das ganze Leben offensichtlich hin ist.

Frage: "Wie habt ihr die Urteile gefunden?"

"Auf der einen Seite finde ich das Urteil gerecht, weil, wer Menschen tötet, soll dafür auch 'ne Strafe kriegen. Woanders hauen sie dir die Rübe dafür ab."
"Ich finde, das ist ein bißchen hart. Man räumt den Leuten gar keine Chance mehr ein, sich in die Gesellschaft einzupassen. Dem Kranich bleibt ja nun nach ca. 20 Jahren Haftstrafe nichts mehr weiter übrig, als auf dieser Bahn weiterzumachen, um oben an der Luft zu bleiben, sonst geht er doch in dieser Gesellschaft irgendwie beschissen unter."
"Für Johni ist das auch, für einen 18-jährigen, der bis jetzt die meiste Zeit sowieso im Gefängnis verbracht hat, sind die acht Jahre eine harte Strafe."
"Zur Tatzeit war Kranich 19 Jahre, da hätte er milder bestraft werden müssen. 10 Jahre hätten gereicht. Nach 10 Jahren hätte er nicht im Traum mehr daran gedacht, einen umzulegen."
"Ich meine, wenn er welche umbringt, würde ich auch sagen, lebenslänglich."
"Der soll auch bestraft werden, aber eben nicht lebenslänglich. Das ganze Leben ist kaputt für den und das darf er nicht wegschmeißen, das ist eben alles vorbei, da wird nichts mehr besser, gar nichts, das wird schlimmer, es ist vorbei mit dem, was hat er denn noch zu verlieren? Überhaupt nichts mehr, und das ist doch nicht richtig."

Vor dieser Grenze, ihrer nicht wegzudiskutierenden brutalen Realität, fangen einzelne Jugendliche sogar an, über Erziehung nachzudenken:

Frage: "Was würdet ihr mit den Leuten machen?"

"Daß sie das Arztehepaar mit dem Hammer versucht haben totzumachen und den Fleischer über den Haufen geschossen haben, na, das war unnötig. Jeder ist doch im gewissen Sinne Mensch, und da fühlt man doch selber mit, und wenn ich da jemandem einen Hammer auf den Kopf haue und das fängt an zu knirschen, dann hör' ich doch auf, dann überleg ich doch da ein bißchen. Ich kann nur sagen, das ist 'ne Bestie ohne Herz und Gewissen."

"Die Sprüche, wie z.B. 'der Hotte muß raus' oder 'der Johni muß raus' haben doch recht in einer Hinsicht, daß die Leute eben nicht in Knast reinkommen dürfen, sondern anders behandelt werden müssen."
"Man sollte ihn vielleicht in eine Heilanstalt stecken oder so."
"Man müßte ihn schon bestrafen, aber ich weiß nicht, auf welche Art und Weise. Er müßte regelmäßig unter Kontrolle sein, in einem anderen Ort oder so, da würde er auch nicht mehr auf sone Ideen kommen."
"Als ich die Urteile gehört habe, hab ich gelacht, weil ich das eben unheimlich beschissen fand, weil ich der Meinung bin, daß Gefängnis Scheiße ist, die Leute werden bloß schlimmer da gemacht, ja, entweder sollte man sie psychiatrisch behandeln oder, ich weiß jetzt nicht wie man das machen kann oder so, jedenfalls, das ist meine Meinung, daß man das so machen müßte, ja, daß die Leute eben an der Gesellschaft, die wir hier haben, gerade hier ist es ja nun ganz extrem, was, weil nun viele Häuser zusammen stehen, viele Menschen, die da wohnen, 500 Leute in einem Hochhaus, davon kennen sich drei oder vier. In einem Dorf, da kennt jeder jeden, da haben die ein ganz anderes Verhältnis zueinander. Wenn wir mal voll sind oder so, und dann macht einer nicht gleich das, was wir wollen, dann kriegt er schon mal ne Schelle oder so, man macht das schon selten, aber da gibt's ein paar Leute, die sind eben schneller drauf, die sind eben unheimlich aggressiv, eben durch die ganze Umgebung, die sie haben, weil sie ihre Freiheiten, von wegen Demokratie, also eben bloß bis zu bestimmtem Punkt Demokratie, was, das siehste jetzt mit den Arbeitslosen."

Hier fordern die Jugendlichen selbst Erziehung, Vorsorge und Beachtung. Gleichzeitig wissen sie aber auch, daß sie davon nichts zu erwarten haben. Nicht die Eltern oder die Erzieher, sondern der Jugendrichter und das Jugendgefängnis, das Leid der eigenen Freunde erziehen hier, richten zu. Der zuständige Jugendrichter ist sich über seine Rolle als der einzig erziehenden Instanz in seinem Geschäftsbezirk im klaren. Er ist oft unter den Jugendlichen anzutreffen, weiß sehr viel, hat eine Technik entwickelt, durch Gespräche und Verhöre einerseits

und punktuelle Unterstützung pädagogischer Initiativen andererseits die Szene der Gefährdeten im Auge zu behalten. Er entscheidet oft nach Rücksprache mit den zuständigen Sozialarbeitern, wann wer für wie lange ins Gefängnis kommt. Dabei geht er wesentlich bewußter und im Sinne der befriedenden Grenzziehung effizienter vor als das gesamte Jugendamt. Er ist in unserem Bezirk derjenige, der bewußt von der Grenze her zurichtend in das Erwachsenwerden der Besucher unserer Freizeitheime eingreift.

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Wir haben dargestellt, daß die Jugendpflege den Prozeß des Erwachsenwerdens nicht beeinflußt. Die Kinder und Jugendlichen in Spandau werden - entgegen allen neueren, oft unter marxistischen Vorzeichen entwickelten Theorien - von den Jugendpflegern nicht repressiv zugerichtet; weder im Hinblick auf ihre spätere Verwertbarkeit im Produktionsprozeß, noch auf die "Habitualisierung" staatsbürgerlicher Lämmermoral. Stattdessen zieht der Staat eine Grenze, die von der Jugendgerichtsbarkeit und ihren Hilfseinrichtungen - wie Bewährungshilfe und Gefängnis - markiert ist. Alles, was die proletarische Jugend vor dieser Grenze tut, bleibt für die Behörden ohne Belang. Anpassung findet statt, indem der Jugendliche selbst oder seine Freunde mit der Grenze in Berührung kommen.

Das geschieht in zunehmendem Maß. Allgemein gesehen ist der Anpassungsprozeß der Bundesrepublik an den gewöhnlichen Kapitalismus, die Normalität der Krise, als Ursache nicht zu übersehen.

Aus der Sicht eines Heimleiters im Falkenhagener Feld stellt sich das Problem aber dar als gesellschaftliche Tendenz, deren Entwicklung durch mehrere Umstände charakterisiert ist: die immer frühere Beendigung familiärer und elterlicher Erziehung, die ständige finanzielle, aber vor allem pädagogisch-inhaltliche Einschränkung staatlicher oder sonstiger Erziehungshilfen und das Hinauszögern wirklicher, insbesondere also beruflicher Belastungssituationen. So gerät der Prozeß des Erwachsenwerdens für die proletarische Jugend

aus dem Gleis: Quantitativ und qualitativ breitet sich die Nichterziehung, das Alleinelassen aus. Die brutale Grenze staatlicher Gewalt bleibt als einzige pädagogische Instanz.

Der engagierte Jugendpfleger sitzt zwischen allen Stühlen, auf die Dauer gesehen scheitert er an mangelnder staatlicher Unterstützung, schließlich hat er ja im Gegensatz zum Lehrer keine Institution im Rücken, die versucht, einen - wie immer gearteten - Betrieb aufrechtzuerhalten, bestimmte vorgegebene Ziele mit bestimmten Mitteln zu erreichen. Dieser Zustand institutioneller Zielosigkeit ist oft als "Freiheit" oder größerer Spielraum beschrieben worden. Wir haben diese Freiheit kennengelernt, als Freiheit der Sparkommissare und der Verschwendung, als Freiheit zu Nichtstun wie zu politisierendem Herumexperimentieren zum Nachteil der Kinder und Jugendlichen in Spandau.

Sozialdemokratische Emanzipationspädagogen verkennen diese Zusammenhänge und verkleistern die Probleme, wenn sie als des Rätsels Lösung vorschlagen, "die Träger außerschulischer Jugendarbeit zu einem geschlossenen Agieren zu veranlassen", oder wenn sie "im Einzelfall genau prüfen (wollen), welche Faktoren die Erreichung eines ganz bestimmten Zieles in welcher Intensität behindern und ob hier eine Veränderung nicht nur für erforderlich, sondern mit den vorhandenen Mitteln für machbar gehalten wird".* Unter Anwendung einer "Mehrfachstrategie", "projekt-stadtteilbezogenen", "parteilich", "mit solidarischen

* Jürgen Dittner, Behördliche Jugendpflege, Berlin 1976, S. 113 ff

Methoden", mit "ökonomischen Hebeln" zur"Statusverbesserung" sollen Erzieher mobilisiert werden, - und die machen das dann schon. Können sie es überhaupt? Wer sich diese Frage nicht stellt, versteckt das Ende einer Reformphase, die erkennbar nie bis zur Jugendpflege nach Spandau vorgedrungen ist, hinter Durchhalteparolen und verschiebt die Verantwortung weg von den staatlichen Behörden auf Erzieher, die zu jung und schlecht ausgebildet sind.

Es ist paradox: Das einzige, was die Studentenbewegung und die Reformwelle in unserem Arbeitsfeld vermocht haben, ist der vorläufige Ruin der Erzieherausbildung. Gesellschaftliche, ökonomische und psychologische Zusammenhänge sind in die Ausbildungsgänge eingeführt, aber praktische Fähigkeiten zu Nebensächlichkeiten degradiert, wenn nicht aus der Ausbildung getilgt worden. So hat der Absolvent einer Erzieherfachschule oder Sozialakademie im allgemeinen nicht gelernt zu musizieren, zu töpfern, Spiele zu organisieren etc. Er kann über die Probleme reden, sie "bequatschen". An ihrer Lösung mitarbeiten kann er nicht. Dem jungen Erzieher fehlt sehr oft alles, was ihn zur Erziehung befähigen würde: Kenntnisse, Lebenserfahrung, eigene Festigkeit. Was ihm bleibt, ist die Möglichkeit, auf der Leiter des 2. Bildungsweges etwas aufzusteigen und ein voreiliges, von der Wirklichkeit schnell frustriertes Engagement.

Die bewußt beschriebene anspruchsvolle Malaktion, die in den ansonsten recht sinnlosen und anregungsarmen Jugendheimtag Abwechslung gebracht hat, scheint einen sehr neuralgischen Punkt der sozialpädagogischen Diskussion zu berühren: Gerade in

der Arbeit mit proletarischen Kindern, die oftmals in zerrütteten Familien leben, kann es nicht darum gehen, als Erzieher nur etwas Gesprächsbereitschaft, Beratung, etwas Entfaltung, Spaß und Freizeit anzubieten. Sozialpädagogen müssen die Kinder, die nachmittags ins Freizeitheim kommen, auch wirklich fordern, sich mit ihnen auseinandersetzen und für sie mehr sein als ein freundlicher, allwissender Betreuer. Bei diesen Kindern können wir nicht auf ihren inneren Antrieb, ihre Bedürfnisse und Selbstentfaltungsmöglichkeiten setzen. Ihnen müssen wir konkrete, auch schwierige Aufgaben stellen. Nur so lernen sie Selbstvertrauen. Überlassen wir sie im Laisser-faire-Stil sich selber, dem, was sie ohne Widerstand und Auseinandersetzung akzeptieren und bewältigen, blockieren sie sich selber und vermitteln sich gegenseitig den Spruch: "Doof bleibt doof!"

Leute wie Jürgen Dittner setzen ihre Hoffnungen zu Unrecht und wohl auch gegen besseres Wissen auf diese Generation von Erziehern. Ihre Vorschläge sind nicht einmal reformistisch, sondern einfach unrealistisch. Es ist auch absurd, von den betroffenen Jugendlichen selbst kämpferische Initiativen für ihre eigene Erziehung zu erwarten: Selbstentfaltung, Mitbestimmung, Selbstbestimmung und Emanzipation sind Begriffe, die, so schön sie klingen, die Notwendigkeit von Erziehung bestreiten. In der Praxis der letzten Jahre hat der Glaube an die selbstbefreiende "revolutionäre Kraft" der Jugend mit dazu geführt, die Jugendlichen sich selbst zu überlassen. Ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten und Kräfte verkümmern, ihr Selbstbewußtsein zerbricht, ihre Möglichkeiten

zu leben, zu lernen und zu kämpfen werden zerstört. Und die Erzieher kommen sich auch noch fortschrittlich vor, wenn sie darauf verzichten, auf überschaubare, gemeinsam erreichbare Ziele hinzuarbeiten, von den Kindern und Jugendlichen auch Leistungen zu verlangen.

So verödet das Feld der Erziehung immer mehr, die Familien sind überfordert, die Schule verlängert die Schulpflicht lieber in Richtung auf die Fünfjährigen, die Jugendverbände sind erstarrt, die finanziellen Möglichkeiten der Jugendämter werden immer geringer, ihre inhaltlichen und konzeptionellen Grundlagen sind verworrener denn je.

Die passiv grenzziehende Repression verstärkt sich dagegen in ihrer objektiven wie subjektiven Bedeutung: Sie tritt den Jugendlichen in unseren Jugendheimen gegenüber als akutes Schulversagen, Konflikte mit der Straßenverkehrsordnung, das Kennenlernen der Ausnüchterungszelle, des Arbeitsamtes, des Jugendgefängnisses oder als der sang- und klangloser Verlust von Arbeits- und Lehrstellen.

Wir sind der Meinung, daß die Jugendpflege auch mit den wenigen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln einen wichtigen Einfluß auf die Jugendlichen bekommen kann, wenn öffentliche Erziehungseinrichtungen der Familie als zumindest gleichberechtigte Erziehungsinstitution an die Seite gestellt werden. Dabei verstehen wir unter "öffentlicher Erziehung" kein Monopol des Staates über die Kinder. Das Volk trägt den Staat nicht, legitimiert ihn auch nicht. Das ist eine Tatsache. Gerade wenn man mit proletarischen Jugendlichen arbeitet, merkt man das

Daß die augenblickliche "öffentliche Erziehung" im wesentlichen Kriminelle hervorbringt, ist ebenso eine Tatsache. Unsere Forderung nach öffentlicher Erziehung zielt aber ab auf eine gesellschaftlich verantwortete und kontrollierte private Erziehung, d.h. an Stelle der individuellen Verantwortung für die Kinder müßte eine öffentliche Kontrolle ihrer Erziehung treten. Konkret bedeutet das etwa Kindergartenpflicht für alle Kinder und Pflicht der Eltern zur Mitarbeit; Kinderhäuser und Jugendhäuser unter kollektiver Verantwortung im Wohnviertel, Kontrolle der Schulen durch die Eltern etc.

Der Vorschlag, die öffentliche Erziehung zu erweitern, heißt keineswegs, einfach dafür einzutreten, die gegenwärtige bürokratische Schule gleichsam nach allen Seiten hin auszudehnen. Denn die heutige Schule schafft ebenso wie der staatlich organisierte und kontrollierte Erziehungsbereich gerade einen Großteil der Probleme und Hindernisse, denen wir fortlaufend gegenüberstehen. Eine Ausdehnung öffentlicher Erziehungsinstitutionen müßte vielmehr in jedem Fall mit einem anderen inhaltlichen Konzept als dem herrschenden einhergehen: Statt sie zu verdrängen, müssen wir die Bedürfnisse der Jugendlichen erzieherisch aufnehmen, damit sie nicht ins Leere stoßen und schließlich im Gefängnis landen. Diese andere öffentliche Erziehung, die wir meinen, müßte also zuerst gegen die herrschende, die Probleme privatisierende Erziehung durchgesetzt werden - ein Prozeß, der seinerseits undenkbar ist ohne die bewußte und umfassende Beteiligung all derer, die tagtäglich mit den Kindern und Jugendlichen umgehen und sie erziehen.

Solche Erziehung setzt ein klares Bewußtsein darüber voraus, daß Erziehung ohne konkrete Ziele und Leistungen nicht möglich ist. Solche Leistungen sind die selbständige Organisation des täglichen Lebens vom Wäschewaschen bis zum Essenkochen, das Wegziehen von zu Hause, das gemeinsame Bezwingen eines Berges, das Bauen eines Spielplatzes, das regelmäßige Arbeitengehen, das Einteilen des Geldes, das Durchhalten in der Lehre.

Wir wissen, daß die Jugendlichen dem durch die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmten Anpassungsprozeß nicht zu entziehen sind. Wir halten solch ein Ziel für illusionär. Für den einzelnen Jugendlichen ist es destruktiv und lebensbedrohend. Erziehung durch die Jugendpflege muß im Prozeß der Anpassung stattfinden - die Grenzen sollte der Erzieher dabei nicht vertuschen, sondern sie den Jugendlichen vorführen sie mit ihnen zusammen ausloten. Wenn die Jugendlichen diese Anpassung mit einem Erzieher zusammen bewußt gehen, dann können sie mit "aufrechtem Gang" erwachsen werden, ohne das Träumen zu verlernen und das Hoffen zu vergessen.

Eine solche Erziehung braucht Erzieher, Erwachsene, öffentliche Väter und Mütter, die bereit sind, die Jugendlichen nicht vor der Wirklichkeit zu schützen, sondern sie damit zu konfrontieren. Sie müssen bereit sein, den Konflikt mit den Jugendlichen zu suchen und nicht, wie heute üblich, diesen Konflikt mit den Tricks von Mitbestimmung und Selbstverwaltung zu umschiffen. Die Erzieher müssen die Verantwortung für das Erwachsenwerden der Jugendlichen ohne Skrupel übernehmen und da,

wo Anleitung und Führung notwendig sind, diese auch geben. Dazu gehört aber auch Liebe, die Bereitschaft, das Leben der anvertrauten Jugendlichen im Ernst zu teilen. Der Erzieher muß sich persönlich einbringen und sich darüber im Klaren sein, daß, solange er bei einer solchen Arbeit keinen gesellschaftlichen Rückhalt hat, seine privaten Verhältnisse darunter leiden werden. Die Jugendlichen werden einen solchen Erzieher nicht uneingeschränkt lieben, sie werden ihn oft verfluchen oder beschimpfen, aber sie können in dieser Auseinandersetzung mit ihrem Erzieher wachsen, und das erscheint uns wichtiger als das erfolgreiche Ausklammern von Konflikten. Für den Erzieher können die Jugendlichen nicht Objekte von Theorien sein, er muß sie als Menschen sehen und um sie und ihr Leben kämpfen. Das hat der katholische Dorfpriester von Barbiana, das in den Bergen östlich von Florenz liegt, in der Schülerschule seines Pfarrhauses genauso getan wie A.S. Makarenko, der seinen Zöglingen in der Gorki-Kolonie nach der Oktoberrevolution den "Weg ins Leben" gezeigt hat.

LITERATURVERZEICHNIS

J. Agnoli, Überlegungen zum Bürgerlichen Staat, Berlin 1975

Aktion Jugendhaus - Dokumentation, Hausbesetzung ist Zwang, Hauszerstörung ist Gewalt. Aktion Jugendhaus, Werthheim 1975

M. Angermaier, Legasthenie - Verursachungsmomente einer Lernstörung, Weinheim 1974

Arbeitsamt Essen, Jugenddorf Zehnthof Essen; Abschlußbericht über den 6. Förderungslehrgang für noch nicht berufsreife Jugendliche 1973/74, Essen 1974

Arbeitsgruppe "Nutzung öffentlicher Einrichtungen für die Freizeit", Nutzung öffentlicher Einrichtungen für die Freizeit, hier: Jugendfreizeiteinrichtungen, Vorlage Nr. 4 - zur Beschlußfassung für die Sitzung des Planungsausschusses "Freizeitwert Berlin" am 16.5.1975, Berlin 1975

Autorenkollektiv, Materialien zur Lage der Arbeiterjugend in Westberlin, Frankfurt 1962

J. Bachmann u. H.G. König, Die Jugendpflege eines Berliner Bezirks als Beispiel staatlicher Jugendpolitik im Freizeitbereich. Unveröffentlichte Diplomarbeit, PH Berlin, WS 1976

F. Basaglia, Die negierte Institution oder die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen, Frankfurt/M. 1973

F. Basaglia, Was ist Psychiatrie, Frankfurt/M. 1974

G. Baumgratz, Jugendarbeitslosigkeit in Frankreich und in der Bundesrepublik Deutschland - Texte -, Hrsg.: Deutsch-Französisches Institut Ludwigsburg, Ludwigsburg 1975

R. Behrendt, Methoden Politischer Bildung in der außerschulischen Jugendarbeit. Ein Erfahrungsbericht - Überlegungen zu einem schichtenspezifisch differenzierten Lernbegriff, in: Zur Theorie und Praxis Politischer Bildung, Schriftenreihe des Wannseeheims für Jugendarbeit, Berlin 1975

H. Berger, Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit, Frankfurt 1974

Bericht über die Jugendarbeitslosigkeit und die Ausbildungsplatzsituation in Berlin, Hrsg.: Abgeordnetenhaus von Berlin, Drucksache 7/499, 16.6.1976, Mitteilungen des Präsidenten - Nr. 38 -

Bericht über die Situation und Planung im Sektor "Jugenpflege", Hrsg.: Abgeordnetenhaus von Berlin, Drucksache 6/228, 5.11.1971

Berliner Jugend 1962, Ergebnisse einer sozialwissenschaftlichen Erhebung des Instituts für angewandte Sozialwissenschaft, Bad Godesberg (Manuskript), Bad Godesberg o.J.

Berliner Statistik, Hrsg.: Statistisches Landesamt Berlin, 27. Jg., Heft 5, Berlin 1973

S. Bernfeld, Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse, ausgewählte Schriften, 3 Bde., Bd. 2, Hrsg.: L.v.Werder und R. Wolff, Frankfurt/M. 1969

I. Buhmann, Ich habe mir eine Geschichte geschrieben, München 1977

J. Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien, ein Versuch, 7. Aufl., Leipzig 1899

Du Bois-Raymond/B. Söll, Die Schule im Leben der Arbeiterkinder, Kursbuch 34, Berlin 1973

W. Bövlingloh u.a., Jugendliche in Neukölln III, Hrsg.: Amt für Jugendarbeit im Kirchenkreis Neukölln, Berlin-Neukölln 1976

A.V. Cicourel, Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt/M. 1970

J. Claus u.a., Gutachtliche Stellungnahme zum Verhältnis selbstverwalteter Jugendarbeit und Jugendbehörden, Berlin 1974

E. Derschatta, Frei? Zeit? Heim? Das Freizeitheim in der Münchener Au - Berichte, Dokumente, Analysen, Perspektiven, München 1974

G. Devereux, Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, München 1973

J. Dittner, Behördliche Jugendpflege, Eine Untersuchung am Beispiel Berlin (West), Berlin 1976

Dokumentation über den Kampf um Selbstbestimmung im Klubhaus Falkenhagener Feld, Hrsg.: Gemeinwesenverein Selbsthilfe Falkenhagener Feld, Berlin-Spandau 1973

E. Dürr/W. Lauff, Ferienlager als komplexe Arbeitsfelder der Jugendhilfe. Modell zur Koordination von Jugendpflege, Jugendfürsorge und Erziehungswissenschaft, Hrsg.: Senator für Familie, Jugend und Sport, Berlin 1975

F. Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England, MEW Bd. 2, Berlin (DDR) 1970

J. Fekke u.a., Richtlinienentwurf für Politische Bildungsarbeit der Jugendämter in den Bezirksverwaltungen, Neuer Rundbrief, Berlin 1972

J. Fiege u. B. Hafeneger, Jugendzentren - Anpassung oder Rebellion?, in: päd extra, Frankfurt, 22/1974

"Wozu dient ein FREIZEITHEIM und wie muß es aussehen?", in: Der Rundbrief, Berlin 5/6/1962

J. Friedrichs/H. Lüdtke, Teilnehmende Beobachtung, Einführung in die sozialwissenschaftliche Feldforschung, Weinheim und Basel 1977, 3. Aufl.

Geschichte der Erziehung, 11. Aufl., Berlin (DDR) 1973

H. Giesecke/A. Keil/U. Perle, Pädagogik des Jugendreisens, München 1967

G. Grauer, Jugendfreizeitheime in der Krise. Zur Situation eines sozialpädagogischen Feldes, Weinheim und Basel 1973

C. Hagemann-White/R. Wolff, Lebensumstände und Erziehung. Grundfragen der Sozialisationsforschung, Frankfurt/M. 1975

Haushaltspläne von Berlin für das Rechnungsjahr 1973, 1974, 1975, 1976, Bezirkshaushaltspläne Spandau, Berlin 1973, 1974, 1975, 1976

K.-P. Horn, Familien und Kinder am Rande der Gesellschaft, Diplomarbeit, Freie Universität Berlin, WS 1977

M. Jaeggi/R. Mul/S. Schmid/Fotos: Otmar Schmid, Das rote Bologna. Kommunisten demokratisieren eine Stadt im kapitalistischen Westen, Zürich 1976

Die Jugend in West-Berlin, Denkschrift zur Jugendnot, Hrsg.: Senator für Arbeit, Senator für Volksbildung und Hauptjugendamt, Dezember 1951, überarbeiteter Nachdruck nach Abschluß der Konferenz vom 13. März 1952, Berlin 1952

Die Jugendclubs der Bildungszentren. Ein Erfahrungsbericht von der Arbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter in den Jugendclubs, in : Neuer Rundbrief, Berlin 1/1976

Jugendfreizeitheime in Steglitz. Ein Bericht des Bezirksjugendrings Berlin-Steglitz, Berlin 1973 (Vervielfältigtes Manuskript)

Jugendheim-Praxisbericht. Arbeiterbezirk Wedding, Berlin 1972

Jugendliche - arbeitslos, Erziehung und Klassenkampf 18-20/1975, Sonderheft Jugendarbeitslosigkeit, Hrsg.: Redaktionskollektiv "Erziehung und Klassenkampf" im Verlag Roter Stern, Frankfurt/M. 1976.

Jugendliche in Neukölln II, Probleme und Aufgaben der Jugendarbeit in einem Westberliner Arbeiterbezirk - Forderungen zur Jugendpolitik, Hrsg.: Amt für Jugendarbeit im Kirchenkreis Neukölln, Berlin-Neukölln 1975

M. Kappeler, Die Jugendarbeitslosigkeit als praktisches Problem in der Jugendarbeit, in: deutsche jugend, München, 3/1976

J. Kausslach/F.W. Düwer/G. Fellberg, Aggressive Jugendliche, Jugendarbeit zwischen Kneipe und Knast, München 1976

H. Kentler, Problemkatalog der Jugendfreizeitheime, Berlin 1972 (Unveröffentlichtes Manuskript)

H. Kentler/T. Leithäuser/H. Lessing, Jugend im Urlaub, 2 Bde., Weinheim 1970

K. Kosub, Unter Staatsaufsicht. Anmerkungen zur politischen Bildungsarbeit Berliner Jugendämter, in: Neuer Rundbrief, Berlin 1/1972

H. Lessing/M. Liebel, Jugend in der Klassengesellschaft. Marxistische Jugendforschung und antikapitalistische Jugendarbeit, München 1974, 2. Auf. 1975

O. Lewis, Die Kinder von Sánchez. Selbstportrait einer mexikanischen Familie, Düsseldorf/Wien 1963, Orig.: The Children of Sánchez, New York 1961.

M. Liebel, Produktivkraft Jugend. Über aktuelle und historische Aspekte der Arbeiterjugend im Kapitalismus, Frankfurt 1976

H. Lüdtke, Jugendliche in organisierter Freizeit, Weinheim/Basel 1973

H. Lüdtke/G. Grauer, Jugend - Freizeit - "Offene Tür". Methoden und Daten der empirischen Erhebung in Jugendfreizeitheimen, Weinheim/Basel 1973

A.S. Makarenko, Werke, Berlin (DDR) 1972

B. Malinowski, Argonauts of the Western Pacific, London 1922

B. Malinowski, Diary in the Strikt Sense of the Term, London 1967

Mao-Tse-Tung, Über den Widerspruch, Peking 1964

Ch. Marzahn/Ch. Schütte/H. Kamp, Konflikt im Jugendhaus. Fortbildung für Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Lehrer. Arbeitsmaterialien und Handlungsmodelle, Reinbek 1975

Organisationsgutachten über die Abteilung Jugend und Sport der Bezirksämter von Berlin, Teil Jugendpflege, Hrsg.: Der Senator für Inneres von Berlin, Berlin 1968

Planungsteam "Neuorganisation der Abteilung Jugend und Sport" der Bezirksämter von Berlin. Abschlußbericht. Bericht zur "Neustrukturierung der sozialen Dienste in Berlin (West)". Auftrag, Arbeitsschritte und Vorschläge des ressortübergreifenden Planungsteams (Kurzfassung), Hrsg.: Der Senator für Familie, Jugend und Sport Berlin-West, Berlin 1973

J. Quandt u.a., Jugendliche in Neukölln I, Hrsg.: Medienzentrum Kreuzberg, Berlin-Kreuzberg 1975

J.C. Raspe, Zur Sozialisation proletarischer Kinder, Frankfurt/M. 1972

L. Rainwater, Behind Ghetto Walls. Black Families in a Federal Slum, Harmondsworth 1971

Scuola di Barbiana. Die Schülerschule. Brief an eine Lehrerin, Berlin 1970

K. Sirch, Der Unfug mit der Legasthenie, Stuttgart 1975

S. Schmid, Freiheit heilt. Bericht über die demokratische Psychiatrie in Italien, Berlin 1977

R. Steffen, Praxisbericht über ein Jugendfreizeitheim (Januar - Oktober 1972). Jugendclub Turnierstr.. Beispiel behördlicher Jugendarbeit im Bezirk Wedding, Berlin-Wedding 1972/73

Team des Jugendfreizeitheims im Bildungszentrum Wilhelmstadt, Konzeptionelle Vorstellungen für das Jugendfreizeitheim Wilhelmstadt (Unveröffentlichtes Arbeitspapier), Berlin-Spandau 1975

H. Thurnwald, Gegenwartsprobleme Berliner Familien. Eine soziologische Untersuchung an 498 Familien, Berlin 1948

A. Wacker, Arbeitslosigkeit, soziale und psychische Voraussetzungen und Folgen, mit einem Vorwort von Peter Brückner, Frankfurt/M. 1976

M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Studienausgabe, Tübingen 1976

P.W. Weihnacht, Kompetenz für politische Bildung. Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung "das Parlament", Bonn, 10/1976

K. Wünsche, Die Wirklichkeit des Hauptschülers, Köln 1972

LEBENSLAUF :

Am 3. Mai 1947 wurde ich, Götz Haydar Aly, in Heidelberg geboren. Meine Eltern sind Ottilie Aly geb. Schneider und Ernst Aly. Mein Vater ist Kaufmann, meine Mutter Verlagsangestellte. Ich habe drei Geschwister.

Nachdem ich Volksschule und Gymnasium (1954 - 56 in Heidelberg, 1956 - 62 in Leonberg, 1962 - 67 in München) besucht hatte, machte ich 1967 am Kurt-Huber-Gymnasium in München-Gräfelfing das Abitur.

Im Herbst 1967 begann ich die Ausbildung an der Deutschen Journalistenschule in München; - nach einem je dreimonatigen Volontariat bei der Münchner Abendzeitung und in der Zentralredaktion der Deutschen Presse-Agentur schloß ich die Ausbildung als "fertiger" Journalist ab. (Im Sommersemester 1968 hatte ich mich bereits an der Münchner Universität als Politologiestudent immatrikuliert.)

Vom Wintersemester 1968/69 bis zum Sommersemester 1971 habe ich an der Freien Universität Berlin Politische Wissenschaft und Soziologie studiert. Nach 7 Semestern (der Prüfungsausschuß ließ mich wegen der Journalistenausbildung vorzeitig zur Prüfung zu) legte ich am 21.12.1971 bei Professor G. Kotowski am Otto-Suhr-Institut die Diplomprüfung ab. In den folgenden eineinhalb Jahren habe ich an einem Graduiertenstudium teilgenommen und als Honorarkraft oder Referent in verschiedenen Bildungseinrichtungen praktische Erfahrungen gesammelt. Seit Mai 1973 habe ich im Falkenhagener Feld gearbeitet. Die sozialpädagogische Arbeit im Klubhaus für Familie und Jugend sowie als Heimleiter im Jugendheim Gelsenkircher Straße war für meine persönliche und berufliche Entwicklung weg von einer nur wissenschaftlich-reflektierenden Beschäftigung hin zu einer praktisch-pädagogischen Arbeit maßgeblich beeinflussend.

Vom März 1976 bis April 1977 hatte ich ein Jahr Berufsverbot. Vom Mai 1977 bis Januar 1978 habe ich aufgrund eines Urteils des Landesarbeitsgerichtes wieder an meinem alten Arbeitsplatz gearbeitet. Aus naheliegenden Gründen habe ich inzwischen selbst gekündigt und bin seit 1. Februar arbeitslos.

Ich bin evangelisch, mit der Krankengymnastin Monika Aly verheiratet und habe zwei Kinder.

LEBENSLAUF

Am 5. Mai 1945 wurde ich, Udo Knapp, in Altenburg/Thüringen geboren. Meine Eltern sind Anni Knapp geb. Pechstein und Werner Knapp. Mein Vater ist Kaufmann, meine Mutter Zahntechnikerin.

In Altenburg habe ich von 1951 bis 1960 die Grund- und die Polytechnische Oberschule besucht.

1960 siedelten meine Eltern mit mir und meiner Schwester nach Hannover über. Hier habe ich von 1960 bis 1966 das Herschel-Gymnasium besucht und dort auch das Abitur abgelegt. Von 1966 bis 1972 habe ich an der Freien Universität Berlin, dem Otto-Suhr-Institut, Politologie studiert und mit dem Diplom eines Politologen abgeschlossen.

Seit 1972 bin ich beim Bezirksamt Spandau von Berlin in der Jugendpflege der Abteilung Jugend und Sport als Sachbearbeiter für Politische Bildung beschäftigt.

Während meiner Arbeitszeit in Spandau war ich hauptsächlich mit der Planung und wissenschaftlichen Begleitung von Projekten der Jugendpflege befaßt. So habe ich unter anderem an der Bearbeitung von Kriterien für den Ankauf von Filmen zur Politischen Bildung der Landesbildstelle mitgearbeitet. Ich war beteiligt an der Ausarbeitung von Kriterien und Grundsätzen der Politischen Bildungsarbeit in Berlin und habe selbst Seminare in größerer Zahl abgehalten.

Seit Anfang 1977 bin ich nebenberuflich Dozent an der Fachhochschule für Sozialarbeit. Ich habe hier einen Lehrauftrag, der auch für das Jahr 1978 erteilt worden ist.